Geographische Charakterbilder

von

A. W. Grube.

No. 12

A. W. Grube,

Geographische Charakterbilder.

Zweiter Theil.

12



Carl Eulenstein Lpzg. sc.

Die Cedern des Libanon.

Leipzig Fr. Brandstetter.

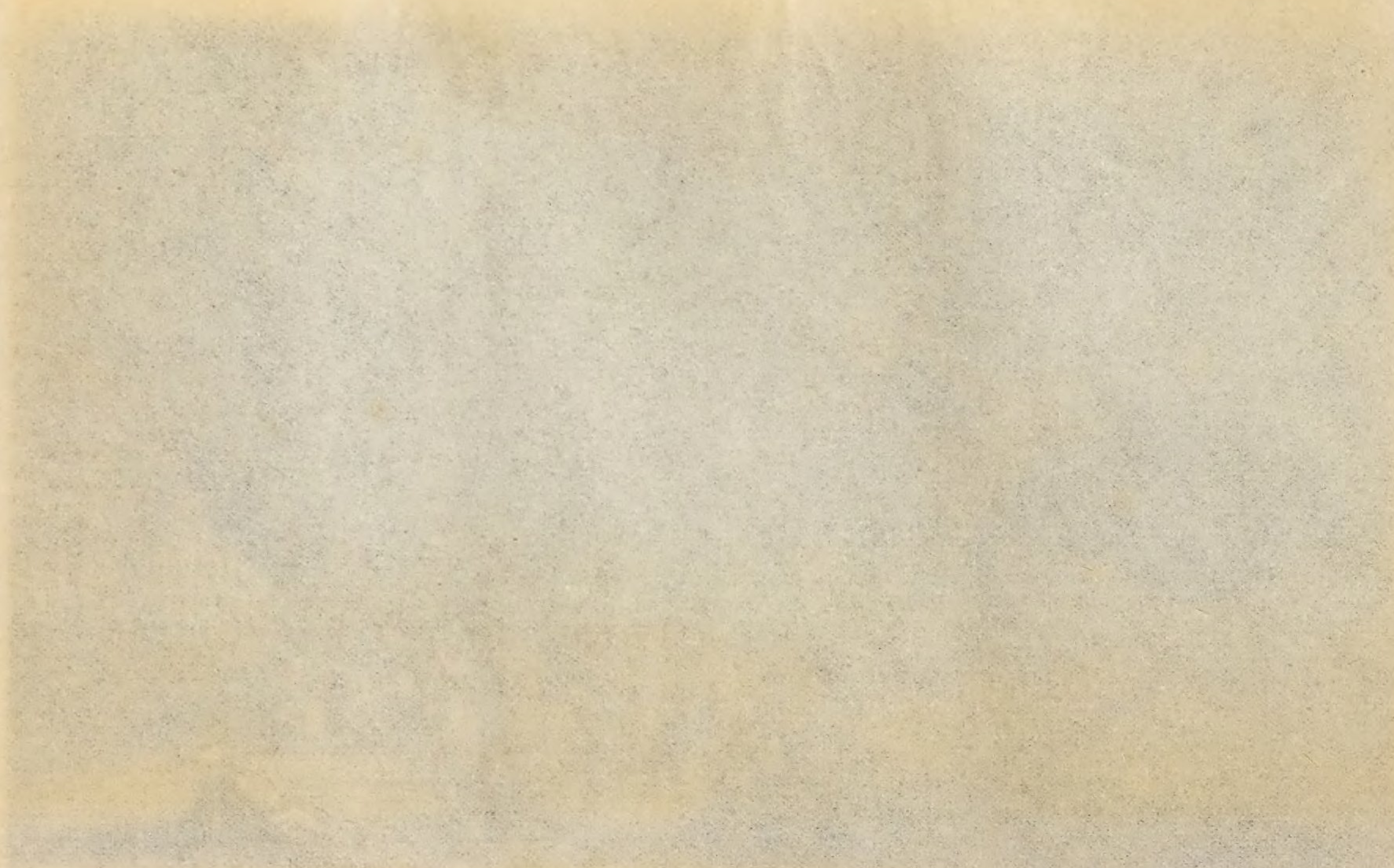
Geographische Charakterbilder

von

A. W. Grube.

Zweiter Theil.

Leipzig.
Friedrich Brandstetter.
1878.



Leipzig, Fr. Brandstetter.

Geographische Charakterbilder

in abgerundeten Gemälden

aus der

Länder- und Völkerkunde.

Nach

Musterdarstellungen der deutschen und ausländischen Literatur

für die

obere Stufe des geographischen Unterrichts in Schulen, sowie zu einer bildenden Lectüre für Freunde der Erdkunde überhaupt

bearbeitet und herausgegeben

von

A. W. Grube.

Zweiter Theil.

Fünfzehnte vermehrte und verbesserte Auflage.

Leipzig.
Friedrich Brandstetter.
1878.

Inhaltsverzeichniß.

Dreizehnter Abschnitt.

Vierzehnter Abschnitt.

Fünfzehnter Abschnitt.

Bilder aus dem asiatischen Rußland.

Sechzehnter Abschnitt.

I. Aus dem Mongolenlande und Tibet.

II. China.

III. Japan.

Siebzehnter Abschnitt.

I. Bilder aus Vorderindien.

Achtzehnter Abschnitt.

Neunzehnter Abschnitt.

Zwanzigster Abschnitt.

Einundzwanzigster Abschnitt.

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Dreizehnter Abschnitt.

1. Der Kaukasus und seine Bewohner.*)

Die Räthsel des Kaukasus fangen bei seinem Namen an; kein Etymolog hat bis jetzt eine sichere Hypothese über dessen Bedeutung aufstellen können und nur so viel scheint festzustehen, daß die erste Sylbe mit dem persischen Worte Kuh (Berg) in verwandtschaftlichem Verhältnisse steht. Der Morgenländer liebt es jedoch, nur so viel Berge in Einen Namen zusammenzufassen, als das Auge zusammen schauen kann; ihm ist daher der Kaukasus nur in seinen Theilen bei Namen bekannt,**) für die Gesammtheit hat er kein Interesse und nur bei arabischen Geographen findet sich dieselbe bisweilen mit einem Namen bezeichnet, der „das Gebirge der Sprachen" bedeutet.

Wie mit dem Namen, geht es auch mit der Sache; in Kaukasien sind die Leute leicht zu zählen, welche über die Gesammtheit des Landes einigen Aufschluß zu geben vermögen, meist kann man sich nur über das Zunächstliegende Kunde verschaffen. Die allgemeine Lage des Kaukasus zeigt jeder Atlas, nur wird dabei meist der Fehler begangen, denselben als eine Riesenmauer gleichmäßig schwarz vom Asow'schen bis zum Kaspischen Meere darzustellen, so daß der Beschauer zu dem Glauben verleitet wird, bei der Halbinsel Taman gebe es schon Gletscher und Schneefelder. Die Folge davon ist, daß man sich einigermaßen enttäuscht fühlt, wenn das Dampfschiff einen ganzen Tag längs grüner Hügel und niedriger Berge dahin fährt. Uebersichtlicher Weise läßt sich der

*) Streifzüge im Kaukasus, in Persien und der asiatischen Türkei von Freiherrn Max v. Thielmann. Leipzig, Duncker und Humblot, 1875.

**) Das ist auch bei den Bewohnern unseres Alpengebirges der Fall.

Kaukasus in drei, oder wenn man das Daghestan besonders betrachtet, in vier Theile scheiden:

1. Die Hauptkette von der Halbinsel Taman bis zur Tsebelda, dem Hochthale, welches die beiden Quellflüsse des Kodor nährt, der unweit von Suchum-Kaleh das Meer erreicht. Dieser Theil des Kaukasus steigt von Nordwesten allmählich an und erreicht, ziemlich gleichmäßig wachsend, an seinem südöstlichen Ende eine Kammhöhe von 6—8000 Fuß, über welche einzelne Gipfel noch einige tausend emporsteigen, ohne jedoch in den meisten Fällen die Grenze des ewigen Schnees zu erreichen. Nach dem Meere zu fällt sie schroff und kurz ab, während nach Norden ein weit verzweigtes Hügelland sich zwischen ihr und dem Kuban ausbreitet. Dem entsprechend schickt sie zum Meere auch nur unbedeutende Bäche, während das nördliche Vorland von einer großen Anzahl meist parallel nach Norden laufender ansehnlicher Gewässer durchzogen wird. Seit der Auswanderung der Tscherkessenstämme liegt das Land großentheils unbenutzt da, Urwälder füllen die Thäler und an den oberen Zuflüssen des Kuban haust noch das seltenste Wild, der Auerochs.

2. Von der Tsebelda bis zum Kasbeck-Paß bietet das Gebirge einen wesentlich anderen Charakter. Die Kammhöhe erhebt sich bis zur Grenze des ewigen Schnees, die hier bei 12,000 Fuß liegt,*) und nur wenige Päſſe führen unter derselben hindurch. Dagegen streben sowohl auf dieser Riesenmauer als unmittelbar neben ihr Gipfel zu einer Höhe, wie sie Europa nicht kennt. So im Norden: der Elborus zu 18,400, der Dychthau und Koschtantau zu 17,000, der Kasbeck zu 16,500; im Süden der Uschba (unweit des Elborus) zur gleichen Höhe; während an den Quellen des Ingur, des Tschenis-Tschali und des Rion eine ganze Reihe von Bergen, vom Tetnuld, der Jungfrau des Kaukasus, bis zum Adai-Choch in der Hauptkette selbst eine Höhe von 15,000 Fuß erreichen.

Diesen Höhen entspricht der Reichthum an Gletschern; vom Latpari-Paß in Swanethien sieht man sich deren 30 gegenüber, wovon 10 primäre. Ein einschneidender Charakterzug unterscheidet jedoch diese Region von solchen Hochgebirgen, wie das Berner Oberland oder die Bernina-Gruppe in der Schweiz: die kaukasische Hochgebirgskette geht, mit Ausnahme einer kurzen Einbuchtung nach Süden an den Quellen des Ardon, in gerader Linie fort und deshalb fehlen die ausgebreiteten Firnmeere, wie die Schweiz sie mehrfach besitzt. Die Seitenketten setzen (mit Ausnahme der obengenannten Schneeberge Elborus 2c.) meist in viel geringerer Höhe an und Gletscher finden sich auf ihnen nur wenige, so z. B. auf dem Lailagebirge zwischen Ingur und Tschenis-Tschali. — Was auch ferner einen auffallenden Gegensatz zur Schweiz bildet, ist der gänzliche Mangel an Seen.

*) In der Schweiz zwischen 8 und 9000.

Der Abfall dieses Berglandes nach dem Meere und dem kolchischen Tieflande wird durch die Thäler des Kodor, des Ingur, Tschenis-Tschali und Rion vermittelt; alle diese Flüsse durchströmen ein in üppigster Vegetation prangendes Vorland, während nach Norden das Bergland steil zur Steppe abfällt. Die vielen Parallelthäler, welche zum Kuban, zur Kuma und zum Terek führen, sind zum großen Theil kahl und öde.

3. Oestlich vom Kasbeck beginnt die Hauptkette sich zu spalten; der eine Zweig geht, die Thäler der Argun und des Andischen Koissu trennend, nach Nordosten, während der Hauptzweig in der alten Richtung nach Südosten verläuft; zwischen beiden liegt das Daghestan. Der erstere hat in seinen Anfängen noch sehr bedeutende gletscherführende Berge, späterhin wird er niedriger und trennt als schroffer Wall das Hochplateau Daghestan von der zum Terek abfallenden Tschetschnia; der südöstliche Zweig jedoch behält bis in die Gegend von Tschemacha die bedeutende Kammhöhe von 8—10,000 Fuß, ohne sich jedoch häufig in die Region des ewigen Schnees zu erheben, wie z. B. an den Quellen des Samur (14,700′). Der erste nördliche Zweig schickt seine Gewässer nach Norden zum Terek durch eine reichbewaldete Gegend; der südliche, dessen schroffer Abfall gleichfalls Urwälder trägt, durch den Alazan und andere unbedeutende Wasserläufe zur Kura; das zwischen beiden gelegene Daghestan ist jedoch fast gänzlich vom Baumwuchs entblößt.

4. Das Daghestan kann füglich als ein Land für sich betrachtet werden, da es in seinen Grundzügen wesentlich von den andern kaukasischen Ländern abweicht. Es ist eine Hochebene, welche von den beiden Hauptketten herab sich allmählich nach dem Kaspischen Meere zu senkt. Vulkanische Revolutionen rissen dieselbe mit Gewalt auseinander und verschoben die einzelnen Theile. Die so gebildeten Rinnen wurden vom strömenden Wasser stellenweis mit einer solchen Genauigkeit ausgehöhlt, daß das Land von einem hohen Punkte aus gesehen einem Musterrelief für einen geologischen Vortrag gleicht. Die vier Hauptwasserläufe, welche alle den Namen Koissu führen und nach den verschiedenen Gauen unterschieden werden, aus denen sie kommen, vereinigen sich und gehen als Sulak in's Kaspische Meer; ein fünfter Fluß, der Samur, führt die Wasser des südlichsten Theils eben dahin.

5. Südlich vom Kaukasus, mit demselben durch die Kette des Suramgebirges verbunden, sonst von ihm durch die Thäler des Rion und der Kura geschieden, erhebt sich ein weit verzweigtes Gebirge, im Allgemeinen unter dem Namen des Kleinen Kaukasus bekannt. Man kann diesen in zwei Gruppen scheiden: eine centrale, um den Gotschka-See wie ein Vulkan um seinen Krater gelagert, und ein lang gestrecktes viel verzweigtes Gebirgsland, welches sich nordwestlich von ersterer bis an das Schwarze Meer hinzieht. Die erstere Gruppe, welche in einigen ihrer Gipfel bis zur Schneegrenze reicht, aber keine Gletscher-

reviere besitzt, sendet ihr Wasser in einer großen Anzahl kleiner Bäche nach Norden und Osten zur Kura, nach Süden zum Araxes, der sie von der persischen Hochebene trennt. Die letztere Gruppe, nur selten bis 10,000 Fuß ansteigend, ist fast ausschließlich der Kura tributär und wird von ihr in langer Schlucht durchbrochen.

Außerhalb des Zusammenhanges mit diesen beiden Theilen stehen zwei gewaltige Bergriesen im Süden einander gegenüber: der unheimlich kahle Alajoz von 13,400 Fuß und der majestätische Ararat (16,900 Fuß) mit seinem Doppelgipfel und ewig weißen Scheitel.

6. Die Tiefländer nördlich des Kaukasus, das des Kuban im Westen und das des Terek im Osten, bieten im Wesentlichen dasselbe Bild: hügelige buschige Steppen mit fruchtbarem, aber größtentheils noch jungfräulichem Boden. Die Tiefländer des Rion und der Kura dagegen sind völlig verschieden. Das Rionland, die gesegnete kolchische Ebene, von wo Jason das goldene Vließ heimführte, ist das Bild der üppigsten Fruchtbarkeit, die selbst dem indolenten mingrelischen Bauer mit seinem urweltlichen Hakenpfluge reiche Ernten liefert und die an jedem unbewohnten Orte den herrlichsten Wald aufsprießen läßt; dagegen ist das Flachland längs der Kura todt und öde. Die Schuld liegt nicht am Boden, der sich bei reichlicher Bewässerung, wie sie jetzt nur noch an den Bergrändern möglich ist, sehr ergiebig zeigt, sondern an den ausdörrenden heißen Winden aus Central-Asien. In früheren Zeiten ersetzte ein weit verzweigtes Canal-System die natürliche Bewässerung, allein die Perser haben es zerstört und die Neuzeit hat noch nicht Muße gehabt, es wiederherzustellen und das Land neu zu bevölkern.

*

Was die Bewohner des Kaukasus betrifft, so bilden dieselben ein buntes Gemisch der verschiedensten Stämme. Die natürlichste Scheidung der Kaukasier ist die Eintheilung in Bergvölker und Völker der Ebene; als drittes Element treten die Eroberer des Landes, die Russen, mit den durch sie herbeigezogenen Colonisten und den Fremden herzu.

Unter den Bewohnern der Ebene sind als das älteste Culturelement im Lande zunächst zu nennen die Völker kartalinischen Stammes. Man versteht hierunter eine Gruppe von Stämmen, Nachfolgern der alten Iberer, welche eine gemeinsame, wenn auch dialektisch sehr verschiedene Sprache, das Kartli oder Kartuli reden und welche im Mittelalter die eigentlichen Herren des Riongebietes und des oberen Kuragebietes waren.

Die Stämme sind: 1) die Grusier oder Grusiner, von Europäern auch „Georgier“ genannt. Sie selbst nennen sich Kartli und bewohnen das Gebiet östlich vom Suramgebirge, zwischen der Hauptkette und der Wasserscheide zum Arax bis zur Höhe von Zakataly; 2) die Imeretiner, westlich vom Suramgebirge bis zum Flusse

Tschenis-Tschali; 3) die Mingrelier, zwischen diesem Flusse, dem Rion, dem Ingur und dem Schwarzen Meere; 4) die Gurier, zwischen dem Rion und der türkischen Grenze; das Nachbarvolk in der Türkei die Lazen, ist ihnen nahe verwandt. 5) Einige Bergvölker, so die Swanethen am oberen Ingur und Tschenis-Tschali.

Die genannten Völker bildeten im frühen Mittelalter ein mächtiges Reich, dessen König in Mtschet bei Tiflis residirte; durch Erbtheilung und unglückliche Kriege mit Persern und Türken gerieth dasselbe so in Verfall, daß zu Anfang dieses Jahrhunderts der letzte König von Grusien, Kachetien und Imeretien, aus dem uralten Geschlechte der Bagratiden, sich Rußland freiwillig unterwarf; die Herrscher von Mingrelien und Gurien wurden hierauf gleichfalls mediatisirt. Jetzt befinden sich diese Völker, etwa 900,000 an der Zahl und durchweg griechische Christen, unter russischem Scepter recht wohl und sehnen sich keineswegs nach ihrer früheren Selbstständigkeit zurück, wo jeder türkische Sultan und jeder persische Schah sie nach Belieben mit Krieg überzog, ihre Dörfer verbrannte, ihre Männer zu Sklaven machte, ihre Weiber in die Harems schleppte.

Ihr Charakter ist im Allgemeinen mittelalterlich; der Adel war ritterlich, doch ungebildet und zum Schaffen unfähig; der gemeine Mann, welcher in harter Hörigkeit lebte, faul und betrügerisch; jetzt fangen die Stände an, sich zu nivelliren, der Adel zu lernen und das Volk, wenn auch mit Widerstreben, zu arbeiten. Eine ihrer hervorstechenden Eigenschaften ist die Liebe zum Wein, von dem sie große Mengen vertragen; auch gesungen wird viel, wenn auch nicht wohllautend. Ihre Sprache klingt rauh und kräftig; der grusinische Dialekt ist zur Schriftsprache erhoben. Die Vornehmen, wenn sie nicht europäisches Kostüm anlegen, tragen die sogenannte tscherkessische Tracht.

Die zweite Hauptgruppe bilden die Völker türkisch-tatarischen Stammes. Sie wohnen nirgends so geschlossen zusammen, wie die Kartalinier, sondern finden sich fast im ganzen Kaukasuslande zerstreut. Ihr Sammelname ist Tataren; doch bezeichnet der gemeine Russe, namentlich der Soldat, hiermit fast Alles, was nicht christlich ist. Diejenigen Landestheile, welche ihnen fast ausschließlich angehören, sind die Tiefländer der Kura und des Araxes; im östlichen Theil des Gouvernements Tiflis wohnen sie mit Grusiniern gemischt, im Gouvernement Eriwan mit Armeniern. Ferner haben sie nomadisirende Stämme in den Steppen vom Kaspischen Meere bis Wladikawkas, und zahlreiche Colonien an der Ostseite von Daghestan. Selbst in den Thälern am Elbrus wohnt ein Zweig von ihnen. Ihre Gesammtzahl, mit Einschluß der Nomaden, beträgt über 1,100,000. Ihre Sprache ist der türkischen sehr nahe verwandt, klingt bedeutend rauher als das elegante Osmanli und wird ziemlich im ganzen Kaukasus verstanden. Ihre Tracht ist mit geringen Abweichungen die persische, nur an der Grenze der Türkei

geht das Volk meist türkisch gekleidet. Die niederen Volksklassen zeigen die Vorzüge der türkischen Race: Ausdauer, Mäßigkeit und Zuverlässigkeit; bei den höheren mag jedoch die lange persische Herrschaft nicht gerade vortheilhaft gewirkt haben.

Die Armenier, gegen 600,000 Seelen, haben nicht wie die vorgenannten Völker einen eigenen Platz im Lande: sie sind ziemlich überall. Es gibt kaum ein Dorf im Lande, wo nicht ein oder mehrere Armenier die Rolle des Juden in Polen und im östlichen Deutschland spielten. Der Armenier ist der Kaufmann par excellence; schlau, geschmeidig, ausdauernd, wenig gewissenhaft, zieht er alle Geschäfte an sich. Die armenische Sprache hat eine große Literatur und ein eigenes Alphabet. An dem von ihren Vorvätern ererbten christlichen Glauben haben die Armenier trotz ihrer Zerstreuung und Unterjochung immer festgehalten.

Die Bewohner der Berge bieten ein so buntscheckiges Conglomerat verschiedener Racen, verschiedener Sprachen und Sitten dar, daß der Besucher des Kaukasus zuerst daran verzweifelt, sich in diesem Gewirr zurecht zu finden. Eine systematische Classifikation aller dieser Völkerschaften ist nicht möglich; die Uebersicht wird aber erleichtert, wenn man sich drei Gruppen abscheidet: die westliche, die centrale und die östliche. Hierbei verdient erinnert zu werden, daß die Russen in ihren Berichten über die Kämpfe des Kaukasus vom rechten und linken Flügel im Sinne des Petersburger Standpunktes sprechen, so daß unter den Völkerschaften des rechten Flügels die westlichen Stämme, unter dem linken Flügel die Tschetschnia und das Daghestan zu verstehen sind.

Im Jahre 1865, also noch vor der großen Auswanderung der Tscherkessen, betrug die Gesammtzahl der Bergbewohner 900,000.

1. Die westliche Gruppe der Bergvölker umfaßt die Stämme, welche auf der Südseite des Kaukasus etwa bis zur Höhe des Elborus, auf der Nordseite jedoch weiter östlich bis in die Gegend von Wladikawkas wohnen. Wir finden hier zunächst die Adige (Adigé), welche von den Russen Tscherkessen genannt wurden. Der Name ist ein Collectivbegriff für eine große Anzahl kleiner und kleinster Stämme. Da dieselben durch kein Band gemeinsamer Sprache und Sitte zusammengehalten wurden, so kämpften sie vereinzelt. Doch erst nach langen blutigen Kämpfen gelang den Russen im Jahre 1864 ihre Besiegung, nachdem der tapfere Schamyl, der den religiösen Fanatismus der ihm untergebenen Bergstämme aufzuregen gewußt hatte, schon 1859 gefangen genommen war. Von diesem Zeitpunkte an begann eine unaufhaltsame Auswanderung nach der Türkei und 400,000 Tscherkessen verließen ihr Vaterland, das jetzt zum großen Theil wüst liegt. — Es ging den Ausgewanderten schlimm genug. Binnen Jahresfrist starben 2 Drittel an Hunger und Seuchen. Die Kinder wurden die Beute eines schamlosen von der türkischen Regierung begünstigten Sclavenhandels und

die türkischen Harems wimmelten von 10- bis 14jährigen Tscherkessenmädchen, welche statt wie früher um 100 bis 160 Thaler jetzt um den vierten Theil dieses Preises verkauft wurden. —

Die Tscherkessen und ihre Sitten sind sehr verschieden geschildert worden; während die einen sie als Freiheitshelden priesen, hoben Andere ihre Raublust hervor. Tapfer sind sie, aber auch grausam und blutdürstig. Im letzten Kampfe wider die christlichen Serben und Bulgaren haben sie mit den türkischen Baschi-Bozuks in bestialischer Zerstörungswuth gewetteifert.

Ein den Tscherkessen verwandter Stamm, die Abchasen in der Tsebelda, hat sich der Auswanderung nicht angeschlossen. Die Abchasen werden als träg und unzuverlässig geschildert. Auf der Nordseite des Gebirgs, am oberen Lauf des Kuban und der Kuma, wohnen die Kabardiner. Das Volk, im frühen Mittelalter christlich, dann aber zum Islam bekehrt, gilt noch jetzt als das ritterlichste von allen. Mit den Russen haben die Kabardiner meist in gutem Einverständniß gelebt, und ein Versuch Schamyls, die Kabarda in den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen hereinzuziehen, ist gescheitert.

Außer den genannten Volksstämmen wohnen in den Thälern der Nordseite des Gebirgs zwischen Elborus und Adai-Choch Tataren.

2. Die centrale Gruppe wird von einem einzigen Volke gebildet, den Osseten. Obwohl nicht besonders zahlreich, sind sie doch seit langer Zeit der Gegenstand des Studiums gewesen, weil sie das einzige Bergvolk sind, dessen arischer*) Ursprung unzweifelhaft ist. Ihre Sprache gehört dem medopersischen Zweige an und ihre Sitten erinnern häufig an altdeutsche; auch brauen sie ein trinkbares Bier, ludi genannt. Ihr Gebiet erstreckt sich in der Hauptkette vom Adai-Choch bis wenig über den Kasbeckpaß hinaus; ihrer Religion nach sind sie zum Theil Mohammedaner, zum Theil Christen und Heiden. Auch sie haben, wie die Kabardiner, sich mit den Russen gut zu stellen gewußt, was letzteren während der Schamyl'schen Kriege sehr zu Statten kam, da die einzige Heerstraße zwischen Baku und Taman über das Gebirge durch das Land der Osseten geht.

3. Die östliche Gruppe der Bergvölker ist sowohl die zahlreichste, als die interessanteste, denn hier wurde 1839 bis 1859 der erbitterte Religionskrieg geführt und hier herrschte Schamyl zugleich als Priester, Held und Tyrann. Zwei Typen lassen sich hier leicht scheiden, die Tschetschenzen und die Daghestaner. Erstere bewohnen die Tschetschnia, den Abfall des Gebirgs zum Terek und darüber hinaus. Sie gelten als diebisch, treulos und heimtückisch und ihre

*) Die arische (von dem angenommenen Urvolke der Arier so benannte) Völkerfamilie begreift die Völker des indo-europäischen Sprachgebietes, also die Inder (Hindu), die Perser, die Armenier, Kurden in Asien; die Griechen, Albanesen, Lateiner, Germanen, Slaven in Europa.

Kriegführung gegen die Russen war hauptsächlich ein Buschkrieg aus dem Hinterhalt. Mit Gewalt und blutiger Grausamkeit hielt Schamyl einzelne ihrer mannigfaltigen Stämme an seine Fahne gefesselt, während andere zu den Russen standen.

Die Bewohner des Dagheſtan sind unzweifelhaft unter den Bergvölkern des Kaukasus die geistig entwickeltsten. Trotz ihrer rauhen, unwirthbaren Berge besitzen sie Industrie, haben musterhaft sorgfältigen Ackerbau und ein Stamm unter ihnen hat sogar eine Literatur. Die Avaren nämlich, im nördlichen Theil des Daghestan, besitzen eine Schriftsprache, für welche sie sich der arabischen Buchstaben bedienen.

Die Industrie anlangend, sind vorzüglich die Stahl- und Waffenarbeiten zu erwähnen; die Kanonen, welche die Daghestaner im Kampf mit den Russen gebrauchten, waren zum Theil von ihnen selber gegossen.

Die Stämme des südlichen Daghestan und der Bergabhänge nach den Thälern des Alazan und der Kura zu, werden unter dem Sammelnamen Lesghier zusammengefaßt.

Das Band, das einst das ganze Daghestan unter Einer Fahne vereinigte, ist der Islam; es gibt vielleicht wenig Muselmänner, welche mit solcher Hingebung an ihrer Religion hängen, als diese Bergvölker. Ihre Tapferkeit und Treue wird gerühmt.

Das herrschende Volk, die Russen, zählt nahezu 1 Million. Man kann die Russen des Kaukasus in 3 Kategorien theilen: die erste Klasse umfaßt den Offizier, den Beamten, Handwerker und Kaufmann; die zweite den Bauer, die dritte den Kosaken. Der russische Bauer ist nicht häufig im Lande, er scheint zum Colonisiren nicht recht geschaffen. Die Kosaken dagegen waren die ersten Pioniere Rußlands im Kaukasus. Schon vor Peters des Großen Zeiten verließen mißvergnügte Schaaren ihr Heimathland und ließen sich am Nordrande des Gebirges nieder; sie vermischten sich bald mit ihren Nachbarn, den Bergvölkern, holten sich ihre Frauen von dort, nahmen auch mit der tscherkessischen Tracht manche tscherkessische Sitte an. Jetzt sind sie in zwei Heere eingetheilt: das vom Terek und das vom Kuban.

Der Unterschied im ganzen Wesen und Gebahren zwischen den Kosaken und den Kaukasusbewohnern ist auffallend genug. M. Wagner bemerkt darüber:*)

Ein Ausdruck von großer Energie und wilder Kühnheit wohnt in fast allen Gesichtern; aber jenes herrliche Adlerprofil, jene flammensprühenden Augen, jene schönen rabenschwarzen Bärte, die ich bei einzelnen Tscherkessen bewunderte, findet man mehr unter den Edelleuten, unvermischten Bluts, als unter dem großen Haufen. Gleich unter den ersten Gruppen von Bergbewohnern, die ich am Kuban gesehen, fielen

*) Der Kaukasus und das Land der Kosaken.

mir einige der höchst imposanten Gestalten der Usden auf. Mit solchen Tscherkessengesichtern hatte ich mir unsere mittelalterlichen Helden, einen Cid, Sickingen, Ritter Bayard gedacht. Wahrlich, ein sehenswerther Anblick! — diese schlanken Ritter des Kaukasus in reichem Waffenschmuck mit der kecken, stolzen Haltung, unter dem Haufen der plumpen Kosaken! Es sprach aus den Zügen dieser Bergbewohner ein volles Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit, eine hochmüthige Geringschätzung des Volkes, unter dem sie wandelten. Zwei Dinge haben sie alle, die hohen wie die niederen: den leichten schwebenden Gang und die imponirend stolze Haltung. Als ich mit der Post durch die Kubansteppe fuhr, begegnete ich bald tscherkessischen Reitern, bald Kosaken; beide tragen am Kuban die gleiche Tracht, die gleiche Bewaffnung und unter den Linienkosaken findet man auch häufig tscherkessische Gesichter. Aber den echten Tscherkessen erkannte ich immer schon in ziemlicher Entfernung an seiner stolzen Haltung. Die schwarzen Augen unter der zottigen Mütze funkelten mich immer finster und feindlich an und seine Hand bewegte sich nie zum Gruße, während der zahme Kosak, schon dreißig Schritt vor dem Wagen die Mütze abnehmend, mich und meine Escorte demüthig grüßte.

— Die Auls (Dörfer) der Tscherkessen bestehen aus kleinen steinernen Häusern, die, gewöhnlich amphitheatralisch gruppirt, auf den Abhängen des Gebirges stehen. Alle diese Auls haben eine Befestigung; ein solider als die übrigen gebautes Haus dient als Citadelle, in welche sich die Vertheidiger, wenn die aus Dorngesträuchen bestehenden Umzäunungen vom Feinde durchbrochen sind, kämpfend zurückziehen. Da bei jeder russischen Expedition das Eigenthum der Bewohner in Gefahr war, so vertheidigten die Tscherkessen mit großer Energie die Eingänge zu ihren Auls. Die Bewohner des Atlas hatten in dieser Hinsicht gegen die Franzosen einen leichteren Stand, als die Kaukasusbewohner gegen die Russen. Die Dörfer der Kabylen bestehen aus elenden Strohhütten, welche von den Bewohnern leichten Sinnes verlassen und den Flammen geopfert werden, während der Tscherkesse sein steinernes Haus, dessen er in einem rauheren Klima bedarf, nur ungern im Stich läßt. Die Expeditionen der Russen im Kaukasus waren daher immer blutiger, als die der Franzosen im Atlas.

Die schönsten Menschen.*)

Die beiden Hauptstämme der christlichen Völker in den Kaukasusländern, die Armenier und Georgier (Grusiner), haben fast unausgesetzt unter dem Drucke fremder Oberherrschaft oder im Unfrieden innerer Anarchie existiren müssen. Die Armenier, begabt mit einer be-

*) Dr. G. Radde (Director des kaiserlichen Museums in Tiflis), Vier Vorträge über den Kaukasus. Gotha, 1874. (Ergänzungsheft 36 zu Dr. Petermann's Mitth.)

wundernswerthen Zähigkeit und Ausdauer, wie auch fein berechnender Klugheit, wurden im Verlauf der Jahrhunderte weithin versprengt; doch bevölkern sie die Stammsitze der Vorfahren am oberen Euphrat und Aras (Araxes) auch gegenwärtig am dichtesten. Sie theilen das Schicksal der Juden, beherrschen wie diese das Kapital und dienen vorzugsweise den materiellen Interessen. Blüthen der Kunst und Wissenschaft treiben nur spärlich an ihrem Kulturbaum. Gleich den Juden haben sie es zu keiner politischen Selbstständigkeit gebracht, sich dagegen immer typisch rein erhalten, sowohl in Körperbau und Gesichtsbildung, wie in Religion und Sitte.

Auch die Georgier haben ihren Volkstypus rein bewahrt. Sie blieben freilich in ihrer Heimath stets eingezwängt, nämlich im mittleren Kurathale und im Becken des Phasis. Wo in dem ehemaligen sogenannten oberen Kartli, d. h. am oberen Kura-Laufe, die grusinische Nation über das Randgebirge Hoch-Armeniens hinaus und auf das Plateau selbst gelangte, wo einstens in der Landschaft Saatabago ein Theil des Volks in den blühendsten Verhältnissen lebte, haben die Osmanen mit dem Beginne des 17ten Jahrhunderts energisch darauf hingearbeitet, den Islam zu verbreiten, und es gelang ihnen, die Georgier wenigstens äußerlich zu mohammedanisiren. Bei Todesstrafe wurde damals die Ausübung des Christenthums untersagt, die grusinische Sprache, Sitte und Tracht verboten. In diesen Ländern, welche erst 1829 an Rußland fielen, hat sich jedoch im Volke der georgische Typus gut erhalten und im Stillen ward auch in der Familie Sprache und Sitte gepflegt. Drangen nun unter der Osmanenherrschaft auswandernde Armenier und auch Tataren in die grusinischen Landschaften am mittleren Kura und wurden die Bewohner des oberen Kartli großentheils Mohammedaner: so erhielt sich dagegen in Imeretien und Mingrelien der grusinische Stamm reiner und hat in diesen Ländern zugleich durchweg seine beiden schönsten Zweige getrieben, deren weit gerühmte Schönheit allein die übrigens schlecht gewählte Benennung Blumenbachs „Kaukasische Race“ rechtfertigen mag.

Im Allgemeinen bestätigt sich an diesen beiden christlichen Hauptnationen der Kaukasusländer, den Armeniern und Georgiern, der alte Erfahrungssatz, daß, je dürftiger und karger die Natur, um so arbeitsamer das Individuum ist, welches auf sie angewiesen. Jene prachtvollen Menschen im unteren Mingrelien, denen die freigebigste Natur reichlich gewähren würde, wenn man sich ihrer nur annehmen wollte, sind arge Faulenzer, armes Volk. Vieles in dieser Hinsicht mag durch das Klima bedingt werden, ist doch der Südländer überall träger und genügsamer als der Nordländer. Im Schatten der herrlichen Wallnußbäume steht die hölzerne Hütte des Mingrelen, meistens aus dem weichen Holze der süßen Kastanie erbaut, bei ihr das Maisfeld, in welchem Kürbisse und Bohnen mit angepflanzt werden. Jeder Baum dient als lebendige

Stütze für eine oft schenkeldicke Weinrebe; hie und da ein Maulbeerbaum; hie und da irrt eine Schaar verkümmerter, kleiner, meistens schwarzer Schweine umher. Dann ein paar magere Kühe, ein paar Ziegenböcke, und wo ein gewisser Wohlstand ist, die unvermeidlichen Büffel. Die Sache ändert sich aber, je weiter wir ins Gebirge steigen. Die besten Bedingungen zum Leben finden wir da bis circa 4000 Fuß Meereshöhe. Da gedeiht noch der Wein, die Seidenzucht ist möglich, die sogenannten südlichen Zerealien, worunter wir Mais und vornehmlich Hirsearten (Setaria italica) verstehen, geben gute Ernten, der Weizen ist die Frucht auf schwerem Lehmboden. Hier ist es dem arbeitenden Menschen wohl. Das Klima ist gemäßigt, die Rebe braucht nicht bedeckt zu werden, die dünnschalige Traube kräftigt sich an südlicher Sonne, hat aber nicht zu leiden vom Uebermaße des Regens, welcher die Tiefländer heimsucht. Hier lebt die Bevölkerung zwar noch nicht in großen festen Culturcentren dicht gruppirt, sondern meistens weithin zerstreut in den reizenden Bergländern, sie ist aber doch schon näher aneinander gerückt, als im mingrelischen Tieflande, wo ackerbautreibende Dörfer fast ganz fehlen, und nur Einzelwirthschaft üblich ist.

Der schöne Faulenzer der tiefer gelegenen, viel üppigeren Landschaften, dem Reis und Baumwolle, oft Oliven, ja, local freilich begrenzt, die Früchte der Hesperiden gedeihen könnten, blieb arm. Dem höher wohnenden Bruder, ebenfalls oft noch körperlich ideal schön, schlank von Wuchs, elegant in seiner Haltung und Bewegung, mit freiem Blicke, nicht selten blond und dann blauäugig und hochstirnig, dann wieder vorhaltend brünett, mit gluthvollen schwarzen Augen, kräftigem Haar- und Bartwuchse, schönem Gesichtsoval, feinen, aber markirten Zügen, mäßiger Nase, geht es meistens schon besser. Er hat doch schon einigermaßen zu sorgen und zu streben. Es gibt bei ihm doch schon Gedanken, um die Winterexistenz zu sichern. Sein Haus ist fester gebaut, sein Thier braucht den Stall, der Wein will alljährlich beschnitten werden, die Seidenraupe erfordert Sorgfalt, der Wald, welcher die Gebirgsstellungen besteht, muß fortgeschafft und das oft schwierige Terrain mit dem Spaten und der Hacke bearbeitet werden, um der Maisplantage zu dienen und seinen Herrn zu ernähren.

Der Imerete, der Bewohner der kolchischen Vorberge, ist ein besserer Wirth als der Mingrele der Ebene, und je höher wir im Gebirge steigen, je mehr der Natur durch Arbeit zu Hilfe gekommen werden muß, um so besser bildet sich der ökonomische Charakter der betreffenden Völkerstämme aus. Aber es schwindet dann, gleichsam als scheuche die Sorge und der Kampf ums Dasein die Schönheit, zusehends die Eleganz und die imponirende Erscheinung der so bevorzugten Bewohner des üppigen kolchischen Tieflandes. Dort ist sie in der That allgemein. Ein Aufenthalt in Suadidi, der früheren Residenz der mingrelischen Fürsten, während eines Markttages belehrt Jedermann darüber, daß

hier die schönsten Menschen der Erde leben. In der mittleren Bergzone dagegen erhielten sich nur die fürstlichen Geschlechter, oft der Ebene entstammend und durch die Ehen von dorther das Blut erneuernd, in voller Reinheit. Aber im eigentlichen Volke bemerkt man schon viel Abweichendes, oft sind es elende, gedrückte, sorgenschwere Gestalten, die uns entgegentreten, und besonders fällt es auf, daß die Weiber, je höher wir ins Gebirge steigen, um so häßlicher werden. Bevor ich Einiges mehr über die christlichen Bergvölker erzähle, will ich hier für kurze Zeit zurückgreifen und den Ausdruck „Kaukasische Race“ etwas beleuchten. Wenn wir mit diesem Ausdrucke überhaupt nur das Ideal menschlicher Schönheit unseren Begriffen gemäß bezeichnen wollen, so bleibt es wahr, daß dieses Ideal speziell in der Uferregion des Südost-Winkels des Schwarzen Meeres wohnt. Wenn wir aber von Race im eigentlichen Sinne des Wortes sprechen wollen, d. h. von der unabänderlichen Wiederholung einer bestimmten Form der typischen Urart durch Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch, so müssen wir in Hinsicht auf sehr bedeutende Variationen jener Völker den Ausdruck unhaltbar finden. Zunächst drängen sich jedem Beobachter, welcher sich die kolchischen Völker ansieht, von vorneherein zwei Grundtypen auf: der eine Typus blondhaarig, blauäugig, hochstirnig, der andere tief schwarzhaarig und schwarzäugig, dabei aber schön weißhäutig und nicht selten mit gedrückter Kopfform und niedriger Stirn. Die Ostküste des Schwarzen Meeres war stets der Schauplatz bösartiger Invasion oder sie wurde doch in den Zeiten der Ruhe von fremden Völkern eifrig besucht. Noch in jüngster Zeit, als das abchasische Tiefland nicht so innig mit Rußland vereinigt war, wie es jetzt der Fall ist, kam es vor, daß aus der Türkei flüchtig gewordene Araber, ja sogar Neger, die dort entsprungen waren, sich hier niederließen und mit den Weibern Abchasiens und Samursakans die schönsten Mulatten zu Nachkommen hatten. Wenn man aber bedenkt, wie viele Völker seit den ältesten Zeiten durch die Kaukasusländer gezogen sind und wie sehr sie die Schicksale der Stamm-Insassen dort beeinflußten, so gibt man die Idee einer ursprünglichen, sich typisch erhaltenden Race auf. Man darf dagegen mit vollem Rechte behaupten, daß gerade jene Verhältnisse es waren, welche mit der steten Bluterneuerung die körperliche Schönheit als eine Folge unendlicher Kreuzung erzielten. Da, wo, wie z. B. in Oesterreich, das bunteste Gemisch verschiedener Völkerschaften lebt, gibt es die schönsten Menschen. Die Nachkommen von Mongolen und Russen an der sibirischen Grenze waren stets schöner, als die reinblütigen Kinder beider Racen. Wahrhaftige Bilder der Schönheit waren die Kinder eines tatarischen Fürsten und einer schottischen Aristokratin, die ich einst sah.

Besondere Gelegenheit, Porträts zu zeichnen, hatte ich bei dem Gebirgsstamm der Swanen. Die Swanen repräsentiren ein Mischvolk, in welchem georgische Elemente vorwaltend sind. Man kann daher am

oberen Ingur Physiognomien jeglicher Form finden. Da sieht man wahrhaftige Apostelgesichter, hohe schöne Stirnen neben den gedrückten Köpfen, welche an gewisse Bewohner Klein-Rußlands erinnern, schlichtes glattes Haar, dann wieder prächtige Locken. Neben den schlanken Gestalten bildschöner Männer, die nachweislich aus Mingrelien stammen, stehen andere, zwar kräftige, aber schlecht proportionirte, ohne jeglichen Adel im Gesichte und in der Haltung.

Straßen und Eisenbahnen im Gebiet des Kaukasus.

Die Verbindungswege der Hauptorte im Kaukasus verdanken ihre Entwickelung erst der Neuzeit. Die russische Regierung hat in richtiger Erkenntniß, daß jede Meile fahrbarer Weg ein Bataillon Soldaten ersetzt, mit Eifer daran gearbeitet, den Kaukasus mit einem Netze von Straßen zu überziehen und ist jetzt ziemlich soweit gekommen, daß jede Stadt mit der Post zu erreichen ist; — eine bedeutende Leistung, wenn man erwägt, daß der Orient nichts kennt als Karawanen-Wege, d. h. Linien, auf denen sich seit Jahrhunderten der Verkehr bewegt, ohne daß auch nur ein Stein, der im Wege liegt, von seiner Stelle gerückt werde. —

Freilich darf man sich unter „Poststraßen des Kaukasus" nicht immer macadamisirte Chausseen vorstellen, aber sie sind doch so im Stande gehalten, daß in der guten Jahreszeit das Reisen leicht und in der schlechten wenigstens möglich ist. Die Hauptstraßen sind folgende:

1. Die große Straße vom Asow'schen Meere nach Tiflis, der wichtigste aller Zugänge zum Kaukasus. Sie geht von Rostoff am Asow'schen Meere aus, durchzieht die Steppe und erreicht über Stawropol, Georgiewsk und Mosdok den Fuß der Berge bei dem wichtigen Schlüsselpunkte Wladikawkas („Bezwingerin des Kaukasus"), nachdem sie vorher, von Stawropol, einen großen Zweig nach Jekaterinodar, der Hauptstadt des Kubanlandes, und kleinere Zweige nach den berühmten Badeorten Pjätigorsk und Kißlowodsk, sowie nach der Festung Naltschik gesandt hat. Bei Wladikawkas tritt die Straße, die von hier ab den offiziellen Namen „Grusinische Heerstraße" führt, in das enge Felsenthal des Terek, zieht sich in starken Steigungen in der furchtbaren Schlucht des Dariel hinauf und überschreitet zwischen den Stationen Kobi und Mleti die Hauptkette des Kaukasus in einer Höhe von 7977 Fuß; sodann folgt sie dem Thal der Aragwa bis Mtzchet, und tritt dort, wenige Meilen vor Tiflis, in das Thal der Kura. Die erste Hälfte der Straße ist reiner Steppenweg und an eine Chaussirung, derselben wird um so weniger gedacht, als die Eisenbahn von Rostoff nach Wladikawkas gebaut ist; dagegen ist der letzte bergige Theil der Straße so gut hergestellt, daß sie dort den besten schweizerischen Alpenstraßen wenig nachgibt.

2. Die Straße vom Schwarzen Meer nach Tiflis. Sie beginnt bei Maran (Orpiri) am Rion, bis wohin die kleinen Flußdampfer von Poti aus vordringen können, und führt über Kutais bis zur Station Kwirila, am Fuße des Surampasses, den sie in einer Höhe von 3627 Fuß überschreitet. Sie läuft dann auf dem linken Ufer der Kura über Gori bis Mtzchet, wo sie sich mit der grusinischen Heerstraße vereinigt. Ihr offizieller Name ist: die Imeretinische Heerstraße.

Der bauliche Zustand dieser Straße ist gleichfalls recht gut, ihre Zeit ist jedoch schon vorbei, da die Eisenbahn, welche fast dieselbe Route verfolgt, bereits im Betriebe ist.

3. Die Straße von Baku nach Tiflis. Sie geht vom Kaspischen Meere aus durch die östlichen Ausläufer der Hauptkette nach der industriellen Stadt Schamacha und zieht sich von dort, bald in der Steppe laufend, bald niedrige Höhenrücken überschreitend, an Nucha und Zakataly vorbei über Signach nach Tiflis. Ihr Zustand ist ein ziemlich primitiver; Chaussirung ist nur an Bergabhängen vorhanden.

4. Die Straße von Tiflis nach Persien geht erst im Thale der Kura abwärts und biegt sodann südlich in das romantische Thal des Akstafa ein, überschreitet an dessen Ende den 7124 Fuß hohen Pambakpaß („Kümürlü", auch „Eselsrücken" genannt); unmittelbar hinter demselben erreicht sie den 6340 Fuß über dem Meer gelegenen Goktscha-See; von dort zieht sie sich über Eriwan in das Thal des Arax, und führt in demselben über Nachitschewan bis zum persischen Grenzorte Dschulfa.

Diese vier großen Straßen sind das Gerüst, an das sich die kleineren anlegen.

Die Schifffahrt auf den Flüssen des Landes ist fast gleich Null; auf dem Rion sollte sie bei Eröffnung der Eisenbahn ganz eingestellt werden und die Kura trägt nur auf dem untersten Theile ihres Laufs kleine Frachtkähne. Bedeutender dagegen ist der Verkehr auf den beiden Meeren, welche das Kaukasusland einschließen. Auf dem Schwarzen Meer concentrirt sich derselbe in Poti, trotz der großen Unbequemlichkeit, welche die schlechten Eigenschaften dieses fiebergeschwängerten Hafenortes mit sich bringen; die Dampfschifffahrten finden im Sommer wöchentlich Ein Mal, im Winter alle vierzehn Tage Statt über Suchum-Kaleh nach Kertsch und Odessa und über Batum nach Trapezunt und Constantinopel. Außerdem herrscht ein ziemlich reger Segelschiff-Verkehr.

Auf dem Kaspischen Meere gehen im Sommer zwei Dampfer wöchentlich von Astrachan über Petrowsk nach Baku und ein Schiff von dort nach Persien, im Winter muß freilich auf der Nordhälfte des Meeres der Verkehr ganz eingestellt werden.

Durch die große Steppen-Eisenbahn von Rostoff nach Wladikawkas erhalten jedoch die Küstengebiete des Kaspischen Meeres Aussicht, auch

im Winter zugänglich zu sein, sobald — was in der Absicht der russischen Regierung liegt — die Fortsetzung jener Bahn nach Petrowsk zu Stande gekommen sein wird.

Die Linie Poti-Tiflis wurde im Jahr 1867 concessionirt, 1871 das erste Stück (von Poti bis an den Fuß des Suramgebirges), 1872 der Rest dem Verkehr übergeben. Die allergrößten Schwierigkeiten, welche sich dem Bau einer Eisenbahn entgegenstellen können, mußten da überwunden werden. Von Poti hatte man erst über 4 Meilen sich durch einen sumpfigen Urwald hindurchzuarbeiten, dessen Fieberdünste die Arbeiter zu Hunderten dahin rafften; dann hatte man reißende Ströme zu überbrücken und schließlich ein Gebirge zu überschreiten, das, wenn man nicht sehr kostspielige Tunnels bauen wollte, stellenweis Steigungen von 1:20, in Europa ganz unerhört, erforderte. Die Schwierigkeiten sind alle überwunden.

Eine Eisenbahnfahrt von Poti nach Kutais.

Die Stadt Poti war vor noch nicht langer Zeit ein Gemisch von Hütten und Pfahlbauten in einem Sumpfe; bei Regenwetter fuhr man im Kahn von einem Ort zum andern. Jetzt ist es eine Stadt mit Hôtels und zum Theil chaussirten Straßen. Doch die Sumpfluft, die quakenden Frösche und stechenden Muskitos sind ihr geblieben.

Noch kein Europäer, der dort eine Nacht zugebracht hat, ist von dem Fieber verschont geblieben; auch wir nicht. Wir glaubten bereits am Abend unserer Ankunft zu fühlen, wie wir mit der dicken, feuchten Luft, die etwa riecht wie die Atmosphäre in einer wochenlang nicht gelüfteten Badstube, die Keime der Krankheit in uns sogen. Die Nacht war entsetzlich. Warme Federbetten, eine dumpfe Schwüle, keine Möglichkeit, die Fenster zu öffnen (wegen der Fiebergefahr) und Legionen von Kerbthieren, welche uns im Lande willkommen hießen.

Um 9½ Uhr des andern Morgens sollte ein Extrazug einige Mitglieder der Eisenbahndirection nach Tiflis befördern und wir hatten die Erlaubniß erhalten, uns bis Kutais ihnen anzuschließen. Wir fanden uns deshalb pünktlich am Ufer des Rion ein, um uns nach dem Bahnhofe, der auf der nördlichen Seite und etwas oberhalb der Stadt liegt, übersetzen zu lassen. Das Dampfboot, welches die Ueberfahrt bewerkstelligt, schien jedoch durchaus keine Eile zu haben. Allmählich sammelte sich eine nicht geringe Anzahl von Passagieren, alle in der Absicht, die bequeme Gelegenheit nach Tiflis (denn für den regelmäßigen Verkehr war erst ein Drittel der Linie, bis zur Station Kwirila, eröffnet) per fas oder per nefas zu benutzen.

Die Direction zeigte sich sehr human und unser Extrazug erreichte schließlich die für die kaukasische Bahn bisher unerhörte Länge von 12 Achsen. Der Bahnhof von Poti ist primitiv; er besteht aus einem

offenen und einem geschlossenen Schuppen. Doch die Restauration war, namentlich was Auswahl der Getränke betrifft, ausgezeichnet.

Endlich fühlte sich nach 10 Uhr der Zug bewogen abzugehen und zwar zu unserer Aller großem Erstaunen sofort mit einer Schnelligkeit von 10 Minuten die Meile — auf russischen Eisenbahnen eine ungekannte Eile. Ein englischer Ingenieur, welcher Betriebsdirigent dieser Strecke war, theilte uns zu unserem Troste mit, daß, so oft er mit der Direction gefahren sei, ziemlich jedes Mal irgend etwas passirte; da dieß Mal die Direction über seine Strecke hinaus führe, so wäre die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie erst auf dem Suramgebirge entgleise, wo herrliche Gelegenheit dafür vorhanden sei. Unter anderen Erfahrungen, die er mittheilte, war die von Interesse, daß ein übergefahrener Ochse selten viel Schaden verursache, während an den harten und starken Knochen eines übergefahrenen Büffels die Maschine meistens entgleise oder sonst Schaden leide.

Die ersten fünf Meilen der Bahn führen durch den Urwald Mingreliens; zu beiden Seiten erheben sich Waldbestände von Bäumen, deren Art man schwer erkennt, weil sie dicht mit Epheu und wildem Wein umrankt sind. Das Unterholz ist ein Gemisch von Lorbeer und Buxbaum und völlig undurchdringlich. Der Nachwuchs ist hier so üppig, daß selbst die Streifen längs der Bahn, auf welchen während des Baues das Unterholz gerodet worden war, schon jetzt, nach kaum drei Jahren, über Manneshöhe wieder zugewachsen waren. Der Boden selbst ist feucht und schlammig; die Aufwerfung des Dammes für die Bahn hat nicht allein viel Mühe, sondern auch viel Menschenleben gefordert, denn von den Soldaten, welche beim Bau beschäftigt waren, blieb kaum einer vom Sumpffieber verschont. An einzelnen Stellen hat der Bahndamm für den Pflanzenwuchs üble Folgen gehabt; er hat das Wasser gestaut und beim Mangel an Abzugskanälen neue Wasserlachen geschaffen, aus denen die Bäume ihre verdorrten, kahlen Wipfel emporstreckten. Trotz der sonstigen üppigen Vegetation machte dieser „Urwald“ mit seiner dumpfen Luft und Undurchsichtigkeit keinen erfreulichen oder erhebenden Eindruck.

Fünf Meilen von Poti lichtet sich der Wald und die Bahn tritt in ein überaus freundliches, mit vielen kleinen mingrelischen Dörfern besäetes und recht gut angebautes Flachland. Der überaus fette, fruchtbare Boden wird hauptsächlich mit Mais bestellt und liefert trotz der Indolenz seiner Bewohner, welche ihren präadamitischen Ackerwerkzeugen treu geblieben sind und um das Jäten sich nicht kümmern, reichliche Ernten.

Die Häuser haben Holzbau mit mäßig steilem Giebeldach und einer hölzernen Veranda, welche meist um das ganze Gebäude läuft und vorn, um einige Fuß vorspringend, auf groben hölzernen Trägern ruht. Dabei stehen die Häuser, selbst in den gebirgigen Theilen von Min-

grelien und Imeretien, fast immer frei, während sie in Grusien sich regelmäßig mit der Hinterseite an den Berg lehnen, vermuthlich, weil man dort mit dem Holz mehr sparen muß.

Allmählich steigen rechts und links von der Bahn grüne Vorberge auf; von dem eigentlichen Gebirge ist aber noch nichts zu sehen. Die Station Senaki liegt unweit des gleichnamigen Hauptortes; die Bahn kreuzt hier die Landstraße, welche von Orpiri am Rion nach Zugdidi führt, der Hauptstadt Mingreliens und Residenz der depossedirten Fürstenfamilie Dadian. Dann überschreitet sie auf einer großen eisernen Brücke, welche bis auf den letzten Nagel in England gebaut worden ist, den reißenden, während der Regenzeit sehr wasserreichen Tschenis-Tschali, der Mingrelien von Imeretien scheidet.

Dahinter öffnet sich zum ersten Mal der Blick auf das Gebirge und durch eine Lücke in den Vorbergen schaut die prachtvolle Schneepyramide des Tetnuld mit dem langen zackigen Kamme der Schchara bis weit in die kolchische Tiefebene hinein. Bei der nächsten Station Samtredi führt die Bahn über die große imeretinische Heerstraße und erreicht sodann, fortwährend durch freundliche hügelige Gegenden, die Station K u t a i s, nachdem sie unmittelbar vorher auf einer langen eisernen Brücke an das linke Ufer des Rion gelangt ist.

Die Station Kutais ist noch acht Werst von der Stadt entfernt; zwei Droschken, welche wir uns durch den Telegraphen nach dem Bahnhof bestellt hatten, nahmen uns und einen deutsch redenden Russen auf, der mit seinen drei Söhnen von 10 bis 13 Jahren eine kurze und für das Alter seiner Sprößlinge entschieden verfrühte Vergnügungsreise in den Kaukasus vorhatte. Nach einstündiger Fahrt auf einer guten Chaussee und meist durch jungen Eichwald erreichten wir unser Hauptquartier für die nächsten Tage, das Hôtel de France in Kutais.

---

2. Constantinopel und die zu der Stadt führenden Meeresstraßen.*)

1. Die Straße der Dardanellen.

Diese Meerenge, der Hellespont der Alten, — Helle flüchtete sich mit ihrem Bruder Phrixus auf einem goldenvließigen Widder über das Meer nach Kolchis in Asien — erhielt ihren modernen Namen im Mittelalter von der an ihrem südlichen Ende gelegenen Stadt Dardanus oder Dardania. Von den Türken wird sie Boghas (Schlund) genannt.

*) G. L. Kriegk. Westermann's Mon.-H. 1858, Mai.

Die Dardanellen sind eine von Nordosten nach Südwesten gerichtete aus vielen Windungen bestehende Meerenge, fast 10 deutsche Meilen lang, die Krümmungen eingerechnet. Ihre Breite beträgt an der südlichsten Stelle fast eine Stunde, an der schmalsten Stelle aber nur 1986 Schritt (3972 Fuß), — da, wo im Alterthum die Städte Sestus und Abydus sich gegenüber lagen. Nach der bekannten griechischen Dichtung schwamm Leander alle Nächte vom asiatischen Ufer hinüber nach Sestus, wo seine geliebte Hero mit einer Sclavin in einem Thurme wohnte. Das herausgehängte Licht war ihm das Zeichen für die Richtung. Aber bei einem Sturme erlosch es und Leander ertrank. In der Nähe dieser durch die Sage geweihten Stelle war es, wo König Xerxes seine beiden Schiffbrücken schlagen ließ, um das ungeheure persische Heer, welches Griechenland unterwerfen sollte, nach Europa hinüberzuführen. In unserem Jahrhundert (1819) machte sich Lord Byron das Vergnügen, an dieser Stelle die Dardanellen zu durchschwimmen. Die Schwierigkeit bestand nicht in der nur $^1/_3$ Stunde großen Entfernung, sondern in der starken Strömung des Hellespont, welche den Schwimmer weit abwärts trieb. Sie geht aus dem Marmarameere in das griechische Inselmeer (den Archipel) und ist so stark, daß bei Nordwind die Segelschiffe nicht aus jenem in dieses gelangen können, sondern vor den Dardanellen, gewöhnlich bei Tenedos, vor Anker gehen, bis Südwind eintritt.

Auf beiden Seiten der Meerenge befinden sich, etwas vom Ufer entfernt, Gebirge, welche am südlichen Ende der europäischen Seite nach und nach in sanfte Hügel übergehen. Die asiatische Küste ist flach und stellenweis sumpfig; die hinter derselben aufsteigenden Höhen sind aber schöner als auf europäischer Seite. Charakteristisch sind diesseits und jenseits die vielen Windmühlen.

Dem Bosporus stehen die Dardanellen an Schönheit weit nach, weil sie eine größere Breite haben und ihre Ufer kahler sind. Dagegen haben sie vor jenen den Vorzug der milderen Luft und des Reichthums historischer Erinnerungen. Vom Archipel in sie einfahrend erblickt man die denkwürdigste Stätte der griechischen Sagenwelt, denn unmittelbar vor dem Hellespont breitet sich das Ufer aus, auf welchem einst Troja lag.

An der schmalsten Stelle deutet auch ein von den Genuesen erbautes Castell auf jene Zeiten hin, da italienische Freistädte das Mittelmeer beherrschten und Asiens Schätze nach Europa brachten. Am nördlichen Ende der Meerenge liegt malerisch auf einer Felsplatte des europäischen Ufers die Stadt **Gallipoli** mit vielen Thürmen und Moscheen, mit weißen flachen Häusern, aus denen dunkle Cypressen hervorragen und mit einem Leuchtthurme, dem auf asiatischer Seite ein anderer gegenübersteht. Von Gallipoli aus setzte Friedrich Barbarossa mit seinem Kreuzheer nach Asien über; in entgegengesetzter Richtung setzten hier die osmanischen Türken zum ersten Mal nach Europa über, — Gallipoli war ihre erste Eroberung.

Für das praktische Leben und die politischen Verhältnisse Europa's sind die Dardanellen von höchster Bedeutung. Sie bilden für die Hauptstadt Constantinopel eine von der Natur selbst geschaffene Schanze gegen Seeangriffe, einen höchst vortheilhaft gelegenen Punkt zur Beherrschung der Stadt, durch welche das Schwarze Meer mit dem Mittelmeer verbunden wird, eine Straße, die, von einem mächtigen Volke besetzt, der Hälfte von Rußland die Ausfuhr abschneiden und damit ihren Wohlstand zu vernichten vermag. Wegen dieser Wichtigkeit, welche die Dardanellen für den Beherrscher Constantinopels und des Marmara-Meers haben, sind sie mit Befestigungen versehen, deren Kanonen jedem Kriegsschiffe, wenn es nicht besondere Erlaubniß zur Einfahrt erhalten hat, den Eintritt wehren können.

Sie befinden sich an zwei Stellen der Meerenge, an ihrer Mündung und da, wo sie am schmalsten ist. Die an der ersteren Stelle errichteten heißen die neuen Dardanellen und sind im Jahre 1657 nach dem Muster der alten, die sich an der schmalsten Stelle befinden, erbaut worden. Sie bestehen aus zwei Schlössern, dem auf europäischer Seite liegenden Sed-il-bahr (d. i. Schlüssel des Meers) und dem gegenüber erbauten Kum-kaleh (d. i. Sandschloß). Sie sind insofern wichtig, daß sie von der Annäherung feindlicher Schiffe Nachricht geben und dieselben verhindern, in der Meerenge selbst vor Anker zu gehen. Die alten Dardanellen dagegen sind die eigentlichen Vertheidigungswerke der Meerenge. Sie bestehen aus Batterien, welche vier Stunden weiter aufwärts anfangen und sich etwa zwei Stunden weit erstrecken. Da, wo die engste Stelle der Meerenge ist, reichen die Kugeln aus zwei einander gegenüberliegenden Forts von dem einen Ufer zum andern. Zur Zeit, als der damalige Hauptmann und jetzige Generalfeldmarschall Moltke die Werke in Augenschein nahm, waren 580 Geschütze vorhanden, welche mit Hinsicht auf ihr Kaliber eine Stufenfolge von 100- bis 1600-Pfünder bildeten. Unter ihnen befanden sich auch einige von 2 Fuß Durchmesser, also von einem Kaliber, daß ein Mann bequem hineinschlüpfen konnte. Diese schleudern Steinkugeln von 300 Centnern und erfordern für jede Ladung 148 Pfund Pulver. Moltke erklärt es für unmöglich, daß bei gehöriger Ausrüstung und Vertheidigung dieser Werke eine feindliche Flotte durch die Dardanellen passiren kann.*) Wenn im Jahr 1807 die Engländer unter Duckworth die Durchfahrt fast ohne Schaden erzwangen, so lag der Grund darin, daß die Vertheidigungsanstalten im traurigsten Zustande waren. Sobald selbige unter Leitung des französischen Gesandten Sebastiani in besseren Stand gesetzt wurden, sah sich Duckworth schon nach 10 Tagen genöthigt, den Rückzug anzutreten und dieß Mal erlitt er bei der Durchfahrt einen nicht geringen Verlust.

---

*) Vgl. Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei 1835—39 von Moltke (Berlin, 1841.) Neue Ausgabe, 1876.

2. Das Marmara-Meer.

Aus den Dardanellen gelangt man in ein kleines Binnenmeer, welches von der marmorreichen Insel Marmara seinen heutigen Namen erhalten hat und im Alterthum die Propontis hieß (das vor dem Pontus Euxinus [dem schwarzen Meere] gelegene Meer). Es ist circa 30 deutsche Meilen lang und an der Stelle seiner größten Weitung 10 Meilen breit. Seine Grundform ist ein von Osten nach Westen gerichtetes Oval. Es hat mehrere Busen, deren beide größten am asiatischen Ufer sind und nach den Städten Ismid und Mudanje benannt werden. Auf derselben Seite befindet sich auch die größte Halbinsel. Sie ist gleich dem Peloponnes nur durch eine schmale Landenge, auf welcher einst Cyzikus lag, mit dem Festland verbunden. Die bedeutendsten Uferorte der europäischen Seite sind außer Constantinopel: Selivri (das alte Selymbria), Erokli (das alte Heraklea Propontidis) und Rodosto. Auf der asiatischen Seite sind die bemerkenswerthesten Punkte Ismid (das alte Nikomedia), ein Cap vor dem Busen von Ismid, wo nach der Sage Hannibals Grab sein soll, ferner das am nördlichen Ende gelegene Dorf Kadika, auf dem Boden des alten Chalcedon, und endlich das nahe dabei gelegene Pendik (Panteichion), einst die Villa Belisars, welcher verstoßen dort sein Leben endete.

In der westlichen Hälfte, nicht weit von der erwähnten Halbinsel, liegt die Marmara-Insel, auf welcher ein weißer, blau geaderter Marmor gebrochen wird, den man vielfach zu Moscheen und Grabmälern verwendet. Diese größte Insel der Propontis ist ein kolossaler Felsen mit zackigen Gipfeln und hat am Fuße desselben einen fruchtbaren Boden, auf welchem Oliven, Wein und Baumwolle trefflich gedeihen.

Am östlichen Ende des Meeres, wenige Stunden von Constantinopel entfernt, befinden sich die sogenannten Prinzen-Inseln. Neun an der Zahl und kaum eine Viertelstunde von einander entfernt, liegen sie gleich einer Hand voll auf den Tisch hingeworfener Bohnen unregelmäßig umher, zum Theil nur als Felsbrocken aus dem Wasser hervorragend. Die größte hat eine Länge von drei Meilen und heißt Prinkipo, wahrscheinlich seit der Zeit des Kaisers Justin, welcher auf ihr einen Palast erbaute. Von ihr hat die ganze Gruppe den Namen „Prinzen-Inseln" erhalten, nicht aber wie man behauptet hat, wegen des Umstandes, daß in der byzantinischen Zeit Prinzen dahin verbannt wurden. Wegen der reinen Seeluft und herrlichen Aussicht sind sie von je her berühmt gewesen und für Constantinopel geworden, was Capri und Ischia für Neapel sind.

Als die schönste dieser Inseln wird Chalki, in der Mitte der Gruppe gelegen, betrachtet. Ihre Hügel sind reich bewachsen mit wohlriechenden Kräutern, am Fuße derselben ziehen sich schattenreiche Haine von Pinien und Terebinthen hin. Prinkipo ist jedoch, obwohl kahler, noch mehr besucht und der Hauptvergnügungsort der Griechen von Constantinopel.

3. Der Bosporus oder die Straße von Constantinopel.

Das ovale Becken des Marmara-Meeres, dessen Wasser durch die Dardanellen in den Archipel strömt, steht auch an seiner entgegengesetzten Seite durch eine Meerenge mit einem größeren Meere, dem Schwarzen, in Verbindung und erhält durch dieselbe seinen Zufluß. Diese Meerenge führt jetzt, nach der an ihrer Mündung belegenen Hauptstadt der Türken, den Namen „Straße von Constantinopel". Im Alterthum hieß sie der „Thracische Bosporus" oder auch blos der „Bosporus". Diesen Namen, welcher wörtlich „Uebergang des Rindes" bedeutet und ursprünglich nur der Mündung der Meerenge zukam, leitet die griechische Sage von der durch Jupiter in eine Kuh verwandelten Io her, welche von der Juno verfolgt dort nach Asien hinüberschwamm. Da die Griechen noch einer anderen Meerenge den Namen „Bosporus" gaben, so war dieser offenbar ein reines Begriffswort, mit welchem wohl jeder so schmale Theil des Meeres bezeichnet wurde, daß über denselben das Rindvieh schwimmend gelangen konnte.

Der Bosporus ist weder so lang, noch so breit als die Dardanellen. Seine Länge beträgt etwa 4 deutsche Meilen. Nahe am schwarzen Meere, wo der Bosporus beginnt, erreicht die Breite fast eine halbe Meile, am entgegengesetzten Ende 5400 Fuß und an der schmalsten Stelle (zwischen den beiden Hissar) nur 2000 Fuß. Die Tiefe beträgt an der Mündung des Bosporus etwa 300 Faden (1800 Fuß).

Das Wasser selbst hat wie das der Dardanellen und des Marmara-Meers eine blaue Farbe und ist so durchsichtig, das man den Grund sehr deutlich sieht. Es zeichnet sich außerdem durch seinen Reichthum an Fischen und Delphinen aus und ist in Folge seines Fischsegens von unzähligen Wasservögeln, besonders Möven, belebt.

In siebenmaliger Schlangenwindung sich hinziehend hat die Meerenge auf jeder Seite sieben Vorgebirge und sieben Buchten. Wie das bei allen schluchtenartigen Vertiefungen des Erdbodens, die durch Zerreißung desselben entstanden sind, der Fall ist, entspricht der Bucht auf der einen Seite ein Vorgebirge auf der andern. Der Bosporus ist eine von den Ausläufern des Balkan und des Olympus gebildete Thalschlucht, deren Ränder nicht hoch sind — die höchste der sie umsäumenden Anhöhen, der gegenüber von Bujukdere auf asiatischer Seite liegende Riesenberg, erhebt sich nur bis 877 Fuß über den Meeresspiegel. Der Abhang zum Wasser ist von Constantinopel bis Bujukdere sanft; von dort werden jedoch die Ufer felsiger, steiler und wilder, so daß die Straße stellenweis nicht mehr am Wasser hinziehen kann, sondern über die Höhe geführt werden mußte. Uebrigens schneiden in die den Bosporus umkränzenden Höhen auf beiden Seiten viele kleine Thäler ein, welche von Bächen durchrieselt werden.

Diese Uferhöhen sollen im Mittelalter ebenso wie die der deutschen

Rheinschlucht mit Wäldern bedeckt gewesen sein; jetzt aber sind sie nicht nur baumlos, sondern auch unbebaut. Eine Ausnahme bilden nur die stellenweise vorkommenden Cypressenhaine der Friedhöfe und andererseits jene dichten Wälder an der Küste des Schwarzen Meeres, da wo der Bosporus beginnt. Der Ufersaum jedoch ist mit vielen Cypressen, Pinien, Platanen und anderen Bäumen, sowie mit einer großen Zahl schöner Gärten geschmückt. Dazu nun die schönen Landhäuser, kaiserlichen Paläste, Cafés, Bäder, alte Schlösser mit zerfallendem Gemäuer, Dörfer, Fischerhütten, Kioske, Moscheen, fast drei Meilen lang vom alten Stambul sich hinziehend, und die von großen Dampfern und Kriegsschiffen, von Segelschiffen und schmalen vorn spitzen Ruderkähnen (Kaik's genannt) belebte Wasserstraße, die in den wundervollen Hafen der Stadt, „das goldene Horn" genannt, mündet, mit dem sonnigen blauen Himmel darüber: das ist ein Bild, das seines Gleichen sucht. —

Nur im nördlichen Theile des Bosporus, welcher den besonderen Namen „Boghas" führt*) tritt uns statt des lebhaften Gewühls und der bunten Mannigfaltigkeit eine stille einsame Naturwildniß entgegen. Diese Gegend der Meerenge besteht fast nur aus öden, steil in's Wasser abfallenden Felsen, in deren Klüften nur vereinzelte Fischerhütten erscheinen. Die Batterien und Schlösser hoch oben, welche dieses nördliche Thor von Stambul bewachen, dienen nicht, die Strenge dieser Partie zu mildern.

Die griechische Sagendichtung hat auch diese Stätten mit ihren Gebilden ausgeschmückt. Durch den Bosporus fuhren die nach Kolchis segelnden Argonauten und kamen dem Rathe des Phineus folgend ohne Schaden an den Symplegaden, d. h. jenen Klippen vorbei, welche am Eingang in das Schwarze Meer auf europäischer Seite liegen und bei niederem Wasserstande kaum eine Klafter hoch emporragen, bei hoher Fluth aber ganz vom Wasser bedeckt sind. In der historischen Zeit ward der Bosporus zuerst durch die Brücke berühmt, welche Darius Hystaspis auf seinem Kriegszuge wider die Scythen über ihn schlagen ließ. Im Zeitalter der Kreuzzüge lagerte mehr als ein Kriegsheer an seinen Gestaden und setzte nach Asien über. Später zogen die reich beladenen Handelsschiffe der Venetianer und Genuesen hindurch und an letztere erinnern noch Festungsruinen, die an seinen Ufern liegen. Von den Thaten der Türken hat die neuere Geschichte wenig zu verzeichnen; nur der grausige Mord, den Sultan Mahmud II. 1826 in Rumili Hissar gegen mehrere tausend Janitscharen verübte, ist im Gedächtniß des Abendlandes geblieben.

Von den Ortschaften auf beiden Seiten des Bosporus seien hier folgende bemerkt. Das Dorf Bujukdere auf europäischer Seite, wo der nördliche Theil des Bosporus, der sogenannte Boghas,*) endigt

---

*) Siehe oben!

und die Pracht, das Getümmel und die heitere Schönheit der Meerenge beginnt. Die Temperatur ist dort, wegen der Seeluft des benachbarten Schwarzen Meeres, wegen des öfters bloß bis dahin wehenden Nordwindes stets um einige Grad geringer als in Constantinopel; im Sommer prangen dort ungeachtet der vierteljährigen Regenlosigkeit die Bäume noch in frischem Grün, während bei Constantinopel die Pflanzenwelt schon verdorrt ist. Bujukdere ist darum ein Lieblingsaufenthalt der christlichen Gesandten geworden, die ihre Paläste und Gärten im oberen Theile des Dorfes haben; der untere wird von Griechen, Armeniern und einer kleinen Anzahl Türken bewohnt. Der Kai des Ortes, welcher eine herrliche Aussicht gewährt und ein benachbartes Thal mit schönem Wiesengrund sind viel besuchte Promenaden. Im untern Theil des Thales erhebt sich eine der schönsten Baumgruppen, „die sieben Brüder" genannt. Es sind die kräftigen Wurzelschößlinge einer Palme. Die Sage behauptet, daß einst Gottfried von Bouillon mit seinen Gefährten dort gelagert habe.

Gegenüber von Bujukdere liegt der Madschar-Burun, d. h. das Vorgebirg der Ungarn mit einer Batterie. Hinter derselben ragt der o. a. „Riesenberg" auf. Die Anhöhe hat diesen Namen von den Franken erhalten wegen des dort befindlichen „Riesengrabes", das die Griechen für die Grabstätte des Herkules hielten, die Türken aber für die Grabstätte des Josua erklärten, weshalb sie den Hügel „Juscha taphi" nannten. Das im Schatten herrlicher Bäume gelegene „Grab" ist ein aus Marmorplatten gebildeter länglicher Raum; auf den Gesträuchern und Blumen flattern stets Kleiderfetzen und Lumpen, die alle türkischen Wallfahrtsorte verunzieren.

Am europäischen Ufer gelangt man von Bujukdere zuerst an das Kalk-Vorgebirge (Kiredsch Burun) mit einer Baumgruppe in der Schlucht, in deren Schatten silberhell eine Quelle sprudelt. Ein kleines Kaffeehaus bietet den erquickenden Mokkatrank und die unentbehrliche Tabakspfeife. Weiter abwärts liegt Therapia, im Alterthum „Pharmakia", d. i. Arznei- oder Giftstätte genannt und deshalb in der Sage von Medea hergeleitet, welche hier ihre Giftstoffe ausgeworfen haben soll. Den Namen Therapia (Heilstätte) hat der Ort wohl von seiner gesunden erfrischenden Luft erhalten; er dient den reichen Griechen, den englischen und französischen Gesandten zur Sommerfrische.

Gegenüber liegt das Dorf Beikos, viel besucht wegen seiner Fontainen und einer auf zehn Marmorsäulen ruhenden Platane.

Weiter nach Constantinopel zu liegen sich die beiden Schlösser: Rumili-Hissar (auf europäischer Seite) und Anatoli-Hissar (auf asiatischer Seite) gegenüber. Sie bezeichnen die schmalste Stelle der Meerenge, die sie zu vertheidigen bestimmt waren und hier dürfte wohl auch der Ort zu suchen sein, wo Mandoktes von Samos auf Befehl des Darius sie überbrückte. Auf europäischer Seite zeigt man einen Felsen, der zu einem

Throne ausgehauen, dem Perserkönig gedient haben soll sein in's Scythenland ziehendes Heer beim Uebergang über den Bosporus zu betrachten. Rumili-Hissar (d. i. Schloß von Rumelien) ward 1452, ein Jahr vor der Eroberung Constantinopels, von Mohammed II. erbaut; es zeigt vom Meere aus gesehen drei mächtige Thürme, in hohe gezinnte Mauern eingeschlossen, über welche schlanke Cypressen empor streben. Zu ihren Füßen bedecken buntbemalte durch Alter gebräunte Holzhäuser in allen Stadien des Verfalles das Ufer. Kaum ein anderer Punkt des Ufers dürfte diesen an malerischer Schönheit übertreffen.*)

Weiter abwärts trifft man bei dem ursprünglich nur von Albanesen bewohnten Dorfe Arnaut — Köi**) auf die stärkste Strömung des Bosporus, von den Türken die „Teufelsströmung" genannt. Sie ist so reißend, daß selbst die Meerkrebse ihr nicht Widerstand leisten können und deshalb zu Lande um sie herumgehen. Von den noch übrigen europäischen Uferorten, die sich bis Pera hinziehen, sind Beschiktasch und Dolmabaghdsche die bemerkenswerthesten. Das erste, im Anfang der byzantinischen Zeit „Daphne" genannt (Lorbeerhain) und jetzt mit kaiserlichen Gärten und Palästen geschmückt,, war stets ein Lieblingsaufenthalt der Sultane im Sommer. In den schönen Thälern von Beschiktasch befinden sich mehrere mohammedanische Klöster, sowie viele Grabstätten, welche als Spaziergänge benutzt werden. Nach Hammer bezeichnet Beschiktasch die Stelle, wo Mohammed II., als er die Belagerung von Constantinopel unternahm und in den gesperrten Hafen der Stadt nicht eindringen konnte, seine Schiffe aus dem Bosporus herausziehen ließ, um sie mit Hilfe von Walzen auf einem zwei Stunden langen Landwege in jenen Hafen bringen zu lassen. Dolmabaghdsche ist ein kaiserlicher Winterpalast, prachtvoll von Außen, doch architektonisch in sehr gemischtem Styl erbaut. Die marmorgetäfelte Terrasse erhebt sich mit ihren breiten Treppen unmittelbar aus der blauen Fluth.

Gegenüber auf asiatischer Seite befindet sich ein phantastisch geformter Granitfels mit einem angeblich vom byzantinischen Kaiser Manuel Comnenus erbauten Kastell, das jetzt als Pestspital benutzt wird. Bei den Fremden heißt es „Leanderthurm", vermuthlich, weil sie durch eine türkische Sage veranlaßt auch die mythische Geschichte von Hero und Leander dahin verlegten.

Nicht weit von diesem Kastell, der türkischen Hauptstadt gegenüber, liegt Scutari (türkisch: Uskudar) die größte Vorstadt von Constantinopel, das Absteigequartier aller asiatischen Karawanen, die von Constantinopel kommen oder dorthin gehen. Scutari hat ansehnliche Klöster (der Tanz der Derwische wird von europäischen Reisenden als barocke Cultusform viel

*) Reisen in der Asiatischen Türkey von Jul. Seiff (Leipzig, 1875).
**) Köi = Dorf.

besucht), und ferner größere und schönere Friedhöfe als Constantinopel, da fromme und bemittelte Türken der Hauptstadt sich in Scutari begraben lassen, um in dem geheiligten Boden ihres asiatischen Vaterlandes zu ruhen.

4. Der Hafen von Constantinopel und die Vorstädte an seinem Nordrande.

Da, wo der Bosporus in die Propontis übergeht, öffnet sich auf der europäischen Seite das Land, um einen der besten Seehäfen zu bilden, wegen seiner gebogenen Form und seines Reichthums an Fischen und Schiffen das „goldene Horn“ genannt. Diese über eine Meile lange Bucht hat anfangs eine westliche Richtung, dreht sich aber nach Nordwesten und dann nach Norden herum. An der breitesten Stelle am Eingange ist sie 3000 Fuß, also noch einmal so breit wie der Rhein bei Mainz; die engste Stelle ist zwischen den beiden Thoren von Constantinopel und Galata, welche die Thore des Fischmarktes heißen; die Ueberfahrt dauert kaum 5 Minuten. Die Tiefe des Hafens ist so beträchtlich, daß fast überall die Kriegsschiffe hart ans Ufer fahren können; er bietet Schutz gegen alle Winde. Er hat außerdem den Vortheil, daß, obwohl aller Unrath Constantinopels und der andern Uferplätze in ihn abgeführt wird, er doch nie einer Reinigung bedarf, theils weil die ihn mündenden Flüßchen keinen Schlamm mitbringen, theils weil ihn eine stete Reinigung durchzieht, die an der Spitze des Serails gewaltsam in den Hafen gedrängt wird, ihn ganz umkreist und bei Tapchane sich wieder mit dem vom Bosporus strömenden Wasser vereinigt. Dagegen erschwert der Zusammenstoß dieser Strömung und Gegenströmung die Einfahrt in den Hafen. Uebrigens hat Constantinopel auch auf seiner dem Marmarameere zugewandten Seite einige kleine Häfen, die jedoch nicht von Bedeutung sind.

Nördlich vom goldenen Horn liegen mehrere Vorstädte; die größten sind Galata (unmittelbar am Wasser) und auf den Hügel bergan ziehend: Pera. Zuerst kommen wir aber (auf der nördlichen Seite des Eingangs) nach dem Artillerie-Viertel, Top-chana genannt, von Tophane = Kanonengießerei. In diesem Orte, dessen große Kaserne vom ganzen Artillerie-Corps bewohnt wird, befinden sich hart am Ufer Batterien, deren Schüsse sich mit denen des gegenüberliegenden Serails kreuzen und so den Eingang des Hafens vertheidigen. Galata ist eine ansehnliche Stadt, seit Justinian I. von angesiedelten Italienern bewohnt, bis diese nachher in Constantinopel selbst ein besonderes Quartier erhielten. Dann räumten die Beherrscher von Byzanz Galata den Genuesern ein und jetzt ist es nebst Pera von allen europäischen Nationen, vorzugsweise von Kaufleuten bewohnt. Die Straßen sind eng und düster. Merkwürdig ist der auf der Stadtmauer erbaute sogenannte Thurm von Galata, welcher, hoch aufragend, eine weite Aussicht gewährt und im Burgenstyl des Mittelalters aufgeführt, durch seine massige Größe und Höhe einen grellen Gegensatz zu den schlanken Minarets bildet. Eine

steile Straße führt nach Pera hinauf in das bekannte europäische Quartier von Constantinopel, wo auch die meisten europäischen Gesandten nebst ihrem Gefolge wohnen. Außer den Franken (wie der Türke alle christlichen Europäer nennt) trifft man dort aber auch Weiße und Schwarze aus allen Provinzen des türkischen Reichs; es begegnen sich dort Perser, Tataren, Araber, Tscherkessen, Griechen, Neger, Tunesen, Algierer, Tripolitaner und Marokkaner, Aegypter, Bengalesen, — Polen, Deutsche, Franzosen, Engländer, Schweizer, Italiener, Spanier, Dalmätier und Russen. Der einheimische Theil der Bevölkerung ist aus griechischem und genuesischem Blut gemischt, sehr raffinirt und verschmitzt; er liefert den Gesandtschaften die Dolmetscher (Dragoman).

Pera ist wie Galata sehr eng und winklig gebaut; an Schmutz ist wie im ganzen Constantinopel kein Mangel und bei Regenwetter stürzen Schlammbäche von den abschüssigen Straßen. Die Hauptstraße ist sehr lang und von einem Menschengewühl durchwogt, daß es oft schwer hält, vorwärts zu kommen. Sie ist nur so breit, daß ein einziger Wagen sie fast ausfüllt; durch Ueberhänge und vorspringende Erker, deren jedes Haus mindestens einen hat, wird sie so verengt, daß man von einem Erker zum andern die Hand reichen kann. Da nun Alles leicht von Holz gebaut ist, so ist begreiflich, daß die Feuersbrünste gleich Tausende von Häusern zerstören.

Neben und hinter Pera liegen die beiden Vorstädte Kassim Pascha und Tatawla oder St. Dimitri, beide für das Seewesen wichtig. Das letztere Viertel ist der Wohnsitz und Belustigungsort der wilden Matrosen und Schiffsarbeiter, welche zwar auch in andern Vorstädten wohnen, nirgends aber in größerer Zügellosigkeit leben. In Kassim Pascha befindet sich das Bagno, das Arsenal, der Palast des Kapudan Pascha (Großadmirals) und das Admiralitätsgebäude. Gegen das Ende des Hafens hin gelangt man nach Chasköi, das mit dem gegenüber gelegenen Balata das Judenquartier von Stambul ist.

Im äußersten Hintergrunde der Bucht, welche den Hafen von Constantinopel bildet, mündet der Kiagadchane-Fluß mit dem ihm kurz zuvor zugeströmten Alibegköi. Seine Mündungsgegend heißt das Thal der süßen Wasser und ist der berühmteste Spaziergang um Stambul. Das schöne Thal enthält einen kaiserlichen Sommerpalast mit prachtvollen Gartenanlagen, welche in Abwesenheit des Hofes Jedermann zugänglich sind.

Geht man vom Thal der süßen Wasser auf die andere südliche Seite der Hafenbucht, um in das eigentliche Stambul zu gelangen, so kommt man nach der Vorstadt Ejub. In ihr befindet sich der Sommerpalast der Sultanin Valide, früheren Kaiserin-Mutter. Das wichtigste Gebäude aber ist die im Jahre der Eroberung (1453) begonnene Moschee, welche das Grab des bei der siebenjährigen Belagerung (668—675), zur Zeit des ersten Arabersturms gefallenen Helden Ejub, sowie

einen angeblich aus der Kaaba herrührenden mit den Fußstapfen des Propheten versehenen Stein enthält. Diese Moschee ist die heilige Stätte, an welcher die ihre Regierung antretenden Sultane ihre Herrscherweihe empfangen, indem sie vom Scheriff von Konieh (Iconium) mit dem Schwert, dem gekrümmten Säbel Osmans des Eroberers, umgürtet werden. Die Moschee ist aus weißem Marmor einfach gewölbt, nach dem Muster der Kuppel der Hagia Sophia, flankirt von zwei schlanken Minarets. Der große mit Cypressen bepflanzte Friedhof zieht sich fast eine halbe Stunde lang bis zum Thal der süßen Wasser hin und ist am Freitag Nachmittag von Tausenden verschleierter Frauen bevölkert, die zwischen den weißen Leichensteinen sitzen.

Die Ejub-Moschee gehört zu den heiligsten und darf von keinem Ungläubigen betreten werden.

5. Das eigentliche Stambul.

Durch das Eindringen der Bucht, das „goldene Horn" genannt, in das europäische Uferland wird eine dreieckige Halbinsel ausgeschnitten, die nur im Westen mit dem Festlande zusammenhängt, das die Basis des krummlinigen Dreiecks bildet. Constantinopel hat somit eine Landseite, eine Hafenseite und eine Meerseite, deren Länge zusammengenommen und die Krümmungen mitgerechnet 2 Meilen beträgt. Die Landseite allein ist 1 Stunde lang. Im Alterthum, als die Stadt noch Byzantium hieß, umfaßte sie nur die Spitze jenes Dreiecks oder den Raum, welchen jetzt das Serail und der anstoßende Stadttheil einnehmen. Constantin, der seine Residenz nach Byzanz verlegte und sie zur Hauptstadt seines (des oströmischen) Reichs machte, dehnte sie nach dem Lande zu weiter aus und schmückte sie mit Prachtgebäuden und Kunstwerken. Am 12. Mai des Jahres 318 hatte er den Bau der Stadtmauer vollendet, welcher Tag eine Zeit lang als der Stiftungstag von Constantinopel gefeiert wurde. Erst unter Kaiser Theodosius des jüngern, der sie noch einmal vergrößerte, erhielt sie den jetzigen Umfang.

Sie liegt, wie das alte Rom, auf sieben Hügeln und war wie dieses in 14 Quartiere getheilt. Die starken Umwallungsmauern aus byzantinischer Zeit sind theils verschwunden, theils zerbröckelt. Die sogenannte innere Wallmauer am goldenen Horn existirt nicht mehr, obgleich sie auf den Plänen der Stadt noch immer figurirt, und in die weitere Mauerlinie um die Serailspitze hat die rumelische Eisenbahn (nach Adrianopel gehend), welche längs des Ufers am Marmarameere hingeführt werden mußte, starke Bresche gelegt. „Ein Ritt von der großen Brücke nach der angegebenen Bahnrichtung" berichtet Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld in seinem neuesten Werke*) — „wird Jedem einen unzweifelhaften Genuß bieten, insofern als er eigentlich ein stundenlanges

*) Unter dem Halbmond. Ein Bild des ottomanischen Reichs und seiner Völker. (Jena, H. Costenoble, 1876).

Ruinenterritorium durchmißt. Nicht weit vom ehemaligen „Gartenthor", das in den großen mit Cypressen und Platanen gezierten Vorpark der Serai-Anlagen führt, ist der Stambuler Bahnhof gelegen. Ein Ritt von hier aus bringt uns zunächst an die Seraispitze, ein Fleckchen Erde mit einer der herrlichsten Aussichten der Welt. Der Blick fällt zuerst auf das Gewirre des goldenen Horns, dann tief in den Bosporus hinein, über Scutari's Gebäude nach dem fernen, in farbigen Nebeln verdämmernden Prinzeninseln, südwärts aber auf den azurnen Spiegel des Marmara-Meeres, das in weiter Ferne scheinbar durch das schneebedeckte Gebirgsmassiv des bithynischen Olymps seinen Abschluß findet. Auf dieser Stelle erhob sich einst die Akropolis des griechischen Constantinopels. Wer im Andenken an jene Vergangenheit irgend eine bauliche Reminiscenz suchen wollte, würde sich vergebens bemühen; ist doch der Glanz der ottomanischen Herrschaft bereits verblichen. Wir verfolgen unsere Route unter hoher Mauerflucht und schattenden Platanen, um ein Stück Wallmauer zu passiren; dann wird der Blick auf's Meer wieder frei, denn der Schienenweg hat sich durch das uralte Gemäuer Bahn gebrochen, um wieder bei der nächsten Wendung durch ein Festungswerk maskirt zu werden. So geht es geraume Zeit; verfallene Thürme wechseln mit geborstenen Wallgewölben, hin und wieder lehnt sich wohl auch ein baufälliges Haus an das noch baufälligere Gemäuer und zwischen dem Schutte sprießt üppiges Strauchwerk. Weiter westwärts liegt nicht bloß der Wallzug, sondern mancher kleine Stadtcomplex buchstäblich in Ruinen; grell getünchte Holzhäuser mit den charakteristischen Balconen stehen auf einem Conglomerat von rauchgeschwärzten Grundmauerresten, modrigem Schutt und anderem Geröll, in den Spalten früherer Steinmauern von Palästen kleben jetzt einige windschiefe Hütten türkischer Schuh- oder persischer Kesselflicker. Elende Baracken schließen den Hintergrund ab, der nur hin und wieder durch die blendend weißen Minarets der großen Kaiser-Moscheen überragt wird. Einige hundert Schritte weiter stößt man auf das Ende des ehemaligen 1 Meile langen Wasserwalles, auf die „sieben Thürme". Auch sie, einst so gefürchtete Staatsgefängnisse und feste Burgen, sind heute complete Ruinenhaufen, von scheuem Gevögel, herrenlosen Hunden und Zigeunern bevölkert.

Ich habe absichtlich ein solches Bild der „herrlichen Stadt" vorweg genommen, denn Constantinopel theilt mit allen Städten des Orients das Ruinenhafte — von Außen ist der Anblick wundervoll prächtig, die Phantasie mächtig ergreifend, aber der Eintritt in's Innere bewirkt Ernüchterung und Enttäuschung, es ist Alles voll Staub und Schmutz und die Pracht und der Reichthum einzelner Bauwerke kann dafür nicht entschädigen.

Die Straßen Stambuls sind winkelig, eng und düster; Raczynski hat eine gemessen, welche nur 9 Fuß 4 Zoll breit war. Nur zwei schöne und lange Straßen, die wohlthuende Breite haben, sind die, welche zum

Atmeidan (Rennplatz) und zur Sophienmoschee führen. Aber Trottoirs sucht man vergebens und das Pflaster ist überall schlecht, alle sind schmutzig und voll übeln Geruchs, da man allen Unrath auf die Straße wirft und die gefallenen Thiere ruhig verwesen läßt, bis sie von den zahlreichen Hunden, die sich herrenlos in den Straßen umher treiben, verzehrt werden.

Freie Plätze befinden sich besonders bei den größeren Moscheen. Der bedeutendste ist der Atmeidan (d. i. Pferdeplatz), in der byzantinischen Zeit „Hippodrom" genannt und damals zu Wettfahrten und bei Triumphzügen, jetzt aber zu feierlichen Aufzügen des Sultans, sowie zum Zureiten der Pferde dienend. Er war einst viel größer; jetzt ist er nur noch 250 Schritt lang und 150 breit. Auf einem am Hippodrom erbauten Thurme standen einst die vier berühmten Rosse, welche jetzt den Marcusplatz in Venedig schmücken und von Vielen für ein Werk des Lysippus gehalten werden. Jetzt finden sich auf den Atmeidan nur noch drei Denkmäler des Alterthums, ein aus Quadern aufgeführter Pfeiler, ein egyptischer Obelisk und eine durch drei sich windende Schlangen gebildete Säule, welche einst den Dreifuß des Tempels in Delphi getragen haben soll. Diese malachitgrün schimmernde erzene Schlangensäule, was könnte sie, sprachebegabt, Alles erzählen! — von den Zeiten, als die Sprüche der Seherin des pythischen Gottes ertönten bis zu den Schreckenstagen, da Mahmud II. die widerspenstigen Janitscharen in ihren Kasernen belagerte, die mit Sturm genommen wurden; in ihrem Blut ward die alte Türkei ertränkt. Diesen Kämpfen auf dem Atmeidan folgten die Massenhinrichtungen, von denen Augenzeugen erzählen, daß drei Tage lang die Schifffahrt im Bosporus und dem Hafen durch die Leichenmassen gehemmt war, welche in den röthlich schäumenden Wogen schwammen.

Auf der nordöstlichen Seite des Atmeidan steht das Kleinod Constantinopels: die Sophienkirche, die ihren Namen nicht von einer heiligen Sophie, sondern davon erhielt, daß sie der höchsten Weisheit (Sophia) geweiht war. Sie ward im Jahr 325 von Constantin d. Gr. erbaut, 404 durch Feuer zerstört, 415 durch Theodosius wiederhergestellt, brannte 532 noch einmal ab und wurde hierauf durch Justinian neu und größer wieder aufgebaut. Im Jahre 987 warf ein Erdbeben einen Theil ihrer Mauern nieder, Kaiser Basilius II. ließ sie wieder herstellen und so blieb sie bis zur Eroberung Constantinopels durch die Türken, als Mohammed II. hoch zu Roß über Leichenhaufen in sie eintritt, die Zeichen des Christenglaubens zerstörte und sie in eine Moschee umwandelte. Er gab ihr zwei neue Stützpfeiler und fügte ein Minaret hinzu, dem unter seinen Nachfolgern noch drei andere zugesellt wurden. Doch diese mohammedanischen Zuthaten und der Halbmond, den man ihr aufsetzte, vermögen den christlichen Charakter der Agia Sophia nicht zu verwischen. Und wie lange wird noch der Halbmond auf ihrer Höhe leuchten?

Das Innere der Kirche war einst mit Wandgemälden, Altären und Kreuzen, das Innere der Kuppel mit Mosaikbildern reich geschmückt; anstatt der letzteren hat man lange Streifen von Koransprüchen mit sechs bis acht Fuß langen Buchstaben angebracht, sowie dreifache Reife mit einigen tausend Lampen, die in den Nächten des Ramadan angezündet werden. Ferner hat man in der Sophia ein Mihrab angebracht, d. h. eine in der Richtung nach Mekka liegende Nische, nach welcher der Betende den Blick richtet. Da jedoch das Viereck der Kirche nach christlicher Sitte auf die vier Weltgegenden gerichtet ist, so mußte der Mihrab im Widerspruch mit der ganzen Architektur des Gebäudes in der Quer angebracht werden, so daß die betende Versammlung eine Menge von Diagonalen bildet. Ebenfalls seitwärts, an einem Pfeiler, steht das Mimber oder die Kanzel für das Freitagsgebet. Dagegen befindet sich der Kursi oder die Predigtkanzel in der Mitte der Kirche.

Der Anblick des großartigen durch sein Alter ehrwürdigen Bauwerks hat in der Nähe wenig Erhebendes, da es rings von anderen Gebäuden umgeben und zum Theil verdeckt wird. Ihre hohe große Kuppel mit dem riesigen vergoldeten Halbmond macht jedoch die Agia (spr. Aja) Sophia weit in's Meer hinaus sichtbar und soll sogar vom Gipfel des Olymp noch erkannt werden.

In der Mitte der Stadt steht das alte Serail mit seinem ihm zugehörigen Quartiere, von Mohammed II. erbaut, jetzt nur noch der Wohnsitz der Frauen verstorbener Sultane. Soliman II. verlegte den Herrschersitz in das neue Serail. Dieses liegt in der durch den Hafen und die Propontis gebildeten Ecke des Stadtgebietes, an derselben Stelle, an welcher einst, wiewohl noch weiter nach Süden ausgedehnt, auch die Paläste der byzantinischen Kaiser standen. Das Ganze bildet eine Stadt für sich und wird von 6- bis 7000 Einwohnern bewohnt. Es ist mit einer Mauer umgeben, welche ein unregelmäßiges Sechseck bildet, eine Stunde lang ist und 12 Thore hat. Aus vielen einzelnen Gebäuden und Gartenanlagen bestehend, bietet es mit seinem Wechsel von Minarets, von vergoldeten Dächern und Kuppeln und von emporragenden Cypressen nach der Seeseite hin einen großartigen Anblick dar.

Betrachten wir zuerst die wichtigsten Punkte der äußersten Theile des neuen Serails, so befindet sich nahe bei der Sophienkirche der Haupteingang oder das sogenannte Kaiserthor, vor welchem die Köpfe von Aufrührern aufgesteckt oder zur Erde geworfen werden. Von ihm nach dem Hafen zu weiter an der Mauer fortgehend, gelangt man zu einem Palast, welcher außerhalb der Mauer an einem vorspringenden Winkel derselben liegt. Er heißt die hohe Pforte, obgleich sich bei ihm kein Thor befindet, durch welches man in das Serail gehen könnte. In ihm wohnt der Großwessir; zugleich befinden sich aber auch die Kanzleien aller Ministerien in diesem Gebäude und es werden in ihm die Ministerberathungen oder Divans gehalten. Weiterhin gelangt man

an den Hafen. In der Ecke, welche die auf der Stadtseite ziehende und dann längs dem Hafen fortlaufende Mauer bildet, befindet sich ein kaiserlicher Kiosk und ein Thor, welches das Thor des Ufer-Kioskes (Jalli-Kiosk) genannt wird. Von diesem Kiosk pflegt der Sultan das Auslaufen der Flotte zu betrachten. In ihm steht ein Thron, welcher sieben Ellen im Geviert mißt und aus reinem Silber besteht. An der Hafenseite selbst liegt das Thor Odunkapussi. Es wird bloß Nachts geöffnet, um den Leichnamen der im Serail Hingerichteten einen Ausgang in's Wasser zu bieten. Geht man von ihm aus weiter nach der Spitze des Serails, so sieht man auf dieser Batterien errichtet. Sie dienen nicht bloß zur Vertheidigung des Hafeneinganges, sondern auch zu Freuden- und Ehrenbezeigungen, sowie um durch einen Schuß die Hinrichtung eines Verbrechers im Serail anzukündigen; die Kanone vertritt bei den Türken in weltlichen Dingen die Stelle unserer Glocken. Das an diesen Batterien befindliche Thor heißt Top-Kapu (Kanonen-Thor).

Geht man durch das Kaiserthor in das Innere des Serails, so gelangt man in den ersten Hof. Er ist 500 Schritte lang und enthält außer einem herrlich beschatteten Springbrunnen und einem Rasenplatze Kasernen, Wachen, eine Münze, eine in ein Zeughaus verwandelte Kirche, ein Krankenhaus, Bäckereien, einen Marstall. Aus ihm führt das sogenannte Mittelthor (Orta-Kapu) in den zweiten Hof. Dieses Thor ist der Hinrichtungsplatz für höhere Beamte. Früher mußten hier auch die Gesandten, bevor ihnen der Sultan Audienz gab, verweilen. In diesem mit Baumgängen verzierten zweiten Hofe befinden sich u. A. neun Küchen und die Speisekammer des Serails, sowie das aus zwei Sälen bestehende Divans-Gebäude, in welchem die Reichsrathssitzungen gehalten werden.

In den dritten Hof gelangt man durch das „Thor der Glückseligkeit". Nahe bei diesem Thore ist der Audienzsaal mit dem Throne des Sultans, der äußerste Punkt, bis zu welchem Fremde im Serail vorgelassen werden. Sonst enthält der dritte Hof noch viele Säle, Kioske, die Schatzkammer, zwei Bibliotheken, mehrere Moscheen, Bäder, Fontänen, Gärten und den Harem des Sultans.

Die Marktplätze der Stadt belaufen sich der Zahl nach auf mehr als zwanzig. Sie sind theils offene, theils bedeckte. Jene, den unsrigen entsprechend, heißen Tscharschus (d. i. die vier Seiten) oder Bazars (d. i. freies Spiel oder Verkehr). Die bedeckten Märkte oder Besestans sind überwölbte Hallen oder Straßen, also das, was man in Paris passages nennt. Die Buden der türkischen Handelsleute haben viel Anlockendes, allerlei Alterthümliches, Seltenes, Altes und Neues in buntem Gemisch reizt den Blick der Vorübergehenden, und wer dem Reize folgt, hat ehe er sich dessen versieht ein kleines Museum gekauft. Juwelierläden, deren Inhaber meist Juden, sieht man häufig. Auch der Goldwechsler fehlt nicht. Schneiderwerkstätten sind im Bazar seltener. Vor Allem ist der Orientale auf Schmuck, auf Diamanten und Edelsteine erpicht. Perlen

und Smaragden und Ohrringe aus Filigranarbeit, goldene Ringe und Armbänder ziehen überall die Haremsdamen an, die man halbverschleiert, begleitet von unverschleierten Negerinnen, gruppenweis hier und da Halt machen sieht. Das solide Handwerk ist vorzugsweise in den Händen der Türken: Schuhmacher, Riemer, Lederarbeiter aller Art, Schlosser, Schmiede, Gürtler, und man muß den Türken zum Ruhme nachsagen, daß sie tüchtige Waare liefern, im Verkauf ehrlich sind und daß ihre Redlichkeit vortheilhaft absticht gegen das zudringliche listige Wesen des jüdischen, griechischen und armenischen Handelsmanns.

Ein Gang durch die engen Straßen ist zwar einerseits mühsam, da man in buntem Gedränge der Reiter, der Ochsenkarren, der Wasserträger, der Eseltreiber, der Träger von Oelkrügen, der Brodverkäufer, der Eierhändler u. s. w. nur langsam vorwärts kommt; andrerseits wieder höchst interessant, um die verschiedensten Stände und Nationalitäten zu beobachten. Dort reitet ein Pascha mit zahlreichem Gefolge, hier bringt ein Beduin seine gekauften Waffen in Sicherheit, ein psalmodirender Derwisch leiert seine Loblieder auf den Allerhalter ab, oder ein weißbärtiger Hadschi erzählt dem lauschenden Kreise, der sich um ihn gebildet, Wundermärchen. Hier sehen wir rechts und links die Handwerker in ihren Werkstätten; dort schauen wir in ein Kaffeelocal, wo in qualmerfülltem Raume die Fanatiker der Ruhe stundenlang mit untergeschlagenen Füßen sitzen, um sich dem Kaf, dem absoluten Nichtsthun hinzugeben.

Die meisten Häuser sind, die Paläste nicht ausgenommen, von Holz erbaut. Die meisten bestehen aus leichtem Gebälk, das mit Brettern bedeckt und inwendig noch mit Mörtel belegt ist, oder aus einem mit Lehm ausgefütterten Flechtwerk. Die schönsten zeichnen sich nur dadurch aus, daß sie von außen schön bemalt und mit allerlei Schnörkeln versehen sind. Da man gern viele Fenster hat, so sind nicht wenige Häuser mit vorspringenden Ecken gebaut. Da man der Frauen wegen keine männlichen Personen als Miethsleute annimmt, so ist auch der Arme genöthigt, sich eine eigene Wohnstätte zu bauen. Daher die vielen ärmlichen Hütten und Baracken. Die Feuersbrünste sind nebst der Pest und Revolution der Schrecken von Constantinopel.

Die Zahl der Einwohner ist in einer orientalischen Stadt schwer festzustellen; doch mag die Zahl der Bewohner von Stambul 600,000 betragen. Die ansässigen bestehen aus osmanischen Türken, Neugriechen, Armeniern, Juden, Franken, Arabern und Persern. Die beiden letzteren sind der Zahl nach die geringsten. Die Osmanen und nach ihnen die Griechen bilden die zahlreichsten Klassen. Letztere wohnen großentheils in demjenigen Theile der Stadt, welcher dem Arsenal gerade gegenüberliegt und Fanar genannt wird; daher der Name Fanarioten. Die Armenier und Juden haben zwar ihre besonderen Quartiere; doch wohnt eine große Anzahl der ersteren in der Stadt und den Vorstädten zerstreut. Die Franken wohnen, wie schon erwähnt, in Pera und Galata.

3. Aus dem Familienleben eines türkischen Herrn.*)

Das türkische Haus zerfällt in zwei Theile: den Harem, die Gemächer für die Frauenwelt und die Kinder, und das Selamlik, das Zimmer oder die Zimmer, wo der Hausherr seine Männer-Besuche empfängt und mit der Außenwelt verkehrt. Bei den Armen besteht die Scheidewand oft nur aus einem Vorhange, aber das Frauenzimmer bleibt dennoch verschlossen und darf von den Fremden nicht betreten werden. Nur in Krankheitsfällen ist es dem Arzte oder besuchenden Freunde gestattet, das Frauengemach zu betreten; dann pflegt einer von den Wächtern des Harems, ein Eunuche, laut zu rufen: Kimse olmazsin! (Niemand sei im Wege!) — es ist ein Zeichen für die Frauen, die sich zufällig im Gange befinden könnten, sich schnell zurückzuziehen und zu verstecken.

Der Islam gestattet dem Manne vier Frauen; wie viel Sklavinnen er dazu nehmen will, hängt von seiner Willkür ab. Der ärmere Türke ist aber schon durch seine Vermögensverhältnisse genöthigt, nur Eine Frau zu nehmen.

Da der Islam das weibliche Geschlecht nur auf den Umgang mit Seinesgleichen beschränkt, werden die Frauen in ihrer geistigen Entwickelung beschränkt und der Männergesellschaft fehlt der veredelnde Einfluß der Frau. Das Leben auf beiden Seiten wird eintöniger und roher. Es fehlt das gemüthliche Band. Und wie schon der Eintritt in die leeren, nur mit einigen Teppichen und Divans ausgestatteten Zimmer eines vornehmen türkischen Hauses den Europäer frostig stimmt, so fehlt auch dem türkischen Familienleben der warme Sonnenschein der Liebe, Eintracht und Zärtlichkeit.

Betreten wir im Geist ein türkisches Haus zu Constantinopel in den frühen Morgenstunden.

Man vernimmt einige dumpfe Schläge am Dolab, einem runden Drehkasten, durch dessen Ton die Diener, und vornehmlich jene Mitglieder des Hauses, denen das Uebertreten der Haremsschwelle nicht gestattet ist, Signale erhalten. Die Schläge wiederholen sich immer heftiger; bald darauf hört man die schweren Tritte eines Dieners, dem eine Sklavin die wichtige Mittheilung macht, der Herr des Hauses habe sein Bett verlassen, sein Bad genommen und werde nun das Selamlik mit seiner Gegenwart beglücken, um seinen Morgen-Tschibuk zu rauchen. Es tritt eine kleine Pause ein. Bald verbreitet sich die Nachricht, der Pascha, Bey oder Efendi sei „herausgekommen", womit man auf seine Uebersiedelung aus der Frauenabtheilung des Hauses in die Männerabtheilung hindeutet.

Der Ruf: Er ist herausgekommen! bringt den Dienertroß auf die

*) Sittenbilder aus dem Morgenlande. Von Herm. Vambery. (Berlin, A. Hofmann, 1876.)

Beine. Ein Tschibuk- oder Nargileh-Wärter schleppt sich schwerfällig durch den Gang dem Gemach seines Herrn zu, bald mit den Händen die halb verschlafenen Augen reibend, bald aus voller Brust das Feuer anblasend, welches das narkotische Gift beleben soll. Ihm folgt der Kaffee- oder Thee tragende Diener, denn obschon der Hausherr an diesen Genüssen sich im Harem regalirt hat, so muß er es doch noch einmal im Selamlik. Das dort Geschehene wird hier als nicht geschehen betrachtet; dort schon erwacht, muß er hier so zu sagen noch einmal erwachen. Ohne gegrüßt zu werden oder selbst zu grüßen — denn der eigene Diener grüßt im Orient nie seinen Herrn, wird auch von diesem nicht gegrüßt — muß er nun mit langen Zügen dem Pfeifenrohre und Getränke zusprechen. Kaum hat er sich dieser Pflicht entledigt, so nähert sich ihm schon der Wekil-Chardsch, d. i. der Majordomus, oder der Chazinedar, d. i. Schatzmeister, die auf ellenlanges Papier geschriebene Rechnung vorlegend, um Genehmigung für diese oder jene Ausgabe und den Siegeldruck (als Unterschrift) zu erlangen. Denn, wohlgemerkt, die Pflichten der Hausfrau liegen bei den Mohammedanern immer dem Hausherrn ob. Mit schläfriger verdrießlicher Miene durchläuft der Herr die langen Postenreihen der häuslichen Ausgaben und mit Widerwillen greift er nach dem auf nackter Brust befindlichen seidenen Säckchen, worin die verschiedenen Siegel stecken. Dasselbe wird auch bei Nacht nicht vom Leibe entfernt.

Die Rechnung wird richtig befunden, die besiegelte Geldanweisung unter manchem Seufzer verabfolgt. Zwar weiß der Herr, daß die Hälfte der Ausgaben erlogen ist; er weiß, daß der Mann, den er schon 10 Jahr im Hause hat, ihn frech bestiehlt und ferner bestehlen wird — das Alles ist ihm kein Geheimniß, da der Mann einen Monatsgehalt von 200 bis 250 Piastern bezieht, während er 500, manchmal 1000 Piaster verausgabt. Er weiß aber auch, daß mit einem Dienerwechsel nichts gewonnen sein würde und so schweigt er.

Dieselben Zustände herrschen im Staatsleben. Beamte mit 500 Piastern Monatsgehalt verbrauchen 1000. Der Schah oder Sultan sieht, wie mancher seiner Diener, der auf ein knappes Gehalt angewiesen ist, reich wird. In Persien wird wohl das tropfweis angesammelte Blut mit Einem Male wieder abgezapft, doch am Bosporus ist man weniger barbarisch und ein türkisches Sprüchwort sagt: Des Padischah Reichthum ist ein Meer; wer nicht davon trinkt, ist ein Schwein!

Doch sehen wir weiter, wie es im Hause geht! Nach Vollendung des mühseligen Geschäfts des Zählens und Schuldenmachens raucht der Herr eine zweite Pfeife. Der Dolab läßt seine Schläge von Neuem hören. Eine gellende jugendliche Stimme ruft einen der Diener, gewöhnlich den ältesten und vertrautesten herbei, damit er den jungen Bey, der den Harem verlassen will, zu seinem Vater führe. Der Diener begibt sich an den vor der Haremsthür herabhängenden Vorhang, steckt

die Hände hinter denselben und zieht den Knaben oder auch mehrere Kinder auf einmal hervor, die nun in frischem Anzuge dem Papa vorgestellt werden. Obwohl erst im Alter von 4 oder 5 Jahren, lassen sie sich doch mehrere Mal auffordern, sich zu setzen, denn das Kind soll aus Achtung vor seinem Vater stehen bleiben und es gilt als besondere Gunst, wenn es sich in seiner Gegenwart setzen darf.

Haben sich die Kinder zurückgezogen, so beginnt die eigentliche Arbeitszeit, welche bis 11 Uhr, bis zum Frühstück oder Mittagsmahle dauert. Es ist dies die belebteste Tageszeit im Hause des Orientalen, der nur am Vormittag einige frische Arbeitskraft und Lebendigkeit entwickelt. Man findet auch bis 11 Uhr den Herrn am sichersten zu Hause. Ist er Beamter, wozu übrigens jeder Orientale höherer Klasse zählt, so empfängt er seine Subalternen. Die Vorhalle des Selamlik ist von Dienerhaufen der kommenden und abgehenden Gäste erfüllt, die Zimmer selbst sind voll Tabaksrauch, da angeseheneren Gästen eine Pfeife gereicht wird. Das Gespräch wird jedoch, auch wenn Zwanzig anwesend sind, nicht so laut, als wenn drei oder vier Südeuropäer beisammen wären. Denn der Orientale liebt die körperliche und geistige Ruhe. Trotzdem, daß manche der anwesenden Herren unbeweglich wie Wachsfiguren stundenlang mit untergeschlagenen Füßen gesessen haben, entwickeln sie doch Alle, in's Frühstückzimmer geladen, einen Riesenappetit.

Das Frühstück könnte, nach den mancherlei Gängen zu urtheilen, eine Hauptmahlzeit genannt werden. Doch so langsam die Herren im Sprechen, so schnell und hastig sind sie im Verschlingen der ihnen vorgesetzten Speisen. Eine Tischunterhaltung findet nicht Statt. Hätten sie, wie in Europa, eine Dame an ihrer Seite, so würden sie gewiß langsamer essen und sich besser unterhalten.

Um 11½ Uhr verfügen sich die Herren in ihr Bureau. Alsdann ist das Selamlik verödet, das Haus nimmt eine andere Gestalt an. Dort an der Haremsthür beginnt sich der Vorhang lebhaft zu bewegen. Einige muntere Mäuschen spüren, daß die Katze außer dem Hause ist; sie fangen an, ihre Köpfchen freier zu bewegen. Die Sklavinnen oder sonstige jugendliche Damen finden es jetzt an der Zeit, sich mit Späßen und Neckereien zu unterhalten. Man klopft, ruft, um den einen oder andern Diener herbeizulocken und verschwindet schnell wieder; man neckt sich mit Worten, oft in sehr derben Ausdrücken, ohne von der Gestalt mehr als einen Finger oder Kleidzipfel sehen zu lassen.

Die älteren Frauen kommen hervor, um mit den Dienern dies und Jenes zu besprechen; letztere müssen während des Gesprächs die Blicke senken, denn es wäre wider allen Anstand, wenn der Mann die ihm gegenüberstehende Frau ansehen wollte. Der Herr selber darf in Gegenwart anderer Männer den Namen seiner Frau oder Tochter nicht aussprechen, nur andeuten. Das kaum dreijährige Kind erscheint vor seinem in Männergesellschaft befindlichen Vater, um eine Mittheilung zu machen.

Der Vater neigt angstvoll seinen Kopf zum Kinde herab, das, schüchtern und erröthend umherblickend, ihm einige Worte in's Ohr flüstert. Es hat eine Botschaft von der Mutter gebracht, von der es aber nicht laut zu sprechen wagt. Mit solcher Reserve wird das Familienleben ertödtet. Von Familienfesten kann keine Rede sein, da die Frauen im Harem zurückbleiben müssen, wenn z. B. der Sohn in einer Männergesellschaft etwas deklamirt und seine Sache gut macht. Dem Vater fließen Freudenthränen über die Wangen, die Mutter aber ist fern. Der Vater darf sich mit der Mutter seiner Kinder oder mit seinen Töchtern nicht öffentlich zeigen. Geht er etwa mit ihnen auf den Bazar, um Einkäufe zu machen; so gruppiren sich nur die männlichen Mitglieder der Familie um ihn, die verschleierten Damen bleiben fünf bis sechs Schritte zurück. Will nun pater familias seine Ehehälfte über etwas verständigen, so redet er, ohne sich umzudrehen, aufs Gerathewohl in die Menge hinein und die Frau muß errathen, daß ihr die Worte gelten.

Die Frau der höher gestellten Türken hat eine große Anzahl von Anverwandten und Dienerinnen um sich, die beim Mangel an reeller Beschäftigung in allerlei verschwenderische Launen verfallen, und weigert sich der Hausherr, ihnen zu willfahren, so stehen ihm sofort alle weiblichen Familienglieder, darunter oft seine eigenen Töchter, feindlich gegenüber. Um den Ohrenbläsereien und Ränken des Harems zu entgehen, meidet er denselben den Tag über gern. Das Kind aber ist Zeuge des oft sehr unlauteren Treibens der Frauenwelt und sein sittliches Gefühl wird schon früh verdorben. Man thut sich den Knaben wie den Mädchen gegenüber nicht den mindesten Zwang an und jene bleiben bis zum zehnten Jahre und noch länger im Harem.

Mütter, die früher Sklavinnen waren, haben gegen ihre freigebornen Töchter einen schweren Stand, und werden sie vom Hausherrn bevorzugt, so erwacht der Neid der andern Frauen. Man bringt ihnen in Erinnerung, wie viel sie beim Ankauf gekostet, wie dürftig sie waren, als sie in's Haus kamen. Das merken sich auch die Kinder. Ich hatte, erzählt Professor Vambery, einst zwei Zöglinge, von denen der Eine ebenso friedfertig, gehorsam und fleißig, wie der Andere zänkisch, widerspenstig und nachlässig war. Der Eine gehorchte seiner Mutter auf den Wink, während der Andere der seinigen durch Ungehorsam steten Verdruß bereitete. Sie waren Kinder Eines Vaters, aber von verschiedenen Müttern, und als ich den Widerspenstigen wegen seiner Schlechtigkeit zurechtwies und ihm den Bruder als Muster der Folgsamkeit seiner Mutter gegenüber vorstellte, erwiderte der böse Bube trotzig: „Willst du etwa, daß ich meiner Mutter so gehorchen soll, wie mein Bruder der seinigen? Hat doch seine Mutter 40,000 Piaster gekostet, die meinige aber nur 20,000!“

Es mag dieser Fall zu den seltneren gehören, doch bezeichnend ist er immerhin.

4. Land und Leute in Chiwa.

Das selbständige Bestehen Chiwa's datirt seit Ende des 14. Jahrhunderts, als sich dieses Landes die Usbeken, ein Volk türkischer Race, bemächtigten. Im Mittelalter beherrschten die Khane von Chiwa einen großen Theil Central-Asiens und sogar Persiens; ihr Land war gut bebaut und bevölkert und hatte einen blühenden Handel. Dies dauerte aber nicht lange. Innere Unruhen schwächten den Staat, so daß er Ende des 18. Jahrhunderts unter die Botmäßigkeit Persiens gerieth, und erst im Anfang dieses Jahrhunderts gewann er seine Selbständigkeit zurück, worauf er unter der energischen Regierung des Khans Muhammed Rachim seine Herrschaft wieder über die benachbarten Nomadenstämme ausdehnte. Aber mit der Thronbesteigung Seid Muhammeds, des Vaters des jetzigen Herrschers, im Jahr 1856, begann abermals der Verfall, welcher den Zustand der Schwäche herbeiführte, in welchem sich das Land auch augenblicklich noch befindet.

Die Grenzen des heutigen Chiwa anzugeben, ist fast unmöglich, da es mit Ausnahme der bestimmten nördlichen Grenzen an den Küsten des Aral-Sees von drei Seiten von Wüsten und Steppen umgeben ist, deren nomadisirende Bewohner sich nur dann als Unterthanen Chiwa's bekennen, wenn es ihnen gerade vortheilhaft erscheint. Ungefähr ließen sich die jetzigen Grenzen in folgender Weise bezeichnen: im Norden das Südufer des Aral-Sees und die Provinz Dau-kara; im Nordosten die Wüste Kisil-kum; im Osten die Wüste Batpat-kum, mit welcher es an Bochara grenzt, herunter bis zum Amu-darja bei Kukertli; in der Richtung nach Westen und Nordwesten läuft die Grenze in einer Entfernung von etwa 150 Werst am linken Ufer des Amu-darja durch Einöden, die mit fliegendem Sande, mit Salzlachen und weiten mit Rohr bestandenen Morästen bedeckt sind und sich nur hin und wieder zu Steppen gestalten, auf denen die Nomaden ihre Heerden weiden können.

Inmitten dieses unwirthlichen Raumes liegt die sogenannte chiwesische Oase, die von der Stadt Pitnjak bis zur Stadt Kungrad reicht, vorzugsweise auf dem linken Ufer des Amu-darja liegt, und auf welcher sich die seßhafte Bevölkerung des Khanats gruppirt.

Der Amu-darja durchsetzt diesen Strich in schnellem Laufe; das linke Ufer ist steil, aber nicht hoch; das rechte ist höher, besonders da, wo es an das Scheichdscheli-Gebirge stößt. Die Breite des Stromes beträgt von Pitnjak bis zur Stadt Gurlen etwa 415, dann bis zur Festung Bent 350 Faden und wird weiter stromabwärts immer geringer, bis sie bei Kungrad nur noch 60 Faden mißt. Während seines ganzen Laufes bildet der Amu niedrige Inseln, von denen einige 15 Werst lang sind. Ob sich irgendwo Furten vorfinden, ist nicht bekannt. Bei der Festung Bent theilt sich der Strom in verschiedene Arme, welche ein aus-

gedehntes sumpfiges Delta bilden, das in seinem nördlich von Kungrad belegenen Theile mit so dichtem Rohre bewachsen ist, daß nur die besonderen Wege passirt werden können, welche sich die Karakalpaken und Kirgisen für ihren Verkehr gebahnt haben. Außer dem Ulchun- (großen) darja, den die Chiwesen für das Hauptbett halten, gibt es noch acht Mündungsarme, von denen fünf auf der linken, drei auf der rechten Seite des Hauptstromes liegen. Von ersteren ist der Laudan mit dem Ssarkrauk der hauptsächlichste; er fällt in den See Aibugir (früher der südöstliche Theil des Aral-Sees, jetzt bereits von demselben durch eine mit Schilf bewachsene Landenge getrennt). Der Ssarkrauk war einst wahrscheinlich das Hauptbett des Amu auf seinem Laufe zum Kaspischen Meere, ist jetzt aber von den Chiwesen abgedämmt. Die folgenden linken Arme sind der Tschumanai, der Kyjat-dschargan, der Kok-darja, die gleichfalls in den See Aibugir münden, und der Taldyk, der sich in den Aral-See ergießt. Die rechts vom Hauptbette liegenden Arme sind der Kuk-usjak, der sich bei der Stadt Chodsheili abzweigt und in den See Dau-kara tritt, aus welchem er unter dem Namen Jangi-ssu in den Aral-See abfließt, der Karabaily und der Kasak-darja, von denen der letztere wegen der stets wachsenden Wassermenge für den zur Schifffahrt geeignetsten Arm gehalten wird. Im Uebrigen tritt der Schiffbarkeit des Amu nur in der seichten Stelle, die sich zwischen Kungrad und dem Ausfluß des Kuk-usjak befindet, ein Hinderniß entgegen; da aber auch diese Stelle noch 4 Fuß Wassertiefe hat, ist die Schifffahrt nicht geradezu unmöglich.

Da der Amu-darja keine Nebenflüsse aufnimmt, mußte für die Felder ein ausgedehntes, unmittelbar durch den Strom genährtes, Ueberrieselungssystem organisirt werden. Von Pitnjak an sieht man ein ganzes Kanalnetz sich über das Land ausbreiten. Die 10 Hauptkanäle haben eine Länge von 20 bis 135 Werst und eine Breite von 3 bis 25 Faden, und von ihnen geht eine Menge kleiner Kanäle aus. Da das Wasser des Amu die einzige Quelle der Fruchtbarkeit der chiwesischen Oase und des Wohlstandes der Bewohner ist, so werden der Mangel und der Ueberfluß desselben im gleichen Grade verhängnißvoll. Gegen den Wassermangel ist freilich nichts zu machen; damit aber ein Ueberfluß nicht die Felder ertränke, haben die Chiwesen längs des ganzen linken Ufers einen Damm von hinreichender Höhe aufgeführt, durch dessen Dicke die Röhren führen, vermittelst deren die Kanäle das Wasser erhalten. Auf den höher belegenen Stellen und auf dem ganzen rechten Ufer wird das Wasser durch allerlei Wasserwerke gehoben. Es war sicherlich viel Arbeit, Fleiß und Scharfsinn erforderlich, um dieses Werk zu vollenden; aber trotz aller Mühe bilden von dem 260 Quadratmeilen großen Delta, dessen Spitze wir bei Pitnjak annehmen, doch kaum 100 Quadratmeilen den eigentlich productiven Theil des Khanats. Der Haupttheil der angesiedelten Bewohner Chiwa's sitzt denn auch

auf dem linken Ufer des Amu, da das auf dem rechten Ufer belegene Land schwieriger zu bewässern und demnach auch zu bebauen ist.

Das Klima Chiwa's ist das der Steppenländer: im Sommer ist es drückend heiß, und im Winter steigt die Kälte zuweilen auf 19 Grad. Der Amu geht gewöhnlich schon im Februar auf und ist nur einen Monat zugefroren; bald darauf beginnt denn auch der Frühling. Der Sommer beginnt mit dem April, und der Herbst macht sich erst Mitte Novembers fühlbar. Die Unbequemlichkeiten des Sommers sind die Hitze und der unleidliche Staub, der in dichten Wolken von den Sandwüsten herübertreibt, die des Herbstes die große Veränderlichkeit des Wetters. Regen und Schnee fallen übrigens sehr selten.

Dank der künstlichen Bewässerung geben die in Chiwa gebauten Feldfrüchte vortreffliche Ernten. Der Weizen gibt in guten Jahren das sechzigste, der Reis das vierzigste bis siebenzigste Korn. Die Dshugara trägt sogar dreihundertfältig; die Körner derselben ersetzen den Hafer und die Stengel das Heu für Pferde und Vieh. Außerdem werden auch Gerste, Linsen und Erbsen gebaut. Von Nutzpflanzen werden Baumwolle (vorzugsweise im Süden), Hanf (im Norden, ausschließlich zu Stricken verbraucht), Kunshut (eine Oelfrucht), Krapp, Tabak und Flachs gebaut. Da Wiesen fehlen, wird die Luzerne gesäet, die dreimal geschnitten wird und ein gutes Futter gibt. Wessen sich aber die chiwesische Oase ganz besonders rühmen kann, das sind die Früchte, die sich durch einen ungewöhnlich angenehmen Geschmack auszeichnen. Es gedeihen ganz vortreffliche Aepfel, Birnen, Pflaumen, Aprikosen, Trauben, Granaten, Pfirsiche und vor Allem Melonen. Gemüse wird, mit Ausnahme der Mohrrüben und Zwiebeln, fast gar nicht gebaut. Von den Bäumen, die gleichfalls einer sorgfältigen Pflege bedürfen, werden die Pappel, der Naruan und Karaman (eine Art Rüster) als Nutzhölzer verbraucht, während der Maulbeerbaum die Seidenwürmer nährt.

Die Angaben über die Bevölkerung sind sowohl in statistischer als in ethnographischer Hinsicht sehr unzuverlässig. Zu den ansässigen Bewohnern gehören die Usbeken, Tadshiks und Perser. Die Usbeken sind als die Eroberer Centralasiens der herrschende Volksstamm, obgleich sie in geistiger und somit auch in moralischer Hinsicht den Tadshiks nachstehen; sie mögen im Ganzen 100,000 Individuen zählen, beschäftigen sich mit Ackerbau, zum Theil auch mit Handel und liefern das Hauptcontingent des Heeres. Die Tadshiks, ein Volk indisch-persischer Race, sind die Ureinwohner Centralasiens, die von den Usbeken unterjocht wurden, jetzt aber neben diesen leben und fast den ganzen Handel in Händen haben. Sie zählen gleichfalls gegen 100,000 Köpfe, vielleicht auch etwas mehr. Die Perser sind Sklaven oder Freigelassene und deren Nachkommen, und zählen nach Vámbéry 40,000 Mann. Sie sind die arbeitsamste Klasse der Bevölkerung und beschäftigen sich vorzugsweise mit Ackerbau.

Die Viehzucht ist unbedeutend, und das Vieh ist klein: Kameele und Dromedare werden auch nicht viele gehalten; von diesen sind letztere größer und kräftiger als die ersteren; die Esel sind zwar klein, aber stark, und werden zum Fahren und Reiten gebraucht. Die kirgisischen Pferde sind klein und schwach; die Argamaken von rein turkomanischer Race aber groß, schön, stark, feurig und schnell. Die aus beiden gemischte Race, Karabair genannt, ist auch noch kräftig und stattlich. Die nomadisirenden Bewohner des Khanats haben mehr Vieh als die seßhaften, aber lange nicht so viel als die orenburgischen und sibirischen Kirgisen.

Zu den Nomaden gehören zunächst die Karakalpaken, die in der Mündungsgegend des Amu-darja bis beinahe nach Dau-kara hinauf und auch auf dem rechten Ufer des Stromes von Kiptschak bis Gurlen umherstreifen, und etwa 10,000 Kibitken oder 45,000 Köpfe stark sein mögen. Sie beschäftigen sich auch mit Ackerbau und Fischfang und sind ein friedliches Volk, das von den Chiwesen durch Abgaben gedrückt wird, und sich dem Ersten unterwerfen würde, der es von diesem Drucke befreite. Die Kirgisen, 6- bis 7000 Kibitken, d. h. ungefähr 35,000 Individuen stark, nomadisiren theils mit den Karakalpaken zusammen, theils am Taldyk und Aibugir und beschäftigen sich vorzugsweise mit Viehzucht, weshalb sie auch oft die guten Weideplätze von Jangissu aufsuchen. Die Turkomanen haben ihr Nomadenterrain in den westlichen und südlichen Grenzdistricten des Khanats und auch in den Steppenzonen zwischen den Irrigationskanälen. Ihre Zahl ist schwer zu bestimmen, es werden aber kaum mehr als 10—15,000 Köpfe sein. Sie können dem Khan als Reiterei dienen, sind aber arge Räuber, die beim ersten Mißgeschick der ansässigen Bevölkerung gefährlicher werden könnten, als der Feind.

Außerdem ist noch eine geringe Zahl Araber, Juden und afghanischer Jamschiden anzutreffen.

Im Ganzen zählt also Chiwa ungefähr 340,000 Bewohner, 100,000 nomadisirende und 240,000 ansässige.

Die Ortschaften unterscheiden sich größtentheils wenig von den gewöhnlichen mittelasiatischen Dörfern (Kischlaks), und bestehen aus krummen, schmutzigen oder staubigen Straßen, die aus Lehmhütten gebildet werden. Fast alle sind von Wällen, die oft freilich in Trümmern liegen, und von Gärten umgeben. Die Hauptstadt Chiwa liegt an zwei Irrigations-Kanälen, und ist mit einem über 6 Werst langen Lehmwall von 10 Fuß Höhe umgeben. Im Innern umgibt eine andere 2 Werst lange Mauer von $3^1/_2$ Faden Höhe und 4 Faden unterer Dicke die Paläste des Khans, die Häuser der Würdenträger und einige Medresses (höhere geistliche Schulen), deren Chiwa überhaupt 22 zählt. Diese innere Stadt bildet eine Art Citadelle mit drei Thoren, an deren Seiten ungefähr 20 Kanonen auf Laffetten stehen. (Außerdem lagen 1869 in

einem Schuppen der Citadelle noch 60 Kanonen, die in letzterer Zeit gegossen zu sein scheinen.) Die äußere Stadt hat einen großen Bazar, und in der Umgegend liegen viele Gärten und die Sommerresidenzen des Khans. Die Stadt hat ungefähr 20,000 Einwohner. Kungrad am Taldyk hat in seinen trümmerhaften Häusern 6000 bis 8000 Einwohner und treibt einen ziemlich bedeutenden Vieh- und Productenhandel. Khodsheili, 65 Werst südöstlich von Kungrad, soll 8000 Einwohner haben, wobei man wahrscheinlich die umliegenden Dörfer mitgezählt hat. Kunja-Urgentsch, am alten Amu-Bette, war früher eine ausgedehnte Stadt, deren Bewohner jedoch der häufigen Angriffe der Turkomanen wegen größtentheils ausgewandert sind. Bent ist eine kleine elende Festung, die drei Kanonen haben soll. Tamaus, 61½ Werst nordwestlich von Chiwa, zählt wenige Bewohner, hat aber eine stark bevölkerte Umgebung. Now-Urgentsch, 10 Werst vom linken Ufer des Amu, hat eine ziemlich gute mit Artillerie armirte Mauer und zählt etwa 3000 Einwohner. Chanki, an der Ueberfahrt über den Amu, soll 5000 Einwohner zählen und eine gute Mauer haben. Chasar-Asp, 57 Werst östlich von Chiwa, nächst diesem die bestbefestigte Stadt, hat ungefähr 4000 Einwohner. Viele andere Ortschaften, von denen mehrere als kleine Forts dienen, tragen eben nur den Namen von Städten.

Die Gewalt des Khans ist eine vollständig despotische. Die Eintheilung des Landes richtet sich nach der Zahl der Städte, deren jeder eine bestimmte Zahl von Dörfern zugetheilt ist. Die Städte werden von Beamten des Khans vollständig willkürlich verwaltet. Die Justiz wird entweder von dem Khan persönlich oder von den Richtern geübt, die, da die Bevölkerung dem sunnitischen Bekenntniß anhängt, theils nach dem geschriebenen Gesetz (Schariat), theils nach dem überlieferten (Adat) entscheiden. Oft wird auch ein Rechtsfall der vollständigen Willkür der höchsten Administrativbeamten anheimgegeben. Die bestehenden Steuern sind das Ssalgyt, das man von jedem Hausbesitzer mit 4 bis 20 Rubel jährlich und mit zwei Fünfteln der Ernte erhebt, wenn der Ackerbau auf dem Lande des Khans betrieben wird, und die Takapnaja, welche in verschiedenen Beträgen von den Gärten zu entrichten ist. Von den nomadisirenden Völkern zahlen die Karakalpaken ein Stück von je 100 Schafen, 20 Rindern und 6 Kameelen, die Kirgisen etwas weniger. Diese Abgabe wird in Geld berechnet. Von den importirten Waaren werden 2½ Procent des Werthes erhoben. Trotz der Höhe dieser Steuern wird die Bevölkerung noch oft genug mit außerordentlichen Abgaben bei allerlei besonderen Gelegenheiten heimgesucht.

Der Khan Muhammed-Rachim ist ein junger Mann von 25 Jahren und schwachem Charakter, der sich wenig um die Regierungsgeschäfte kümmert und seine Zeit im Harem oder auf der Falkenjagd zubringt. Sein einflußreichster Rathgeber war bis zur letzten Zeit der Diwan-Begi Mad-Murad, der hauptsächlich gegen die Auslieferung der russischen

Gefangenen war, die er als Geiseln zurückzubehalten rieth. Nasar-Jarym, der Kusch-Begi (erster Minister), ist zwar der oberste Beamte im Staat, aber durch Murad mehr in den Hintergrund gedrängt worden, daher zwischen beiden gerade keine Freundschaft herrscht. Polwan-Dshan, der Mursa-Baschi (etwas wie Minister des Auswärtigen), ist ein gewandter Mensch, der viele asiatische Sprachen und auch Russisch spricht. Auch sind noch zwei Kirgisen zu nennen, die sich der besondern Gunst des Khans und einer großen Popularität erfreuen. Es sind dies Ssadyk und Asbergen, zwei heillose Räuber und geschworene Feinde Rußlands.

Die reguläre Truppenmacht des Khans besteht aus 500 Mann zu Fuß und 1000 Reitern, die mit Percussionsgewehren bewaffnet und uniformirt sind. Als Artilleristen dienen meist Hindus und Afghanen. An irregulären Truppen kann Chiwa vielleicht 2000 Reiter in's Feld stellen; dieselben würden aber größtentheils aus Turkomanen bestehen, die ein äußerst unzuverlässiges Element sind.*)

5. Zur Charakteristik der Perser.**)

Die Perser sind nächst den Chinesen das höflichste Volk des Orients, höchst liebenswürdig im Umgange, redselig, geschwätzig, zungenfertig; ihre Rede duftet von poetischen Blumen, ist aber auch zugleich voller Uebertreibung und Unwahrheit. Sie sind höchst intelligent, begreifen schnell, haben eine geschickte kunstfertige Hand, welche mit den unzureichendsten Werkzeugen europäische Fabrikate nachzubilden versteht; aber es fehlt ihnen die Ausdauer in der Arbeit, die nachhaltige Kraft. Als echte Sanguiniker geben sie sich dem ersten Eindrucke hin; sie können gleich den Kindern in Einem Moment zu Thränen gerührt werden und wieder lachen und im nächsten Moment ist wieder Alles vergessen. Höchst sinnlich sind sie allen sinnlichen Reizen hingegeben, trunkliebend, wollüstig, zum üppigen Wohlleben geneigt, aber auch, echt orientalisch, wieder der größten Entbehrung fähig, in Armuth und Schmutz noch gute Laune bewahrend, zu witzigen Einfällen und Spottreden stets aufgelegt. Der Gouverneur von Khorassan und sein sauberer Vezier, denen im letzten Feldzuge der „Wind der Umstände" so ungünstig gewehet hatte und die sich nun in der Hauptstadt Teheran vor dem erzürnten Schah (dem Könige) stellen mußten, der sie in's Gefängniß wies, durchzogen nach dem vorgeschriebenen Ce-

*) Aus dem Russischen „Invaliden" (April 1873).

**) Vgl. Reise der k. preuß. Gesandtschaft nach Persien 1860 und 61, geschildert von Dr. Heinr. Brugsch, 2 Bde. Leipzig, 1863.

remoniell die Hauptstraßen der Stadt mitten durch die höhnende, zischende Bevölkerung. Anstatt auf stolzen Rossen zu sitzen, umgeben von zahlreichen Dienern und Soldaten, begrüßt von einem jubelnden Volke, mußten sie auf einem abgemagerten Gaule reiten, der von einem kaiserlichen Ferrasch (Hofbedienten) geführt wurde. „Wartet, ihr Herren!" ruft ihnen ein Teheraner Bürger zu, „ihr habt zu viel gegessen, wohl bekomme euch das Brechmittel!"

Die Geldgier und Gewinnsucht geht durch alle Stände, besonders zeichnen sich jedoch in dieser Hinsicht die Dellale, d. h. die Commissionäre oder Unterhändler aus. Dr. Brugsch erzählt: „Eines Tages machte mir ein jüngerer Dellal seine Aufwartung, um mir seine Waare und seine Dienste anzubieten. Ich verwies auf meine ältere Bekanntschaft, seinen Zunftgenossen Nasrullah und hatte kaum dessen Namen genannt, als er in die Worte ausbrach: „„Herr, der alte Nasrullah ist ein Betrüger und Lügner; bei meinem Leben, ich sage die Wahrheit! Möge dieser alte Hund, dessen Vater verbrannt ist, nie mehr Eure Schwelle betreten, noch Eure reinen Hände berühren!"" Ich merkte mir den Namen des jungen Kaufmanns und fragte am nächsten Tage den Alten nach dem Charakter seines jüngeren Geschäftsfreundes. Freiwillig und ruhig, ohne vorher gereizt zu sein, bemerkte er seinerseits wörtlich, wie folgt: „„Herr, wessen Hund war sein Vater, daß er es wagt, vor dem Staube Eurer Füße zu erscheinen? Ist es nicht der größte Betrüger und Lügner in der Wohnung des Khalifen (Teheran)? Schmutz auf das Haupt des Unreinen, dessen Angesicht schwarz wie die Nacht werden möge!"" Zu diesem Gespräch muß man wissen, wie ich nachher von meinen Dienern erfuhr, daß beide in dem zarten Verhältniß von Vater und Sohn zu einander standen und ein und dasselbe Haus bewohnten. Es geht doch nichts über das Geschäft in Persien!"

Die Familie, die Grundlage des sittlichen Lebens, hat bei den Persern allen Halt verloren. Die Weiber werden zwar im Harem abgesperrt, wissen sich jedoch Zugang zu ihren Liebhabern zu verschaffen, wobei gewöhnlich keineswegs die Liebe, sondern das Geld es ist, was sie treibt und blendet. Die Kinder, um die sich Niemand kümmert, wenn sie laufen gelernt haben, sehen von Jugend auf die unzüchtigsten Scenen im Harem und hören ohne Scheu und Verhüllung von den schmutzigsten Dingen reden. Die Männer sprechen von den Frauen, mit Ausnahme ihrer eigenen, verächtlich und lieben es, scandalöse Geschichten zu erzählen. Und doch zeichnen sich wieder manche Perserinnen durch Anmuth und Zartgefühl und nicht geringe geistige Anlagen aus, so daß, wenn das Haremsleben und die Vielweiberei nicht wäre (neben den rechtmäßigen vier Frauen halten sich die reicheren Perser eine beliebige Anzahl von Weibern auf unbestimmte Zeit), sie vortreffliche Gattinnen und Erzieherinnen ihrer Kinder sein könnten. Der Islam aber ist unfähig, das Familienleben zu heben und zu bessern.

Die Unreinlichkeit ist mitunter unbeschreiblich. Um den giftigen Wanzen zu entgehen, die in den Häusern der Stadt Mianeh die Oberherrschaft führten, mußte die preußische Gesandtschaft ihre Zelte im Freien aufschlagen. Freiherr v. Minutoli, der alle vorkommenden Insecten sammelte, wandte sich an einen Einwohner des Ortes, um durch ihn ein Dutzend jener gefürchteten Insecten zu erlangen, für welche er ein kleines Trinkgeld versprach. Der Mann aus Mianeh blieb ruhig auf seinem Platze stehen, öffnete seinen Gürtel und holte in kurzer Frist aus den Falten seines Gewandes das gewünschte Dutzend zum Schrecken der Reisenden hervor.

Wie die meisten Städte des Orients nehmen sich auch die persischen in der Ferne sehr vortheilhaft aus, kommt man aber näher, so verwandelt sich der großartige Anblick in's Gegentheil. Die Landstraßen sind in einem jämmerlichen Zustande, Bettler an allen Orten und Enden. Als sich die Reisenden der Stadt Täbris näherten, mußten sie sich durch bettelnde Männer und Weiber durchkämpfen. Letztere waren in große dunkelblaue Tücher eingehüllt, vor den Augen war ein weißer undurchsichtiger Schleier angebracht. Neben den Pferden herlaufend suchten sie Mitleid zu erregen durch die Rufe, welche auf die christlichen Fremdlinge einen guten Eindruck machen sollten: „bei der Excellenz Jesu!" „bei der Excellenz Maria!" „bei der Ehre der Propheten!" Die geübtesten und unverschämtesten Bettler sind natürlich die Derwische. Sie lassen, entgegen der persischen Sitte, nach welcher die Männer sich das Haupthaar scheeren, während sie den Bart mit großer Sorgfalt pflegen, ihr schwarzes Haupthaar wachsen und herabhängen, so lang es will, tragen aber auch keine Kopfbedeckung. Unermüdlich schreien sie ihr Ja hu „o Er!" und Ja hay „o Gott!"

Den Einzug in Täbris, 4000 Fuß ü. M., am Abhange eines hohen mit Schnee bedeckten Gebirges — den 8000 Fuß hohen Sehänd-Bergen — schildert Dr. Brugsch in folgender Weise:

„Die Sonne brannte sengend heiß, der Staub wirbelte in dichten Wolken empor und verhüllte den Zug wie dichter Nebel. Der Anblick der Straßen und Häuser von Täbris war niederschlagend. Von der großen Stadt liegt etwa die Hälfte in Schutt und Trümmern da. Erdbeben, die sich in Täbris sehr häufig wiederholen, die Hand des Menschen, Krieg, der Zahn der Zeit, mit einem Worte jede nur denkbare Ursache der Zerstörung hat dazu beigetragen, einen so beträchtlichen Theil der Stadt in traurige Trümmerhaufen umzugestalten. Die Straßen, meist sehr eng und winklig, bieten ein abschreckendes Bild orientalisch-asiatischer Liederlichkeit dar. Schmutz und Unrath in Löchern und Pfützen, Pflastersteine, die des Schicksals Tücke nach Orten befördert hat, wohin sie gar nicht gehören, Hunde und Aas, Alles liegt chaotisch wild durch einander, daß man genöthigt ist, die Augen mehr nach dem Erdboden als auf die Umgebung zu richten. Die Häuser, eigentlich nur hohe Erdmauern mit

kleinen Thüröffnungen, laufen in gewundenen Linien nach allen Richtungen hin und geben den Straßen von Täbris, wie überhaupt allen persischen Städten, ein sehr häßliches Aussehen. Hier und da stecken Kinder und tiefverhüllte Weiber den Kopf neugierig über die Mauer hinweg, um den Einzug der preußischen Gesandtschaft genauer in Augenschein zu nehmen.

Zum Rastort war ihr vom Schah eines seiner Lustschlösser angewiesen, in einem großen Obstgarten gelegen, der gerade in Blüthe stand, aus den Zeiten Feth-Ali-Schah's herrührend, der als Gemahl von hundert Frauen 57 männliche und 203 weibliche Kinder erzeugt hatte und dem bei seinem Tode 1834 das Glück bescheert war, von 784 Kindern und Enkeln beweint zu werden. Unter dem Donner von Geschützen, die in der Citadelle von Täbris abgefeuert wurden, zog die Gesandtschaft in den Garten ein.

Sie freuete sich auf die Erholung nach einem langen beschwerlichen Ritt. Doch kaum hatten die Herren die kleine Treppe erklettert, welche in den Hauptsaal des königlichen Palastes führte, kaum waren sie in diesem großen buntbemalten, mit Spiegelfenstern versehenen Saale angelangt, der zu ihrem Quartier dienen sollte, als die Empfangs-Ceremonien sich abermals wiederholten. Der Gouverneur hatte die bei den Persern gebräuchlichen Gastgeschenke, nämlich Zuckerhüte, Kandismassen, Theepackete, Zuckerwerk aller Art auf die Filzteppiche stellen lassen, ringsherum standen Stühle, auf welchen die vornehmsten Perser Platz nahmen, und wer keinen Platz fand, hockte auf dem Fußboden nieder, und nun begannen abermals die Anreden, Begrüßungen, Complimente.

Am 7. Mai zog die Gesandtschaft in die Residenzstadt Teheran ein. Sie liegt am Südabhange des Elbrusgebirges, 1500 Meter über dem Meere, unter 35° 40′ nördl. Breite und 49° 2′ östl. Länge. Die Zahl der Einwohner schwankt zwischen 80 bis 120 Tausend. Die Bäume und Gärten der Umgebung, die Kuppeln der Moscheen, vergoldet oder versilbert und in der Ferne weithin glänzend, lassen sie sehr stattlich erscheinen; in nächster Nähe schwindet jedoch der Reiz. Teheran ist von Erdthürmen und Erdmauern eingeschlossen und von einem trockenen Graben umgürtet. Sie hat sechs Thore, zu denen eine Brücke führt. Unter großem Volkszulauf, empfangen von Ehrenwachen und Musikcorps, die mit Pauken und Trompeten einen gewaltigen Lärm machten, zog die Gesandtschaft in den mit zahlreichen Rosenbeeten gezierten Garten, in welchem weiße und bunte Pfauen herumspazierten, nach dem ihr angewiesenen, in Form eines Vielecks gebaueten Lusthause, dessen Treppen mit Rosenwasser besprengt waren. Der Kiosk hatte im Innern fast die Gestalt eines Kreuzes, die Deckengewölbe waren mit sauberer Blumenmalerei geschmückt, die Wandflächen mit Bildern persischer Tänzerinnen, auf einem großen Tische standen volle Rosensträuße neben Tellern mit allerlei Zuckerwerk. Auf den Filzteppichen waren Rosenblätter gestreuet.

Am 9. Mai fand der feierliche Empfang beim „König der Könige“ Statt. Auf reich geschirrten Pferden aus dem Marstall des Schah tritt

man bis vor das Portal des königlichen Schlosses. Der Ceremonienmeister in hohen Reiterstiefeln von blutrothem Tuch und in eben solchen Hosen, in einem Kaschmirkaftan gehüllt, einen hohen mit Kaschmir-Shawls umwundenen Turban auf dem Haupte tragend, in der Hand seinen mit kostbaren Steinen verzierten Amtsstock führend, hatte die Gesandtschaft geholt. Im Vorsaale waren 12 „Säulen", d. h. Großwürdenträger des persischen Reiches versammelt. Ihre Zahl ließ sich schon vor der Thür an den zurückgelassenen Schuhen berechnen, da sie der Sitte gemäß in Strümpfen auf den Teppichen des Zimmers saßen. Einige persische Generale trugen reich gestickte, etwas altväterische europäische Uniformen, die Civilbeamten ihre persische Tracht. Am reichsten war der alte Oberceremonienmeister geschmückt, sein Dolch im Gürtel blitzte ebenso wie sein Amtsstock von Diamanten. Der Kaliun (die persische Tabakspfeife) ward nebst Kaffee und Thee wie gewöhnlich als Ehrengabe den fremden Gästen geboten. Dann kündigte der Ceremonienmeister an, der „König der Könige" sei bereit, den preußischen Abgesandten zu empfangen. Dieser ging zur Rechten, der Ceremonienmeister zur Linken, hinter ihm der Dragoman und Dr. Brugsch, das Etui mit den Insignien des schwarzen Adlerordens auf einem Sammetkissen und einer schweren goldenen Schüssel tragend, dann ein zahlreiches Gefolge. Nachdem zwei Vorhöfe mit Gärten durchschritten waren, in welchen eine dichte Menge Spalier bildete, hielten sie vor einer Pforte still. Der Oberceremonienmeister vertauschte schnell noch seine persische Pelzmütze mit einem Kaschmir-Turban und winkte dem Gefolge zurückzubleiben. Der Hauptgarten wurde betreten, der mit einer Fülle von Rosen und Fontänen das Auge überraschte. Der Oberceremonienmeister blieb stehen und verneigte sich tief; die Gesandtschaft desgleichen. Man befand sich vor dem Imaret, einem mächtig großen Bau aus Holz und buntem Steinwerk mit offener Vorder- und Hinterwand. Der Oberceremonienmeister rief mit lauter Stimme in das Innere hinein, die Ankunft des Gesandten anzuzeigen, und aus dem Saale des Imarets erschallte eine bejahende Antwort. Nun abermals Verneigung. Die Gäste zogen ihre Ueberschuhe ab und traten in den Thronsaal. Zum dritten Mal tiefe Verneigung; man stand vor dem Schah. Ein schöner Mann, angehender Dreißiger, mit klugen durchdringenden Augen, einem großen schwarzen Schnurrbart. Er trug einen hellleuchtenden goldbrokatenen Kaftan, den auf der Brust eine große Agraffe von echten Perlen und blauen Edelsteinen zusammenhielt. Sein Haupt bedeckte die persische hohe schwarze Pelzmütze, welche ein Büschel von Glasfedern und eine kostbare Diamantagraffe zierte. Im Uebrigen war er europäisch gekleidet, in weißen Strümpfen. So stand er vor seinem von Diamanten und Steinen blitzenden Thron.

Der offene Saal gewährte nach der einen Seite die Aussicht auf ein großes Wasserbecken, aus hellblauen gebrannten Ziegeln construirt; nach der andern Seite erblickte man einige sehr hochgehängte Oelbilder

älterer europäischer Meister und ziemlich verschossene Gobelins. Von der Decke hingen drei Glaskronen nieder; feine europäische Möbeln mit Schmucksachen standen hier und da. Im Hintergrunde öffnete sich ein kleines Arbeitszimmer.

Die schon vorher übersandten Geschenke, nämlich das Bild Sr. Majestät des Königs Wilhelm I. und die Porzellanvasen, standen an einer Säule gelehnt; hinter dieser hielten vier persische Großwürdenträger ihre mit Diamanten besetzten Säbel über die Brust hin.

Baron v. Minutoli hielt seine Antrittsrede französisch, der Dragoman übersetzte sie in's Persische. Der Schah war in seiner Antwort äußerst lebhaft und drückte seine Freude über die Ankunft der ersten preußischen Gesandtschaft in Persien aus. Als ihm der Minister den schwarzen Adlerorden überreichte, öffnete er das Etui, betrachtete eine Zeit lang den Orden und übergab ihn alsdann nebst dem Begleitschreiben dem Oberceremonienmeister. Er fragte nach dem Befinden des Königs von Preußen, auch nach Sanssouci, und schien mit der Geschichte des großen Friedrich vertraut zu sein.

Rückwärts schreitend mit angemessenen Verbeugungen zog sich die Gesandtschaft zurück und machte dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten ihren Besuch.

Von der Bevölkerung Teherans pflegen alljährlich an 40,000 wanderlustige Seelen die Stadt zu verlassen, um Ende Mai und Anfangs Juni nach den nahegelegenen Höhen des Elbrus in die Sommerquartiere zu ziehen und unter Zelten ein vornehmes Nomadenleben zu führen. Der Schah selber, als Abkömmling eines Nomadenstammes, ist der Wanderlust so wenig abhold, daß er es eigentlich ist, welcher für alle Uebrigen das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch gibt. Die ansässige Perserwelt, die nicht zu den Hofbeamten und höheren Ständen gehört, bietet der Sonne und den Plagen der sommerlichen Hitze in der Stadt Trotz und geht bei saurer Milch, Wassermelonen und Eis ruhig ihren Geschäften nach.

Man kann in der Bevölkerung Teherans folgende Kasten unterscheiden: die Priester, Beamten, Krieger, Kaufleute, Handwerker und Luti, d. h. Bummler.

An der Spitze steht die Geistlichkeit. Die Mollahs, als Träger und Lehrer der Religion des von den Persern hochheilig gehaltenen Imams Ali, stehen beim Volke im größten Ansehen und ihre Beredtsamkeit hat den größten Einfluß auf die Menge. Sie sind zugleich die Rechtsgelehrten. Die Religion ersetzt in Persien wie in allen mohammedanischen Ländern jene Beweggründe, die wir in Europa Ehre, Vaterland, Liebe zum König, Freiheitsgefühl &c. nennen. Der Kriegerstand würde nicht die Waffen ergreifen und in den Krieg ziehen, wenn nicht die Mollahs denselben als nothwendig für den Glauben, als einen Religionskrieg in ihren Predigten verkündigt hätten. Darum vermögen die Mollahs selbst dem Schah und seiner Regierung Trotz zu bieten.

Sie betrachten eigentlich den Schah, da er nicht der allein als legitim anerkannten Königsfamilie der Sassaniden angehört, als ungesetzmäßig, fügen sich jedoch, wenn's sein muß, der Macht.

Der zweite Stand, die große weitverzweigte Beamtenwelt umfassend, wird am besten durch den Namen der Mirza bezeichnet. Kenntnisse, welche über die gewöhnliche Schulbildung hinausgehen, ohne indeß tief begründet zu sein, und passender Witz, ein Pferd und einige Diener, welche den silbernen Kaliun tragen und fabelhafte Geschichten vom Einfluß ihres Herrn zu erzählen wissen, prunkhafte Kleider und Luxusartikel am Leibe (wenn auch geborgt), vor Allem aber eine kräftige Protection einflußreicher Personen bei Hofe — das sind die erforderlichen Eigenschaften, welche dem Mirza oder Gebildeten nicht fehlen dürfen, der auf eine Stellung in der Beamtenwelt lauert.

Die Kaufleute (fudschir, furusch) bilden einen dritten, sehr bedeutenden Stand der persischen Bevölkerung. Merkwürdigerweise soll gerade dieser Stand sich noch am meisten durch die Redlichkeit auszeichnen. Man bewilligt den Kaufleuten große Summen und wenn sie den Termin der Rückzahlung nicht pünktlich einhalten können, so kommt es doch nie vor, daß ein Gläubiger seinem Schuldner Haus und Hof, Hab und Gut nimmt; er schließt lieber einen Vertrag mit ihm und gewährt ihm die Mittel, weiter zu arbeiten und seine Schulden allmählich abzutragen. Der gesetzmäßige Zinsfuß beträgt in Teheran wie im ganzen Orient 24%. Der Kaufmannsstand eignet sich ganz vorzüglich zum Charakter der Perser; das muntere lustige Treiben in den Bazars, gewürzt durch Anekdoten und Klatschereien, das Handeln, Schachern und Gewinnen bietet dem Sohne Irans ein sehr willkommenes Feld der Beschäftigung dar.

Die Handwerker sind meist nach Zünften geordnet, stehen unter einem Altmeister und haben in bestimmten Quartieren ihre Buden neben einander aufgeschlagen. Der Altmeister nimmt die Steuern ein und zahlt sie an den Schah. Die Buden sind sehr eng und klein, nach der Straße hin offen; sie haben kaum Platz für den Meister und seinen Jungen. Die Füße mit den beweglichen Zehen helfen zur Arbeit getreulich mit. In Nachahmung europäischer Waaren — selbst die Stempel werden genau copirt — sind die Teheraner ausgezeichnet. Auch in der Weberei und Färberei zeichnen sich die persischen Handwerker aus; ihre Shawls, Gold- und Silberbrokate, Seidenstoffe sind berühmt. Nicht minder die Säbelklingen.

Der Kriegerstand bildet die gedrückteste und bedauernswertheste Kaste. Der persische Serbaz (Soldat) wird den ärmsten Familien in Städten und Dörfern entrissen, d. h. denjenigen, die nicht im Stande sind, durch Geschenke sich vom Soldatenstande loszukaufen. Der persische Soldat muß im Kriege und Frieden bis zum Greisenalter dienen. Schlecht gekleidet, schlecht genährt, schlecht bewaffnet, meist ohne Schuh, kann von seinem Muthe und seiner Soldatenehre keine Rede sein. Er erhält nicht

einmal seine geringe Besoldung; denn aus dem Schatze fließt das Geld in die Hände des Generals, der einen guten Theil in seinen Beutel steckt, und tröpfelt dann, immer geringer werdend, in die Hände des Obersten, des Majors, des Hauptmanns u. s. w. So bleibt dem Soldaten nichts übrig als zu arbeiten und die niedrigsten Dienste zu verrichten, aber auch von seinem Arbeitslohn muß er den Officieren noch abgeben. In großen Städten sind den armen Kriegern noch Mittel geboten, ihren Lebensunterhalt nothdürftig zu gewinnen; aber es geht ihnen schlimm, wenn sie auf's Land verlegt oder in den Feldzug beordert werden, der sie in wüste Gegenden führt. Es kann nur so lange geraubt und geplündert werden, als es noch etwas zu rauben und zu plündern gibt; sind dann alle Mittel der Selbsterhaltung erschöpft, so wird das Gras aus dem Boden gerissen und verzehrt, wobei es noch blutigen Streit über das grüne Besitzthum gibt. Verproviantirungssysteme sind in Persien noch unbekannt; man zieht in den Krieg und überläßt dem lieben Herrgott die schwerste Sorge für den Feldzug.

So lächerlich bisweilen der Anblick der persischen Serbazen ist, in ihrer Noth und Zerlumptheit, in ihrem knechtischen Gehorsam und ihrer Unterwürfigkeit, so ehrenwerth ist doch ihr Charakter, der Bewunderung verdient. Die Ausdauer, mit welcher sie ohne Sold, Nahrung, Zelte, die Strapazen eines Feldzuges ertragen, übersteigt fast alle menschlichen Begriffe. Im vollsten Gehorsam stellen sie sich dem Feinde gegenüber und halten aus, so lange ihre Officiere nicht Reißaus nehmen, welches leider nur zu oft geschieht. Denn die persischen Officiere wollen nur die Mittel zu einem gemächlichen Leben aus ihrem Handwerk ziehen, um in den Städten stutzerhaft geputzt auftreten und das große Wort führen zu können. Das Unglück der persischen Armee ist der Officierstand derselben.

Einen sehr gefährlichen und nicht unbedeutenden Bestandtheil der Bevölkerung Teherans bilden schließlich die Lutis. Sobald ein Aufstand oder eine Volksbewegung ausbricht und das Zeichen durch Schließung der Bazare und Sperrung der Buden gegeben wird, steigen plötzlich wie aus dem Boden gestampft diese Banden hervor, durchziehen die Stadt, dringen raubend und plündernd in die Wohnungen der reichen und wohlhabenden Bürger. Das sind die gefürchteten Luti, wahre Galgenvögel, welche in friedlichen Zeiten vom heimlichen Diebstahl und Straßenraub leben und ihre Seele für einen Pfifferling hingeben. Sie sind käufliche Mörder, die Jedem zu Gebote stehen, der sie bezahlt, dabei arge Säufer und Opiumesser, Faulenzer und Tagediebe. Sie verschlafen den Tag oder streichen in den Bazars umher, die Nacht aber ist die Zeit für ihr Handwerk. Es wirft ein eigenthümliches Licht auf persische Zustände, wenn man erfährt, daß im Anfang des Monats Februar 1861 der Polizeidirector von Teheran, der 70jährige Mahmud-Chan, welcher sein Amt bereits 30 Jahre versehen hatte, überwiesen wurde, vertragsmäßig von einer Luti-Bande einen nicht unbedeutenden

Theil ihres Raubes angenommen zu haben, ohne im Mindesten daran Anstoß zu nehmen.

Interessant ist, was Dr. Brugsch über die lustwandelnden Teheraner erzählt. — „Da wir — berichtet er — in der Stadt keine passende Wohnung gefunden haben, so blieben wir bis Ende Mai in dem (oben erwähnten) gastfreundlich angebotenen Hause mitten im schönen Rosengarten und schienen beinahe entschädigt für so manche Enttäuschung geträumter Hoffnungen auf unseren voraussichtlich längeren Aufenthalt in Persien und unter den Persern. Die Anlage, wie alle Rosengärten des Schah, an der Straße gelegen, die von Teheran nach den Dörfern des Elbrus in nördlicher Richtung führt, war tagtäglich, besonders nach dem Nachmittagsgebet, von Persern — nie von Perserinnen — besucht. Wir hatten somit die beste Gelegenheit, den Charakter der Teheraner nach manchen theilweise drolligen Seiten hin kennen zu lernen. Mit den buntfarbigsten Gewändern bekleidet, meist in hellgrünen Röcken und purpurrothen Beinkleidern, die schwarze Pelzmütze nach hinten übergesetzt, nachlässig mit einem Spazierstöckchen spielend, wie es die Stutzer bei uns zu thun pflegen, Rosensträuße in den Händen tragend, den Blick alle Augenblicke nach der goldenen oder silbernen Uhr lenkend, lustwandelten die schwatzenden und lachenden Söhne Teherans in den Gängen des Gulistan einher — gewöhnlich paarweise sich an der Hand haltend — rissen die vollblätterigen Rosen von den Sträuchen herunter oder schlugen sie mit ihren Stöckchen ab, daß die Blätter der persischen Lieblingsblume nach allen Seiten hin auf den Wegen umherlagen. Andere hatten unter den schattigen Gebüschen einen angenehmen Ruheplatz gefunden oder saßen an dem großen Bassin mit ihrem Kaliun beschäftigt und mit stierem Auge in das ruhige Wasser starrend. Theeverkäufer hatten auf kleinen sauber gedeckten und mit Blumen geschmückten Tischen den dampfenden Samovar (Theekessel) nebst einer Reihe zierlicher Tassen aufgestellt. Man raucht, trinkt, musicirt, singt und scheint entzückt von dem trägen Leben im Gulistan. Die Poesie hatte aber auch ihre recht prosaische Seite, denn laut schreiende Esel und Rinder mischten sich in die Gesellschaft der Perser, rissen gemeinschaftlich mit ihnen Blumen, Blätter und unreife Früchte von den Bäumen und wälzten sich behaglich auf dem Boden der mütterlichen Erde. Von der weiten Halle unserer großfenstrigen Wohnung aus sahen wir diesem Treiben mit Befriedigung zu, höchstens einmal erschrocken durch den Anblick des rothjackigen Wachtpostens, der, sobald wir den Kopf zum Hause hinaus steckten, respectvoll das Gewehr präsentirte, sonst aber keine Veranlassung fand, die respectlosen Teheraner zu bedeuten, welche sich drei Schritte von unserer Wohnung entkleideten und, wie sie Gott erschaffen hatte, in das Wasser des Bassins hineinsprangen. Die glattrasirten Köpfe mit der koketten Seitenlocke hinter den Ohren überragten wie schwimmende Lotusblumen den Spiegel des Wassers und gewährten einen höchst unschönen Anblick.“

Doch muß zum Lobe der Perser gesagt werden, daß sie nicht bloß eitlem Müßiggange fröhnen, sondern auch manche Stunde des Tages dazu verwenden, die Schriften der iranischen Dichter und Schriftsteller zu studiren, aus denen sie ganze Verse und Sätze auswendig lernen, um solche in der mündlichen Unterhaltung oder in ihren schriftlichen Mittheilungen in passender Weise anzubringen. Der König auf dem Throne, der Mirza in der Schreibstube, der Kaufmann in der Bude, der Wasserträger auf der Gasse, der Bauer in der Hütte, die Frau im Harem — Alle sind Verehrer und Bewunderer der nationalen Literatur, sind begeistert von der Schönheit der Form und des Inhalts, der Bilder und Gedanken berühmter Schriftsteller. Wer es irgend vermag, übt sich, nicht bloß eine schöne Handschrift, sondern auch einen schönen geschmackvollen Styl zu schreiben.

Das weiche, leicht entzündbare Gemüth der Perser ist natürlich für religiöse Rührungen ganz besonders empfänglich. Auf einem Ritte durch die Straßen Teherans begegnete Brugsch in einer engen Gasse einem Haufen von Leuten, die rechts und links der Häuserwände entlang standen oder saßen und so erbärmlich schluchzten und weinten, daß ihnen das Wasser aus Nase und Augen floß und der Fremde aus Frangistan das tiefste Mitleid mit ihrem Zustande zu fühlen begann. Doch war die Sache nicht so schlimm als sie aussah. Ein hockender Derwisch nämlich mit lang herabhängenden Haaren trug in Versen die Leiden Ali's vor, welchem die Perser die höchste Verehrung erweisen, in so erbaulicher Weise, daß die vorübergehende bärtige Männerwelt stehen blieb und in der angedeuteten Weise ihren Jammer kund gab.

Der fromme Ali ward, als der nächste Verwandte Mohammeds (er war dessen Schwiegersohn) nach dem Tode der drei ersten Kalifen, Abu-Bekr, Omar und Othman, zum Kalifen erhoben, unterlag allen seinen Feinden und ward (660) zu Kufa erstochen. Die Unterdrückung des Hauses Ali erzeugte große Spaltungen unter den Mohammedanern; die Anhänger dieses Kalifen, die sich besonders in Persien ausbreiteten, bekamen den Namen „Schiiten" oder Sectirer, während sich die Gegner Ali's, weil sie zugleich der Sunna oder Ueberlieferung ein gleiches Recht beilegten wie dem Koran, „Sunniten" nannten. Noch jetzt besteht zwischen den Persern als Schiiten und den Türken und Arabern als Sunniten ein unversöhnlicher Haß. Der Kalif Ali war eine sehr milde edle Natur, zugleich ein hochbegabter Geist, dessen Sittensprüche wahre Perlen sind.

Im täglichen Gebet, im Ruf des Mollah, das alle Morgen und Abend von der Moschee herab erschallt, wird Ali der „Stellvertreter Gottes" genannt. Die Worte lauten:

„Gott ist sehr groß!" (viermal wiederholt),
„Ich bekenne, daß außer Gott kein Gott ist" (zweimal),
„Ich bekenne, daß Mohammed der Gesandte Gottes ist" (zweimal),

„Ich bekenne, daß Ali der Beherrscher der Gläubigen und der Stellvertreter Gottes ist" (zweimal).

Im Juli feiern die Perser das Trauerfest zur Erinnerung an den Märtyrertod Husseins, des Sohnes Ali's. Die Gesandtschaft hatte ein Sommerlager in Rustom-Abad bezogen und selbst auf diesem Dorfe wurden die Zeichen des angehenden Trauerfestes sichtbar. Die Wände der Moschee wurden mit schwarzem Kattun überzogen, der Hof mit Zelttüchern überdacht. Die mohammedanischen Diener der Gesandtschaft hüllten sich in kurze Röcke von schwarzem Glanzkattun und wechselten die weiße Leibbinde mit einem schwarzen Zeugstreifen. Die Soldaten stellten zum äußerlichen Zeichen ihrer Trauer die Gewehre mit den Mündungen nach unten zusammen und präsentirten in gleicher Weise, wobei sie den Kolben der Flinte nach dem linken Oberarm richteten. Am 20. Juli gegen sechs Uhr Nachmittags schmetterten die starken Töne der uralten, 5 bis 6 Fuß langen persischen Posaunen durch das Dorf hin, den baldigen Anfang des Festes zu verkünden. Dazwischen machten die großen Holzklappern, welche aneinander geschlagen wurden, einen gewaltigen Lärm. Die Diener näherten sich dem Gesandten, um ihm den Anfang des Spieles anzuzeigen; alle folgten ihm in den Hof der Moschee, wo eine Art Loge für die Gesandtschaft eingerichtet war. Man hatte Teppiche ausgebreitet und Stühle darauf gestellt. Der kleine Hof war mit Männern und Weibern dicht besetzt. Die Männer hockten zusammen, theils mit der hohen persischen Lammfellmütze, theils mit der eng anliegenden kurdischen Kappe bedeckt; die Sajids oder Nachkommen des Propheten trugen grüne, die Mollahs und Schreiber weiße Turbane. An der andern Langseite des Hofes kauerten die Weiber, lebhaft mit einander schwatzend und mit den bemalten Händen und Armen gesticulirend. Ein Mann mit langem Stocke hielt die bewegliche Schaar in Ordnung und ein anderer spendete den Durstigen in einer metallenen Schale Trinkwasser aus einem großen auf dem Rücken befestigten Schlauche.

Der Mollah des Dorfes hatte die höchste Spitze eines thurmartigen hölzernen Stuhles eingenommen. Verwegene Buben kletterten wie Affen an dem seltsamen Gestelle auf und nieder, ohne daß sich der fromme Mann in seiner unter Thränen abgesungenen Predigt stören ließ, durch welche er die Gemüther auf das bevorstehende Schauspiel vorbereiten wollte. Die Weiber, seine Worte zu Herzen nehmend, fingen bereits an laut zu weinen und zu schluchzen, die Männer rauchten noch immer mit kalter Ruhe ihre Wasserpfeife. Hier und da wischte sich Einer eine Thräne aus dem feuchtgewordenen Auge. Die Gesandtschaft ward mit Thee, Scherbet und Wasserpfeife bewirthet. Endlich langten die Schauspieler an, von durchdringenden Trompetenstößen begrüßt. Die Bühne befand sich unter einer mächtigen Sykomore. Kleine Haufen gehackten Strohes sollten dazu dienen: bei den ergreifendsten Stellen (anstatt des Staubes)

den Kopf zu bestreuen. Ein hölzernes, wie ein breites Bett geformtes Gestell sollte das Innere eines Hauses vorstellen.

Die Schauspielerbande bestand aus einem Director und etwa 10 Männern und Knaben. Jeder trug in Gestalt langer beschriebener Zettel seine Rolle in der Hand, um dem mangelhaften Gedächtnisse nachzuhelfen, Frauenrollen werden nur von Männern gespielt. Heilige Personen dürfen nur mit einem grünen Schleier vor dem Gesicht vorgestellt werden. Es wurde Alles in einem singenden Tone vorgetragen, doch mit einer solchen Lebendigkeit und Wahrheit des Mienenspiels, daß, wer auch die Worte nicht verstand, von der Handlung ergriffen wurde. Die Zuschauer zeigten die höchste Theilnahme; man heulte und weinte, zerschlug sich die Brust und das Gesicht, bis das klare Blut herabfloß. Je näher der Augenblick höchster Gefahr für den Imam und seine Familie im Stück heranrückte, wobei ein ziemlicher Aufwand an Menschen, Pferden, Kameelen und Costümen Statt fand, je grimmiger ward das zuschauende Volk. Unaufhörlich streuten die Schauspieler Häcksel auf ihr Haupt, schlugen mit den Händen auf die Lenden und heulten immer wilder ihr Wai! Wai! ja Hassan! ja Hussein!

Auf dem Punkte, von den 72 Pfeilen getroffen zu werden, die seinem Leben ein Ende machen sollen, hat Hussein die Genugthuung, daß ein fränkischer Abgesandter — alle Augen richteten sich dabei auf die anwesenden Europäer — ihm die Hülfe seines Königs anbietet und daß selbst die wildesten Thiere, Löwe und Tiger, ihm beistehen wollen. Doch der fromme Imam weist jede Hülfe zurück, sich allein in Gottes Willen schickend, und nun geht die Mordscene in aller Ausführlichkeit vor sich. Im Momente, wo das rothe Blut auf seinem von Pfeilen durchbohrten Körper sichtbar wird, erhebt sich in tobender Wuth der ganze Zuschauerkreis, drängt nach der Bühne hin, um die Schauspieler, welche die Feinde des Imam darstellen, anzugreifen. Diese ziehen sich schleunigst zurück.

Nicht selten tritt ein wirklicher Kampf ein, der mit dem Tode mehrerer Personen endet. Ein solcher Tod wird aber als etwas Gott Wohlgefälliges angesehen, und wenn sich auch der leichterregtere Perser nicht danach sehnt, so fürchtet er ihn doch auch nicht. In der kleinen Stadt Demavend, in der Nähe des gleichnamigen Berges, zwei bis drei Tagereisen von Teheran entfernt, findet fast alljährlich eine große religiöse Prügelei Statt. Wer stirbt, geht direct in's Paradies und wird geradezu beneidet.

Dem persischen Schauspiele liegt folgende geschichtliche Thatsache zum Grunde: Der Kalif Ali war dem Statthalter von Syrien, Moawijah, erlegen. Die Partei der Söhne Ali's, Hussein und Hassan, kämpfte zwar noch für Ali's Haus, hatte jedoch gegen den Kalifen ebensowenig Glück als unter Moawijahs Nachfolger, Jesid. Hussein, der den neuen Kalifen nicht anerkennen wollte, mußte die Stadt Medinah verlassen und sich nach Mekka flüchten. Die Bewohner von Kufa forderten ihn auf,

zu ihnen zu kommen, das Kalifat zu übernehmen und den Jesid für einen Usurpator zu erklären. Hussein brach mit seiner ganzen Familie auf, die im Ganzen etwa siebenzig Seelen zählte. Als er aber mit den Seinen auf die dürre Ebene von Kerbela in der Nähe von Bagdad gelangte, ward er von den Truppen des Jesid, die der Feldherr Abadulha anführte, überfallen, eingeschlossen und zuletzt getödet.

Hiermit war die anfänglich bloß politische Spaltung zum schroffsten Gegensatz zweier Religionssecten vertieft, und wie die Sunniten auf Ali als einen Empörer und Ketzer schimpften, so fluchten und schimpften die Schiiten auf die Kalifen Omar, Othmar, Moawijah ꝛc. Man hat nicht ohne Grund die Anhänger Ali's mit den Protestanten, die Sunniten mit den Katholiken verglichen. Die größere Bildung und Strebsamkeit des geistigen Lebens ist auf Seiten der „ketzerischen" Perser. Unter den persischen Mollahs gibt es sehr tüchtige aufgeklärte Männer, die sich der Schulen fleißig annehmen. In Teheran befinden sich 17 Schulen und 11 Moscheen, großentheils Stiftungen reicher frommer Perser. Außer diesen theologischen Hochschulen gibt es aber auch noch in der Hauptstadt zahlreiche Privatkinderschulen, in denen der Akkân oder Schulmeister die Knaben, eine weibliche Lehrerin, meistens seine Frau, die Mädchen unterrichtet. Die Erlernung der persischen Schrift und das Lesen des Korans sind die Hauptgegenstände des Unterrichts. Die Kinder gehen Morgens früh in die Schule und kehren nach fünf Stunden in's Haus der Eltern zurück. Das Schulgeld beträgt für den Monat 5 Krân, etwas über $1^1/_2$ Thaler. Haben es die Kinder so weit gebracht, daß sie den Koran lesen können, so schicken die Eltern dem Akkân Zuckerwerk und einen goldenen Toman*) oder nach ihren Verhältnissen noch mehr zum Geschenk. Prügel — auf die Fußsohlen — gibt es in der Schule genug.

Teheran hat auch eine polytechnische Schule, an welcher nicht bloß persische, sondern auch englische, französische und italienische Lehrer, die mit europäischer Wissenschaft vertraut sind, in der Mathematik, Physik, Chemie, Medicin, Pharmakologie (Apothekerkunst) und in der französischen Grammatik Unterricht ertheilen. Das Gebäude ist in Gestalt eines regelmäßigen Vierecks angelegt. In der Mitte befindet sich ein großer Hof mit Gartenanlage und dem unvermeidlichen Bassin. Ringsumher liegen hinter einem von Säulen gestützten Umgang die Schulzimmer, etwa 40 an der Zahl, mit Thüren und großen Fenstern nach der Hofseite hin. Die Schüler, junge und alte, sitzen auf Teppichen oder niedrigen Bänken. In der Bibliothek sind viele europäische, doch meist veraltete Bücher, darunter auch einige deutsche vorhanden. Den Hauptbücherschatz bilden die aus dem Französischen in's Persische übersetzten wissenschaftlichen Werke, sämmtlich in Teheran lithographirt und gedruckt. Eine

*) 3 Thlr. 3 Sgr. preuß.

Sammlung chirurgischer, astronomischer und geometrischer Instrumente sind als wissenschaftlicher Apparat ausgestellt.

Viele unter den Persern sind eifrige Jünger der Alchymie, d. h. der Kunst, aus unedeln Metallen edle zu machen. Gerade zur Zeit der Anwesenheit der preußischen Gesandtschaft bildete ein Hindu das Tagesgespräch, welcher von Indien nach Persien gewandert war, um dem „Mittelpunkte des Weltalls" (dem Schah) zu zeigen, daß er im Stande sei, Blei in Gold zu verwandeln. Man kann sich denken, daß der indische Wundermann bei den Persern williges Gehör fand, denn mancher Reiche und Wohlhabende hatte sich — ganz wie früher in Europa — um Hab und Gut gebracht, weil er keine Ausgabe scheuete, das chemische Mittel zu entdecken, Silber und Gold in beliebiger Menge herzustellen. Der Hindu sollte in Gegenwart des Schah seine Probe ablegen; Aller Blicke waren mit Spannung auf ihn gerichtet, aber die Perser hatten doch scharfe Augen und sahen, daß der Zauberer eine bleierne Kugel schnell verschwinden ließ, um sie durch eine eben so große silberne Kugel zu ersetzen. Er mußte die Bleikugel wieder hervorholen, die richtig Blei geblieben war, und nun mit Schimpf und Schande abziehen.

Eine persische Todten-Karawane.*)

Als wir von Konaregird**) aufbrachen und ungefähr eine Stunde Wegs in der Wüste fortgeschritten waren, wurde das Bild der vom Mondschein beleuchteten öden Gegend immer mehr und mehr romantisch. Die nächtliche Stille, die hier in der ganzen Einöde sich so zu sagen noch verdoppelt, wirkt unaussprechlich drückend auf das Gemüth des Reisenden. Wie weit man auch in dem finsteren Horizonte umherspähen mag, nirgends, nirgends findet das Auge einen Anhaltepunkt. Nur hier und da erheben sich die vom Winde aufgepeitschten Sandsäulen gen Himmel, tanzen von einem Ort zum andern, gleich nächtlichen Gespenstern, und man begreift, daß furchtsame Seelen in ihnen von Furien gepeitschte Phantome erblicken. Mein Reisebegleiter schien zu diesen gespenstergläubigen Seelen zu gehören, denn er hüllte sich tief in seinen Burnus und mischte sich immer in den dichtesten Theil der Karawane; er wagte es nie, auf die östlich sich dehnende Wüste hinzublicken.

Es war gegen Mitternacht, als wir von fern einen monotonen Glockenklang vernahmen und, wie ich hörte, sollte dies eine größere Karawane sein, die eine Stunde vor uns hinauszog. Man verdoppelte die Schritte, um dieselbe zu erreichen, doch kaum hatten wir uns ihr einige Hundert Schritt genähert, als sich ein unausstehlicher Aasgeruch

*) Meine Wanderungen und Erlebnisse in Persien von Herm. Vambéry (Pest, 1867).

**) Das Dorf Konaregird (wörtlich: Saum des Sandes) liegt am Westrande der großen Salzwüste, genannt Deschti Kuvir, an der Straße, die von Teheran südlich nach Schiras führt.

zu verbreiten anfing. Die Perser kannten schon die Ursache dieses Gestankes; man ritt besser zu, der Geruch wurde immer heftiger und schrecklicher und als ich, von Neugierde geplagt, mich erkundigte, erhielt ich zur Antwort, daß dies eine Todten-Karawane sei. Eine „Todten-Karawane"? sprach ich bei mir selbst, das ist doch sonderbar! Ich drang in meinen Nachbar, mir Aufschluß zu geben. Doch er schrie mir hastig zu: „Eile! eile!" und nach heftigem Anspornen meines ohnehin schon genug gepeinigten Eseleins gelang es mir, in Gesellschaft der anderen Reiter die gefürchtete Karawane zu erreichen, welche aus ungefähr vierzig mit Särgen beladenen Pferden und Maulthieren bestand und von drei berittenen Arabern geleitet wurde. Wir suchten so schnell als möglich vorüberzukommen. Es war ein fürchterlicher Anblick, als ich einen der Reiter, der Nase und Mund verbunden hatte, mit seinem falben, durch das Mondlicht noch mehr entstellten Gesicht, erreichte; trotz des unausstehlichen Geruchs konnte ich mich einiger Fragen nicht enthalten.

Der Araber erzählte mir, daß er mit diesen Todten schon 10 Tage lang unterwegs sei und noch 20 Tage zu reisen habe, bevor er Kerbela erreiche — den Ort, wo diese hingeschiedenen Frommen aus Liebe zu Imam Hussein, dem heiligen Märtyrer, sich begraben lassen wollten. Diese Sitte ist in ganz Persien üblich und wem es nur seine Mittel erlauben, der läßt sich nach seinem Abscheiden aus dieser Welt selbst von dem fernen Chorassan nach Kerbela transportiren, um dort in derselben Erde zur Ruhe bestattet zu werden, in welcher der Liebling Imam Hussein ruht. Der Todte wird oft erst zwei Monate nach seinem Ableben dahin transportirt, weil man mehrere Leichname beisammen haben muß, wenn die Reise nicht gar zu kostspielig werden soll. Da man aus ökonomischen Rücksichten wo möglich drei oder gar vier Särge auf ein und dasselbe Maulthier laden will, so werden diese frommen Todten zwischen vier Brettern so eng als möglich zusammengepreßt; ob beleibt oder nicht, darauf wird wenig Rücksicht genommen. Alles wird platt gedrückt und bei der Ankunft in Kerbela findet sich mancher Dickwanst in eine schlanke Figur umgewandelt, in der er nun zur ewigen Ruhe eingeht.

Im Winter ist ein solcher Leichentransport noch erträglich; aber man stelle sich vor, welche Ausdünstungen die in der Julisonne Persiens um so schneller in Fäulniß übergehenden Ueberreste der Frommen verbreiten! Dabei ist es den Rechtgläubigen streng verboten, in den Ruf auszubrechen: „Ach, wie es stinkt"! denn der Leichengeruch der frommen Pilger wird für Rosen- und Ambraduft gehalten. Doch das hinderte meine Gefährten nicht, mir zu erzählen, daß jene Araber, welche das Geschäft der Leichenführung betreiben, es nie länger als einige Jahre aushalten und selbst die Thiere gewöhnen sich nicht an den entsetzlichen Geruch und machen die Reise nicht zum zweiten Mal.

Als wir die Leichen-Karawane mit ihrem erstickenden Geruch hinter uns hatten, schaute ich noch einmal zurück. Die mit den langen Särgen beladenen Thiere vergruben ihr Haupt tief in den Nacken, die Reiter spornten nur aus gewisser Ferne mit einem dumpfen Geschrei den traurigen Zug an. Welch ein Nachtbild in dieser von allem Leben entblößten Wüste! In schrecklicher Weise verstümmelt, oft ganz unkenntlich kommen die Leichen gewöhnlich an ihrem Bestimmungsorte an; aber das hält die Perser nicht ab, an dieser, wie sie meinen, frommen Sitte festzuhalten, denn es ist ihnen eine süße Hoffnung, am Tage der Auferstehung sich in unmittelbarer Nähe des heil. Märtyrers zu befinden und von dort unter seiner Anführung in die ewig grünen Fluren des Paradieses hinüber zu wandeln.

6. Der Markt in Damascus.*)

Wir brechen am frühen Morgen auf und treten ein in die langen Kaufladenreihen, unter die Schatten der überhängenden Binsenmatten, in die angenehme Kühle, welche der reichlich besprengte und schon vor Sonnenaufgang reingekehrte Estrich ausströmt. Wir sehen die Kaufleute aus den Moscheen kommen, wo sie ihr Morgengebet verrichtet haben, und der milde Ernst in den Zügen der glaubensstarken Männer, die sich vor dem Tagewerk erst an ihren Gott gewendet, verfehlt seinen Eindruck auf den Beobachter niemals, am wenigsten auf das Gemüth des sinnigen Deutschen. Es scheint, als fühle noch ein Jeder die Nähe der beiden Engel, welche die Tradition an die Seite des Beters stellt und in deren Schutz er sich, am Schluß seines Gebetes knieend und mit dem Friedensworte rechts und links grüßend, nach oben befohlen hatte. Nachdem man die Kaufläden geöffnet, über welchen meistens die Worte: „O Gott, o Erschließer der Pforten des Erwerbs! o Allernährer!" in großen goldenen Buchstaben glänzen, findet sich immer bis zum Beginn der Geschäfte so viel Zeit, daß man noch einen Nachbar, der den Koran mit kunstgerechter Modulation vorzutragen versteht, auffordern kann, eine kleinere Sure zu lesen, was auch stets gern geschieht.

Unterdessen wird es auf den Märkten lebendig. Zuerst kommen die Bauern aus den Gartendörfern, um auf ihren wohlgenährten Eseln (denn Fuhrwerk gibt es aus Mangel an Straßen in Damascus wie in ganz Syrien nicht) der volkreichen Stadt ihren täglichen Bedarf an Gemüsen, Salaten, Knollen und Wurzeln, und die Früchte vieler einjährigen Cultur-

*) Nach Dr. Wetzstein's Schilderung in der Zeitschrift der Morgenländischen Gesellschaft, 1857, 3.

pflanzen, wie die Gurke, die Zucker- und Wassermelone, verschiedene Arten Bohnen, Schoten u. s. w. zuzuführen. Sie schütten ihre Ladungen, um sie durch öfteres Besprengen mit frischem Wasser vor dem Welkwerden bewahren zu können, in der Nähe der zahlreichen „Meere" auf die Erde — so heißen nämlich die marmornen, oft mit schöner Mosaik bekleideten Bassins fließenden Wassers in den Sälen der Damascener Häuser, und so heißen auch jene, durch ein merkwürdiges, seit uralten Zeiten durch die ganze Stadt verbreitetes Wasserleitungsnetz aus dem Barada-Fluß gespeisten öffentlichen Wasserbehälter, welche, meist Werke patriotischer Mildthätigkeit, sich in allen Straßen der Stadt finden. Unter jenen Bauern sehen wir manchen stattlichen Mann, und das Thier, welches ihn und oft noch seine Ehehälfte oder sein Kind als „Hintermann" trägt, ist nicht selten eine echte Kehli-Stute, die durch Kauf und Tausch von den Beduinen erworben ward. Die Bewohner der Guta sind behäbige Leute. Guta — welch' süßer Laut für das Ohr eines Arabers! Alles, was die Erde Schönes und Wünschenswerthes besitzen mag, denkt man vereinigt in dem Wort el cûta, dem meilenweiten Park um Damascus mit seinen Rosendörfern, Wallnußalleen, Aprikosenwäldern, Pfirsichpflanzungen, Granatenbüschen, Olivenhainen. Die Guta ist übersäet mit einzelnen Meierhöfen, größeren und kleineren, mit Ortschaften, durch die üppige Vegetation oft in nächster Nähe dem Anblick entzogen, deren Getreideernten unter dem Schatten ihrer Bäume reifen. Allenthalben schwingt sich in diesem reizenden Erdenwinkel die sich selbst überlassene Rebe in vielfachen, oft einem Dutzend unter sich verstrickter Riesenschlangen nicht unähnlichen Verzweigungen den schimmernden Stamm der hohen Silberpappel oder den mächtigen Nußbaum hinauf, springt von Gipfel zu Gipfel und fällt endlich, einem grünen Sturzbach gleich, in vielen langen, meist traubenreichen Ranken herunter, um den weidenden Edelziegen und Edelrindern einen Theil ihres wuchernden Laubes zu überlassen. Wer einmal unter dem Schatten der Trauerweide oder des wilden Feigenbaumes an dem grünen Ufer der Flüsse und Quellen der paradiesischen Guta gesessen, während der dienstfertige arabische Landmann daneben das Feuer der Gastfreundschaft anzündete, und Frau und Kinder dem Fremdlinge die besten Früchte der Jahreszeit pflückten und vorlegten, und wenige Schritte davon entfernt der Storch, furchtlos unter den weidenden Lämmern stehend, in die klare Fluth hineinschaute, in der es glitzerte und wimmelte von kleinen Fischen, und die Stimme der Turteltauben den Beginn der kühleren Tageszeit ankündigte — der wird dies Bild sein Lebenlang nicht vergessen! Doch kehren wir zum Markte zurück.

In langen Reihen kommen die Bewohner der reichen Dareja mit ihren traubenbeladenen Eseln und Pferden, auf jeder Seite des Thieres eine gefüllte, mit Weinlaub bedeckte Holzkiste. Sie bringen die Zeni, die Lieblingstraube des Damasceners — vielleicht die edelste Frucht der nördlichen Halbkugel. Die Traube ist groß und schwer und ihre grünweißen

Beeren sind lang, oft bis zu zwei Zoll, und von der Dicke eines mittelstarken Fingers, daher auch die feinste Art dieser Traube „Mädchenfinger" genannt wird; und so gedrängt ist Beere an Beere, daß diese nicht immer die cylindrische Form behalten kann, sondern — namentlich in der Mitte der Traube, vier- und fünfseitig gedrückt ist. Sie ist nicht sehr saftvoll, dagegen desto fleischiger, weshalb sie sich auch zum Keltern nicht eignen soll, was — in den Augen des Muselmans — ein anderweiter Vorzug ist. Dabei ist sie vollkommen durchsichtig, so daß man nicht nur die beiden Kerne, sondern auch das feinste innerste Zellengewebe auf das deutlichste durchscheinen sieht. Die Haut der Beere hat so wenig Körper, daß es vergebliche Mühe wäre, sie beim Essen absondern zu wollen. Diese Traube ist das unentbehrliche Dessert jedes Damasceners, er sei reich oder arm, und er hat sie frisch während ganzer vier Monate. Im November wird sie von der Nilwani abgelöst, einer Riesentraube, die nicht selten 10 Pfund schwer wird, und deren kreisrunde, braunrothe Beere fast die Größe eines kleinen Apfels erreicht und, wie dieser, ohne Saft zu verlieren, in viele kleine Stücke zerschnitten werden kann. Sie brauchen aber zu ihrer Zeitigung die siebenmonatliche Gluth der syrischen Sonne.*) Unter den vielen Früchten des Obstmarktes heben wir bloß noch hervor jene kaum einen Zoll im Durchmesser haltende kreisrunde weiße, fast durchsichtige Frucht mit wachsartigem Glanze: es ist der berühmte mismus el hamavi, die Aprikose von Hama. Sie reift im Mai. Der Damascener nennt sie Königin der Früchte, und glaubt, daß man davon ohne alle Beschwerde einen mudda**) zu sich nehmen könne. Und jene zarte, haselnußgroße, langstielige weiße, mitunter in's Grünliche spielende Frucht ist die Myrthenbeere; sie hat einen feinen, harzigen Geschmack, der fast dem Geruche des Myrthenblattes gleicht, und ist eine Lieblingsnäscherei der Frauen.

Auch die Bauern der östlichen Dörfer stellten frühzeitig ihr Contingent zum Markte. Man sieht ihre Thiere kaum unter den leichten, hochaufgethürmten Ladungen blendendweißer Hanfstengel. Die unerschöpfliche Güte des Alluvialbodens jener Gegend begünstigt eine großartige und einträgliche Hanfcultur. Der Samen der Pflanze ist ein gutbezahltes Futter für die zahlreichen Luxustauben der Damascener, das Bast erzeugt und nährt eine Menge Fabriken, die ganz Syrien mit Stricken und Seilen versehen; die abgeschälten Stengel dienen den öffentlicheu Backöfen der Stadt als vorzüglichstes Brennmaterial, denn Holzfeuer würde eine größere Gluth geben als der kleine dünne arabische Brodkuchen vertragen kann oder nöthig hat. Für ein Böckchen oder Lamm, die in Damascus so vorzüglich und zwar in ganzer Leibesgröße gebraten werden, braucht man freilich ein besseres

*) Mag wohl die Riesentraube des Josua und Kaleb sein.

**) Der „Mudd" ist ein Hohlmaß, das etwa 27½ sächsische Pfund Waizenkörner faßt.

Feuerungsmittel. Dafür sorgt der Reisigmann, der gewaltige Lasten von sih, einer holzigen, vielästigen, stockwurzeligen Dornpflanze von Gurd, dem nicht urbaren Hochgebirge, in die Stadt bringt und in den engen Straßen den vor ihm Hergehenden unaufhörlich sein tabrak, tabrak (deinen Rücken, deinen Rücken!) zur Warnung ruft, damit man ihm zeitig ausweichen kann.

In dem bis 6 Ellen weiten Bogenfenster steht eine lange breite Tafel, auf welcher unaufhörlich jene kleinen gelben Brodkuchen, unmittelbar aus dem Ofen kommend, noch dampfend und einen angenehmen Geruch verbreitend, aufgeschichtet und eben so rasch unter großem Tumult vergriffen werden. Hier stößt der Neger einer vornehmen Familie einige Jungen beiseit, um rascher bedient zu werden, dort rollt sich ein Arnaute ein paar Brode zusammen, um sie bequemer oberhalb der langen Pistolenschäfte in den Brustlatz zu stecken, während er sich über eine kleine Abessinierin lustig macht, die, indem sie sich mit dem täglichen Brode ihrer Herrschaft belud, das Unglück hatte, daß ihr der Gesichtsschleier herunterfiel. Unterdessen hat ein Anderer eine Schicht Brode gekauft, um sie unter die längst mit erhobenen Köpfen in langer Reihe dastehenden und ihr Frühstück erwartenden Hunde unparteiisch zu vertheilen, ohne sich nach dem Bettler umzusehen, der sich mit dem Rufe: „Ein Brod, ihr Jünglinge!“ herandrängt. „Wer gibt mir den Preis eines Brodes?“ ruft ein Anderer, den ein Dritter mit den Worten überschreit: „Beim Leben unsers Herrn Jehja,*) ich habe noch nicht gefrühstückt.“

Alle Arbeit ist in Damascus öffentlich. Das Haus gehört ausschließlich der Familie und der Erholung; das Geschäft, wie es immer heißen mag, gehört auf den Markt. Auf der Straße hat der Fleischer das halbe Dutzend Schafe geschächtet, aufgeblasen und abgezogen, das wir an einem Kaufladen hängen sehen. Die bunten, oft mit Gold- und Silberfäden gestickten Schuhe und Stiefeln, welche in langen Reihen aus jener Bude glänzen, sind da ebenfalls verfertigt worden, und der Schuster hämmert rüstig auf die ungefügige Sohle von Kameelhaut los, so daß sie sich schüsselförmig ausdehnt, gleich der Kupferplatte unter dem Hammer seines Nachbars, des Kupferschmiedes, welcher an einem Kohlenbecken arbeitet, und draußen vor den Kaufläden hat der Sattler die Straße entlang mehrere Büffel- und Pferdehäute ausgebreitet, um sie unter den Füßen der Vorübergehenden und den Hufen der Thiere gerben zu lassen. Ebenso setzt der Schneider auf dem Markte sein olivengrünes, mit schwarzen oder goldenen Arabesken reich verziertes Wamms zusammen, das die phantasiereiche Jugend mit sehnsüchtigen Blicken betrachtet. Ebenso sehen wir den Schwertfeger in seinem Laden mit einem Panzerhemde

*) „Johannes“. Man schwört auch in Damascus „beim Leben des Hauptes unsers Herrn Johannes“, da bekanntlich das Haupt des Sohnes Zachariä in der Owawi-Moschee beigesetzt sein soll.

beschäftigt, das ihm vielleicht vom Stamm der Kinder Ruwala*) zum Ausbessern geschickt wurde, das er aber beim Nahen eines vornehmen Herrn schnell fallen läßt, um wie von ungefähr eine Klinge von tâbân (echtem Damascenerstahl) hin und her zu wenden, damit dieser sehen möge, wie es an ihr lebt und webt von wundersamen Ameisen.**)

Die zahllosen Pasteten- und Zuckerbäcker, deren Berühmtheit wir schon aus Tausend und Einer Nacht kennen, haben ihre leckern Kuchen und namenreichen Zuckerwaaren, ihre gewürzigen, süßen und pikanten Tränkchen, ihre farbenreichen Gelées und Fruchtsäfte in Dutzenden von Täßchen und Schüsselchen auf dem langen Ladentisch so bequem aufgestellt, daß der Vorübergehende nur die Hand auszustrecken braucht, um seinen Appetit im Husch zu befriedigen, während sie selber beschäftigt sind, einige Ladungen Schnee zu bergen, der in dicke wollene Decken gehüllt lange vor Sonnenaufgang in Menin***) geladen, und trotz der Hitze des Monats August wohlbehalten als vollkommen feste Masse angekommen ist. Gleich darauf erscheint die Eismaschine. Ihre Mischung ist bald beendigt, und während die herbeigelockten Näscher mit Ungeduld ihren Schwingungen folgen, kommen die Diener der Nachbarn mit der weißen futa (Serviette), um das tägliche Quantum Schnee zu holen, ohne welches der wohlhabende Damascener in der wärmeren Jahreszeit nicht gern sein Wasser trinkt. Diesmal aber scheint man im Hause Gäste zu haben, denen man eine Schneelimonade reichen will; denn der Diener nimmt aus dem benachbarten Laden noch einige Citronen mit, die ihm der Verkäufer von der Mündung kleiner Glasflaschen herabreicht. Nahebei ist die Bude des Herrn Sanitätsrathes, zu dem die Fieberkranken pilgern, um Chinarinde und Chinin sich geben zu lassen. Der Doctor dreht fleißig Pillen, und zwei Reihen Büchsen und Fläschchen bilden seine ganze Apotheke. Ein Marktschreier, der gegen alle Uebel nur Ein Mittel hat, steht gegenüber als unliebsame Nachbarschaft. Die Butike des Barbiers ist laternenartig durchsichtig, damit auf der Straße sich Jeder überzeugen mag, mit welcher Geschicklichkeit er den vollsten Schopf in eine Glatze, und dem zwischen die Knie geklemmten Kinnbacken den bösen Zahn auszubrechen versteht.

*) Die Ruwala sind der mächtigste Zweig der Anese oder desjenigen großen Beduinenstammes, welcher von Aleppo bis an die ersten ägyptischen Dörfer hinab die Westgrenzen der syrischen Wüste bewohnt.

**) „Ameisen" ist der Kunstausdruck für die gleichsam beweglichen, in einander laufenden Kreise in Wellenlinien der Damascener Klinge, die jedoch nicht mehr in Damascus verfertigt wird, sondern in bester Qualität aus den nördlichen Provinzen Persiens und ziemlich häufig, aber weniger werthvoll aus Isfahaner Fabriken kommt.

***) In der Nähe des an der Straße von Damascus nach Sednaja gelegenen quellenreichen Dorfes Menin ist eine Gebirgskluft, in welcher die dortigen Bauern während des Winters Schnee aufspeichern, den sie mit einer Lage Erde gegen Sonne und Luft schützen und in den heißeren Monaten nach Damascus und den Küstenstädten verführen. Da dieses Geschäft gewinnbringend ist, versuchten es vor einigen Jahren auch die Drusen vom Hermon, doch, wie es scheint, ohne Erfolg.

Hier schleppt ein Bauer aus dem Dorfe Gobar einen gewaltigen Baumstamm auf einem alten Pferde, das darunter bald zusammenbricht. Ein Vorübergehender schreit ihm zu: „Unseliger! Fürchtest Du nicht Allah? Willst Du das Thier umbringen?" Bescheiden antwortet der Bauer: „Nein, mein Herr, aber wir sind arme elende Leute!" Ein Dritter endet das Gespräch: „Die Gobarener sind Gewaltthäter. Eure Väter haben die Propheten getödtet, und ihr tödtet das Vieh!" In diesen Worten liegt eine Andeutung, daß die Gobarener ehemals Juden gewesen sind, von deren Neigung zum Prophetenmord die Damascener gar böse Dinge zu erzählen wissen. Im Besitze großer schöner Frucht- und Gemüsegärten und kaum eine Stunde von Damascus wohnhaft, gleichen sie dem Tantalus in seiner Verdammniß. Sie sind mit Grundsteuer und hundert Arten von Erbzins so belastet, daß sie gern andern Leuten Haus und Vieh und Flur umsonst überlassen und sich mit dem nackten Leben retten würden, wenn Jemand für sie eintreten möchte, und ohne Ersatzmann läßt man sie nicht fort. Vergebens sucht der Bewohner von Gobar für seinen Sohn eine Frau oder für seine Tochter einen Mann aus einem benachbarten Dorfe; Niemand will mit ihnen verwandt werden, weil man fürchten muß, von ihnen Grundbesitz zu erben.

Wie sicher tritt dagegen jener stämmige Bauer auf, der uns mit der schweren Axt auf der Schulter entgegen kommt. An seinem Arme hängt ein großer Henkelkorb von Weidenruthen voll Granatäpfel, und ein Knabe, der ihn begleitet, und gleichfalls zwei Körbe voll rother Trauben und gelber Feigen trägt, ruft mit lauter Stimme: „Weiße Baalfeigen, Baaltrauben, Baalgranaten!" Der alte syrische Gott des Himmels, dessen Sonne das Land verbrannte und dessen Regen die kahlen Berge befeuchtete, zu dem die Kinder Israel in großen Nöthen (wohl meist in Hungerjahren) so oft abfielen, er lebt immer noch. Alles Land, das von keines Menschen Hand bewässert, von keiner Quelle berieselt werden kann, das seine Nahrung nur vom Himmel bekommt, heißt „Land des Baal", und alle Bäume, Früchte, Getreidearten und Kräuter, welche daselbst wachsen, tragen seinen Namen. Daß die „Baalfrüchte" süßer, nahrhafter, gesunder sind, als die andern, weil sie weniger wässerig sind, ist leicht einzusehen. Auch die Körbe unserer beiden Halbuner sind bald geleert. Ihre herrlichen Früchte, namentlich ihre kleinen, gelben, zuckersüßen Baalfeigen, die für die besten in Syrien gelten, werden sehr gesucht. Der Knabe verläßt den Vater, um seine Mutter aufzusuchen, die unterdessen mit ihrem Esel in den Stadttheilen der Armen herumzieht, um Spinnräder zu verkaufen, welche die Halbuner, wenn nicht gut, doch billig fabriciren. Der Bauer aber geht nur mit der Axt seinem Gewerbe nach, er ist, wie alle Halbuner, Holzhauer, und immer sicher, in der Stadt und ihren Gärten Arbeit zu finden. Kein Wallnußbaum, der hier der nordischen Eiche gleicht, ist ihm zu groß, keine Olive zu spröde, kein Aprikosen- oder Maulbeerbaum zu knotig, keine (oft mannsdicke und wie

aus Eisenstäben gewundene) Rebe zu fest: er allein wirft sie ohne Säge nieder und zerhaut sie in kleine Stücke. Uebrigens gelten in Damascus die Halbuner für Böotier oder gar für Abderiten und werden von dortiger Straßenjugend oft geneckt, bis sie, ungeduldig geworden, Miene machen, drein zu schlagen und die Necker auseinanderstieben.

Siehe da, ein Slebi, und noch dazu mit Weib und Kind, — fast wie eine Orang-Utang-Familie, denn sie sind alle in Gazellenhäute eingenähet. Mit dem lauten Geschrei: harag, harag! wobei ihm der Schaum auf die Lippen und das Auge weit aus dem Kopfe tritt, stürmt ein Mann daher und schwingt eine lange Flinte über sich. Es muß nicht so gefährlich sein. Der Slebi greift rasch zu, betrachtet das Gewehr und fragt: Wie viel? Und der öffentliche Versteigerer — denn ein solcher ist der Schreier — dessen Gesicht plötzlich wie jedes andere geworden, antwortet mit der größten Ruhe: Hundert! Der Sohn der Wüste bietet einige Piaster mehr, und die Flinte gehört ihm. Da man aber in Damascus nur probehaltige Schießgewehre kauft, so gehen Beide zusammen zum nächsten Waffenschmied, welcher die Wasserprobe anwendet, indem er das Zündloch fest verstopft und dann eine starke Ladung Wasser gewaltsam in den Lauf preßt. Bleibt das Rohr wasserdicht, so ist der Handel richtig; läßt es auch nur etwas Feuchtigkeit durchdringen, so ist er Null. Befriedigt zahlt der Slebi den Preis, und freut sich schon auf die Stunde, wo er nach seiner Weise das Gewehr probiren wird. Dieser merkwürdige syrische Beduinenstamm des Beni Sleb kennt nichts als die Jagd auf Gazellen, deren Fleisch er ißt und aus deren Häuten er seine Kleidung, Zelte und Schläuche macht. Sie haben Esel, dagegen weder Pferde noch Kameele, können also weder einen Feind aufsuchen, noch sich ihm durch die Flucht entziehen; aber ihrem sicheren Schusse und ihrer Armuth verdanken sie jene vollkommene Sicherheit, die ihnen gestattet, ganz dem Waidwerke zu leben.

Bleiben wir einige Minuten unter der Sinanije stehen; sie ist der kühlste Markt und durch die Höhe und ungewöhnliche Spannung ihrer Bogen wird sie zum Kunstwerke, wie alle über ganz Syrien verbreiteten Bauten ihres kunstsinnigen Urhebers, des Sinan Pasa, des Besiegers von Iran und Yemen. Hier ist der Durchgang von der Stadt zu dem Midan, hier passiren die Bewohner der weiten syrischen Steppe, die auf die Zeit warten, wo sie wieder losbrechen und erobernd in die benachbarten Länder dringen können. Der erste, welcher uns entgegen kommt, ist ein hoher, schöner Mann, der mit seinen großen, klaren Augen wie verwundert umherschaut. Er trägt die Kleidung aller Wanderstämme von Palmyra bis zum Berge Sinai, den maslah, einen Mantel von Ziegenhaaren oder grober Wolle mit breiten, schwarzen und weißen Streifen, die Bagdader Keffije, ein dickes, roth und gelbgestreiftes baumwollenes oder halbseidenes Kopftuch mit Fransen, und den akal, einen dicken, an den beiden Enden zusammengebundenen Strick von

braunen Kameelhaaren, welcher zur Befestigung der Keffije über dieselbe doppelt oder dreifach um die Schleife geschlungen wird. Das lange breite Schwert der Wüste, seine edle Haltung und einige ihm folgende, ärmlich aussehende Beduinen deuten an, daß er ein Mann von Bedeutung ist. Vielleicht ist er gekommen, um mit dem Zugmeister der Mekkapilgerfahrt einen Contract über Lieferung einer Anzahl Kameele zum nächsten Zuge abzuschließen, vielleicht auch, um ein Guthaben für eine vorjährige Lieferung einzukassiren, was hier zu Lande immer mit Schwierigkeiten verknüpft ist. Jetzt bleibt unser Beduine stehen und horcht; er hört die Töne der Kriegsmusik der Wüste, immer näher kommen die scharfen Laute der kleinen deffs, der kupfernen Pauke der Kameelreiter, und bald erscheinen auch diese selbst auf ihren schlanken, schnellfüßigen Thieren, die so leicht umhergaloppiren, daß man in ihnen das schwerfällige Lastkameel gar nicht wieder erkennt. Es sind die Guwaride, die kühnen Reiter des Gerudi, des Bauern und Soldaten, des einzigen treuen Bannerträgers des Großherrn in Syrien, der niemals die Begegnung des Beduinen scheuet, während die übrigen Kurden und Türken nach allen Seiten ihre Kundschafter ausschicken, um es zu erfahren, woher der Feind kommt — damit sie ihm aus dem Wege gehen können. Niemals kehrt der Gerudi ohne Beute zurück; einigemal bringt er kostbare Pferde, ein andermal eine Kameelheerde.

Betrachten wir uns aber auch jene Beduinenmädchen, deren jede ein Kameel hinter sich her am Stricke zieht. Ihr bronzenes Gesicht ist rund, ihr Auge hat die Farbe des schwarzen Sammtes, ihr kleiner Kopf, von dem ein langes, schwarzes Haar niederfällt, ist schleierlos. Ihre einfache, grobe, oft selbstgewebte Kleidung ist schwarzblau, umhüllt einen mageren Leib und läßt wunderbar kleine Hände und Füße sehen. Die Kinder der Wüste tragen keine Schuhe. Wie die Gazellen ihrer Heimath blicken sie ängstlich umher. Gewiß haben sie so eben mit reichlichen Thränen und mit dem Verlust eines Theils der Ladung ihrer Kameele von der habsüchtigen Thorwache den Eingang in die Stadt erkauft. Vor ihnen ist ein freier Platz, wo sie die Kameele niederknieen lassen und, sich gegenseitig Handreichung leistend, ihre Ladung auf die Erde schütten, Knollen, so braun wie diese Mädchen. Bald ist ein alter bekannter Eckensteher in Dienst genommen, und dieser schreit nun aus voller Lunge: Braune, Braune der Wüste! Mädchen der Wüste! Kauft! Die armen Weiber müssen, um Käufer für ihre Trüffeln zu finden, sich selber mit ihnen vergleichen lassen!

Unter zahlreicher Bedeckung bewaffneter Bauern kommen lange Kameelzüge durch das „Gitterthor" und legen ihre Ladungen in den vielen Speichern des Midan ab. Sie brachten den köstlichen Baalweizen des unerschöpflich fruchtbaren Horan. Dieselben furchtbaren elementarischen Kräfte, welche das infernalische Todte Meer schufen, das Gôr und die Fläche des Sees Genezareth von dem Hochplateau des Ostjordanlandes

losrissen und hundert Klafter unter das Niveau des Mittelmeeres hinabdrückten, entzündeten auch das Herz des Horan,*) dessen ausgebrannte Asche ein mehr als 100 Quadratmeilen weites Terrain so befruchtete, daß seine Weizenfelder niemals von Menschenhand gedüngt zu werden brauchen. Fröhlich wie die Kinder werfen nun die Bauern ihre Waffen ab und eilen in die nächste, mit einer Binsenmatte überschattete Kaffeehalle, sich gegenseitig beglückwünschend, daß sie ihr Getreide glücklich aus den Händen der Beduinen gerettet haben, welche nicht selten von Südosten her bis an die Thore der Stadt streifen, um die Weizentransporte der Hauraner abzufangen. Aber die Freude der Bauern dauert niemals lange. Einige von ihnen hatten es versucht, mit der großen Getreidekarawane mehrere Ladungen Holzkohlen — das Hauptbrennmaterial in Damascus — einzuschmuggeln, um nicht von den Soldaten des hier in Garnison liegenden syrischen Armeecorps bemerkt zu werden. Freilich bezahlt auch die Regierungskasse, aber nur 40 bis 50 Piaster für den Kantar (etwa 550 Dresdner Pfund), während die Bürger 100 bis 150 bezahlen. Zwanzig Stunden weit brachte der Bauer seine Kohlen und vor dem Stadtthor hatte er noch zu dem Schutzpatron aller Havarien gefleht, daß es ihm gelingen möchte, glücklich hineinzukommen. Und es war ihm auch gelungen. Aber bei dem Abladen der Säcke merkten einige Soldaten, daß kein Korn darin sei, und da hatte die Freude auf Ein Mal ein Ende. Zwar nahmen sich eine Menge Menschen unter Schreien und Stoßen seiner an, doch es war keine Rettung; ein kluger Damascener versuchte das letzte Mittel, zog den Bauer bei Seite und fragte ihn: Kennst du keinen Consul, für den du die Kohlen mitgebracht haben könntest? „Nein, bei Gott! ich kenne keinen!" Der gute Rathgeber entfernte sich, laut in die trostlosen Worte ausbrechend, mit welchen sich der Araber in das Unvermeidliche ergiebt: „Es giebt keine Kraft und Stärke, als bei dem großen Gott!"

Während der Vormittagsstunden werden die Engros-Geschäfte in den Khanen abgemacht. Der Khan ist ein großes, meist viereckiges, feuerfestes Gebäude, dessen Mittelraum oft ein Bassin fließendes Wasser hat und meist mit einer Kuppel umwölbt ist, die für Licht und Luft Fenster hat. Bei großer Räumlichkeit ruht auch wohl die Kuppel auf Säulen oder Pfeilern, wie dies beim prächtigen, einer Patricierfamilie gehörigen Khan Asad Pascha am „Droguistenmarkt" der Fall ist. An der Fronte desselben befindet sich ein Portal, das ein wahres Meisterstück maurischer Baukunst ist, dessen Höhe kein Portal unserer europäischen Dome und dessen wahren Kunstwerth nur wenige der letzteren erreichen dürften. Die Hinterseite des Gebäudes begrenzen Höfe, wo sich die Wohnungen für Reisende, die Stallungen und Niederlagen befinden.

*) Die höchste Spitze des Gebel Horan, wahrscheinlich ein ehemaliger Krater, heißt „Kleb Horan", das Herz des Hauran.

In den meisten Khanen befindet sich neben der Thür der einzelnen Magazine eine erhöhte Estrade oder ein Holzgestell, worüber eine Matte gebreitet und worauf ein Teppich gelegt ist. Da sitzt der Kaufmann, eine Tabakspfeife rauchend oder einen Brief schreibend, wobei er das Blatt auf die innere Fläche der linken Hand legt und mit dem Daumen derselben hält, während er mit der Rechten das Schreibrohr führt, und „mit der Hand zum Herzen“ schreibt, wie diese Art von der Rechten zur Linken zu schreiben genannt wird. Hat er keine Kunden zu bedienen, so plaudert er meistens mit dem Nachbar. Aus diesen Magazinen holen die zahllosen Kleinhändler ihren Bedarf an Damascener und fremden Fabrikaten,*) hier werden die Tauschgeschäfte der persischen (Bagdader) Commissionäre gemacht, hier die Rohproducte des Landes aufgespeichert, um größtentheils nach Beirut und Saida,**) den beiden Häfen von Damascus, versendet zu werden. Sehr belebt wird das Geschäft in den Khanen, wenn Karawanen nach Bagdad und Persien abgehen oder von dorther kommen; noch großartiger ist es alljährlich vor dem Abgang der großen Mekka-Pilger-Karawane und vier Monate später bei deren Rückkehr, da jeder Pilger etwas mit nach Hause bringen will. Dann gewährt namentlich der weitläufige Roßmarkt, wo Tausende von Thieren verkauft oder vertauscht werden, ein sehenswerthes Bild; man sieht da Menschen von Yemen, Aegypten, Westafrika, den griechischen Inseln, der Türkei, Krim, von Kleinasien, Kaukasien, Kurdistan, Persien, Bochara, Turkistan, Afghanistan und Indien in buntester Mannigfaltigkeit.

Wollen wir uns noch in das Gedränge einer Budenreihe wagen, um den Abschluß eines Geschäftes zu beobachten? Freilich ist das Gedränge so stark, daß man vor den schmutzigen Araber-Toiletten nicht zurückweichen kann, und dabei der Lärm betäubend. Doch versuchen wir's getrost. Wir treten an eine Bude, wo es sich um Werthvolles handelt im Kauf und Verkauf; beide, Käufer und Verkäufer, sind vornehme Herren und halten es unter ihrer Würde, den Umstehenden das Schauspiel des Hin- und Herredens zu geben. So sprechen sie, ruhig nebeneinander sitzend und ihre Pfeifen rauchend, von ganz gleichgültigen Dingen, während ein Sensal leise bald mit dem Käufer, bald mit dem Verkäufer spricht. Nach und nach werden indeß dieses Vermittlers Geberden lebhaft, seine Bewegungen dramatisch, er dringt, wenn der Käufer (dessen Interesse er zu wahren hat) gar zu lange zögert, in diesen mit den Worten: „Ich bitte dich, lege noch zu! Beim Leben deines Hauptes, wir bekommen es sonst nicht!“ Er erwartet die Antwort nicht, sieht schon am Auge, daß er noch etwas bieten darf, und rasch ist er am Ohre des Andern: „Nun höre mein letztes Gebot: beim Leben deines Bartes, gib die Waare dafür, sie ist nicht mehr

*) Von europäischen Waaren sieht man fast nur englische, dann auch viel Musselin mit amerikanischem Stempel.

**) Saida, hoch an der Küste des Mittelmeeres gelegen, hat einen versandeten Hafen, aber sehr besuchte Rhede, und der Handel mit Südfrüchten ist besonders lebhaft.

werth. Glaube meiner Erfahrung!" Eine fast unmerkliche Bewegung des Hauptes sagt ihm, daß man zufrieden sei. Schweigend tritt der Sensal einige Schritte zurück, nimmt seinen Fes sammt den darum gewundenen Shawl ab, holt das Taschentuch aus dem Busen, um den triefenden Schweiß von der Stirn zu wischen, und sagt aufathmend mit ruhiger Stimme: „Gott sei Dank!" Jetzt weiß der Käufer, woran er ist; man steht auf, reicht die Pfeifen den Dienern und trennt sich mit höflichem Gruß und ernster Förmlichkeit, während der Sensal dann das Weitere besorgt.

Anders verhält es sich, wenn ohne Vermittler gehandelt wird. Ist der Käufer grüßend an den Laden getreten, so erhebt sich der Verkäufer, und bittet ihn, Platz zu nehmen, worauf jener sich bemüht, hinaufzusteigen und sich auf dem hohen Gestell dem Kaufmann gegenüber niederläßt. Dieser — im Fall es sich nicht um den Kauf einer Kleinigkeit handelt — befiehlt wohl seinem Burschen, aus dem nächsten Kaffeehause zwei Tassen Kaffee und eine Wasserpfeife (Nargileh) zu holen. Verbittet sich der Käufer Beides, so bedeutet es, daß er Eile hat, und man geht gleich an's Geschäft. Selten jedoch hat der Damascener Eile; es dauert eine Viertelstunde, bis der Bursche zurückkommt, und bis dahin darf Anstands halber nicht von Geschäften gesprochen werden. Endlich ist Kaffee und Pfeife angekommen; bald ist das Gewünschte ausgesucht, aber es wird, wie immer, zu theuer gefunden, man bietet die Hälfte, worauf der Verkäufer, wie immer, freundlich sagt: „Nimm es umsonst, mein Lieber, als Geschenk von mir, thue dir durchaus keinen Zwang an!" Dies ist etwas höflicher als unser: „Glaubst du, ich habe meine Waare gestohlen?" bedeutet übrigens dasselbe. So steigt denn der Käufer in seinen Angeboten, bis er „beim Haupte des Johannes" sein letztes Gebot thut. Ist aber die Differenz zwischen Forderung und Angebot immer noch zu groß, so einigt man sich auf folgende Art. Der Käufer verlangt das rusmâl, den Einkaufspreis der Waare, mit der Erklärung, er wolle so und so viel Procent Zuschlag geben; dies ist eine Appellation an die Ehrenhaftigkeit des Verkäufers, die fast nie getäuscht wird und dann zur Zufriedenheit beider Theile den Handel beendigt.

Gegen Mittag wird es ruhiger zwischen den Budenreihen. Die helle Stimme des Muezzin (Thürmers) klingt laut durch die Straßen, die Menschen erinnernd, über dem irdischen Gewinn nicht den ewigen zu vergessen, und ein Verkäufer nach dem andern wirft das aus schwachem Bindfaden gestrickte Netz über seine offene Bude, wodurch die Abwesenheit des Besitzers angezeigt wird, um in der nahen Moschee, deren es in Damascus mehrere hundert giebt, sein Mittagsgebet zu verrichten. Wer erst noch ein dringendes Geschäft beendigen will, geht später, oder holt das Gebet Abends in seinem Hause nach, was zulässig ist; nur am Freitage, wo das eine halbe Stunde früher beginnende Mittagsgebet besonders religiöse Wichtigkeit hat, und weder nachgeholt, noch zu Hause verrichtet werden kann, sucht Jeder rechtzeitig in die Moschee zu kommen.

Aber einen Ruhetag, einen werklosen Sabbath kennt der Muselman nicht. Handwerker und Kaufleute treiben ihre Geschäfte, der Landmann pflügt und gräbt, und der Tagelöhner sucht Arbeit am Freitage wie an den übrigen Wochentagen.

Nach dem Mittagsgebet ändert sich das Bild des Marktes. Die mannigfaltigen Trachten der Männer verschwinden und machen dem weißen battistenen Frauenmantel Platz, dem abscheulichen izâr, der, ohne je den Veränderungen der Mode unterworfen zu sein, in der einfachen Form eines großen Betttuchs das ganze Frauengeschlecht, ohne Rücksicht auf Alter und Stand, unbarmherzig uniformirt und jede Gestalt vom Scheitel bis zur Zehe undurchdringlich umhüllt.

Schaarenweis kommen um diese Zeit die Frauen aus den Bädern, wohin sie sich vor mehreren Stunden begeben hatten, die einen, um der gesetzlichen Vorschrift zu genügen, die andern aus Gewohnheit, und alle aus Geselligkeitstrieb; denn die Bäder sind für die Frauen die Orte traulicher Zusammenkünfte. Auf dem Rückwege kaufen sie Manches ein, z. B. Toilettenerfordernisse, als da sind: Spießglanzpulver und Salbe zum Schwärzen der Augenbrauen, Henna zum Röthen der Fingernägel und zum Tätowiren der inneren und äußeren Hand, Mastix zum Kauen und Putzen der Zähne, Karmin zum Schminken, Pflästerchen, die sich bejahrtere Schöne in's Gesicht kleben, um beim gewaltsamen Abreißen derselben auch die stärkeren Härchen, die boshafter Weise dem zarten Frauenkinn entsprießen, mit auszureißen. Dort treten mehrere Frauen an den Laden eines jungen Kaufmanns, der bunten Schweizer-Kattun verkauft, und einige entschleiern sich. Sie thun es fast immer an den Kaufläden, theils, um die Waaren besser betrachten zu können, theils um den Verkäufer durch ihre Reize zu bethören und billiger einzukaufen.

In der heißen Tageszeit gehen überall Verkäufer von reinem Trinkwasser oder andern erfrischenden, mit Fruchtsäften gesüßten Getränken umher. Die Wasserverkäufer spenden mitunter ihre Gabe unentgeltlich. Will nämlich Jemand ein gutes Werk thun, dessen Segen seinem kranken Kinde, seinen verstorbenen Eltern, seiner Gattin bei ihrer bevorstehenden Niederkunft, seinem Freunde auf der weiten Reise zu Gute kommen soll: so speist er entweder die Gefangenen, deren Pflege hier traurig bestellt ist, oder er richtet ein Gastmahl an und ruft dazu die Armen von der Straße herein, oder er gibt einen sebil, eine Spende um Gotteswillen. Dazu wendet er sich in der heißen Tageszeit, wo ein Trunk frischen Wassers eine Wohlthat ist, an einen Wasserverkäufer, von dem er weiß, daß er eine schöne Stimme hat, gibt ihm ein Stück Geld und spricht: Reiche den Durstigen einen frischen Trunk als sebil! Der musebbil füllt nun seinen Ziegenfellschlauch aus einer Quelle, deren Wasser besonders frisch und gut ist, stellt sich dann auf dem Markt oder in der Straße an eine Stelle, wo viele Menschen vorübergehen, und singt mit verschiedenen Variationen die Worte: „O Durstender, komme zum Opfertrank!“

Spirituosa sind bloß im Christen- und Judenviertel zu haben; die künstlichen Getränke sind Zuckerwasser mit Schnee gekühlt, oder Emulsionen von Fruchtkernen (z. B. der Zuckermelone und Gurke), oder der unvermeidliche Süßholztrank, oder ein durch halbgekochte Rosinen, getrocknete Aprikosen, Orangen, Wasser und Schnee bereiteter Trank u. dgl.

Unter den Eßwaaren gibt es verschiedene Arten von Brezeln aus Weizenmehl, die sich wie der Schiffszwieback lange halten, Brödchen mit Butter bestrichen und mit Sesam bestreuet, oder auch in Aprikosenöl gesotten — Alles von Weizenmehl. Der Fastenmonat hat ein besonderes, stark geknetetes, 3 bis 4 Finger dickes Fastenbrod. Von gerösteten Kernen kommen drei zum Markt: die Kichererbse, der Hanf- und der Wassermelonenkern. Von den in Essig und Salzwasser eingemachten Pflanzenstoffen gibt es viele, namentlich Runkelrüben, weiße Rüben, Weißkraut, die rothe Pfefferschote. Der Salatverkäufer ruft: Gott ist der Dauernde, der Dauernde ist Gott! um anzudeuten, daß der Salat bald verwelkt, und sich Jeder noch damit versehen möge. Der Dragun (Estragon), die bekannte aromatische hohe Gartenpflanze mit den kleinen schmalen Blättchen, wird ohne Zuthat roh als Salat genossen, sehr geschätzt und gut bezahlt. Die Gurke ist für den Araber auch ein großes Gut. Sie wird nicht bloß als Salat verwendet, sondern auch auf mehrfache Art als Gemüse zugerichtet und selbst roh gegessen; sie ist weit zarter als die deutsche. Zur Gurkenzeit leben die Armen oft Tage lang von nichts als Brod und frischen Gurken.

Bei der weißen Maulbeere ruft man: O reife Datteln! um auszudrücken, daß die Beere so weiß und leicht zu zerdrücken sei, wie die reife Dattel. Die schwarze Maulbeere ruft man bei ihrem gewöhnlichen Namen aus: Damascener Maulbeere. Auch die besten Rosinen werden ausgerufen: Getrocknete Datteln! oder: O, Schwager der Datteln! Eine edle Art von Granate ruft man aus: Auf der Zunge zergehend und süß! wie Rosenwasser und süß! Die Quitten dagegen: Jeder Biß ein Würgen! d. h. sie sind ganz so, wie gute Quitten sein müssen; jeder Biß, den du hineinthust, kostet dich ein Zusammenschnüren des Gaumens.

Der syrische Cactus, die „Schobbara", d. i. Dulderin, welche desto fröhlicher grünt und reichlichere Früchte bringt, je mehr sie der Sonnenhitze ausgesetzt ist, und daraus in dem glühenden Becken des galiläischen Meeres bei Tiberias zum starken hohen Baume wird — trägt eine gelblich-rothe, einem Hühnerei nicht unähnliche Frucht, welche mit den Worten: O mehlreiche, o nützliche! ausgerufen wird. Die unangenehm süße Frucht ist nämlich ganz mit kleinen schwarzen Punkten bedeckt, denen kleinere Male im Gesicht vollkommen gleichen. Aus diesen Punkten ragen feine stechende Härchen, die selbst bei der größten Vorsicht an den Fingern haften bleiben und Tage lang ein häßliches Jucken verursachen. Die „Nützliche" wird sie des Gegensatzes willen (antiphrastisch) genannt, weil sie wie Blei im Magen liegt und in größerer Menge genossen schadet. Sie ist sehr billig und die Speise der Armen.

Die schon oben erwähnte Myrthenbeere wird unter dem Rufe angekündigt: Jetzt ist die Myrthenbeere süß geworden! Je länger dieselbe am Baume hängt, desto süßer wird sie, und von ihr ist das Sprüchwort entnommen: Je älter, desto süßer! was von Frauen gesagt wird, die mit zunehmenden Jahren an Schönheit und Liebenswürdigkeit zunehmen.

7. Ein Blick vom Oelberge auf Jerusalem.*)

Wir sitzen in einem Saatfeld am Oelberge im Schatten uralter Oliven, deren knorriger Stamm in Stücke zerreißt und in drei, vier scheinbar jüngern Stämmen weiter sproßt. Gegenüber, jenseits des tiefen, trocknen Kidronthals, auf der Höhe seiner Bergeskante, streckt sich Jerusalem in den geraden Linien seiner türkischen Zinnenmauer. Die Morgensonne steht hinter uns, denn der Oelberg liegt nach Osten und beleuchtet blendend die gelbe Stadt mit ihren gewölbten Dächern — jede Stube hat ihr Rundgewölbe. Wir sehen in die Stadt hinein, die ihre Neigungsfläche uns zuwendet, indem sie nach ihrem westlichen, etwas höhern Rand den Berg Zion hinaufzieht; ihr ganzer Berg ist indeß von hier aus kaum vom übrigen gleich dürren, nur mit Oliven bestreuten Höhenland zu unterscheiden. In der That fehlt ihr ein Thal nach Norden, und dort beim Damascusthor, von hier aus zur Rechten, sind von jeher die Eroberer, Römer und Kreuzfahrer, eingedrungen.

Zunächst fesselt uns der weite grüne Raum, mit Cypressen und Maulbeerbäumen bewachsen, dicht hinter der Stadtmauer, aus dessen Mitte sich die schöne dunkle Kuppel von Omars Moschee erhebt. Sie ist so heilig, daß sie allen Nichtmohammedanern unzugänglich bleibt. Der nächste Wasserträger stößt euch verächtlich zurück, wenn euch aus den dunklen, im Kreuzbogen oder Rundbogen oder Halbbogen überwölbten Straßen die lichte Mündung in den Moscheegarten mit seinen Arkaden und Fontänen verlockt hat. Es ist die Stelle von Salomonis Tempel, Berg Moriah. Die christliche Grabeskirche dagegen sahen wir auch in diesen Ostern wieder zum Schauplatz blutiger Schlägereien zwischen Lateinern und Griechen oder Griechen und Armeniern werden. Hätten die türkischen Gewehrkolben nicht aufgeräumt in der überfüllten Kirche, als das griechische Feuer aus der Grabcapelle losging und urplötzlich Alles in Prügelei begriffen war — sie hätten nach löblicher Gewohnheit wieder die Kronleuchter herabgerissen, um mit deren Armen sich todtzuschlagen.

*) Von J. Br. (A. A. Z. Beil. 250, 1852.)

Die christliche Grabeskirche verliert sich dort inmitten der Häuser, eine unscheinbare Kuppel. Aus den verschiedenen Bränden ist noch eine byzantinische Façade übrig mit vier flachen Bogennischen, die beiden obern auf die untern tretend, wie am Marcusdom zu Venedig. Man sieht den Himmel durch die fadenscheinige Wölbung der Kuppel, wenn man darunter steht. Sie ruht auf enggestellten, hohen, viereckigen Pfeilern, die nur je ein Galleriefenster zwischen sich lassen. Das heilige Grab, ein halbrundes Gebäude von gelbem Marmor, steht unter der Kuppel, mit silbernen Lampen und künstlichen Blumen, Kerzen und Bildern behangen und besteckt. Dort aus dem Loch muß das heilige Feuer der Griechen herausbrennen — man bindet einige Kerzen zusammen, mit deren starker Flamme sich die hinzudrängenden Gläubigen ordentlich den Leib zu waschen suchen. Dem Eingang des Grabes gegenüber ist unter einer kleinern anschließenden Kuppel die reiche goldene Kirche der Griechen durch ein Gitter abgesondert. Ein Rundgang mit einem Kranz von Capellen umgibt sie nach hinten, ober- und unterirdisch, die einzelnen heiligen Stellen umfassend. Vom Berg der Kreuzigung z. B., mit Marmorwänden und Marmorfläche, der zu einer Capelle geworden ist, steigt man auf marmornen Treppen zu der Krypta hinab, wo Helena das Kreuz fand 2c. Das Ganze, nachdem es über Ostern großen Volksmassen zum Nachtlager und jedwedem Unfug gedient hat, bietet einen ziemlich traurigen Anblick.

Steigen wir den Berg vollends hinauf: auf seiner Höhe steht eine Moschee und hat in ihrem Hof die Capelle des Himmelfahrtsortes, von christlich mittelalterlichem Styl. Der nackte Fels, auf welchen der letzte Tritt geschah, ist bloßgelassen und die Spur noch zu sehen.

Von hier sehen wir den geraden Streif des hohen, blauduftigen Gebirges jenseits des Todten Meeres, und dessen Spiegel selber da und dort. Wir haben's mit der gewöhnlichen Escorte von Beduinen besucht, ein malerischer Zug, als wir Mar Saba verließen, die große, geschichtlich bedeutende griechische Klosterfestung, die sich seltsam kühn in eine Schlucht jener Steinwildniß klemmt, ihre Mauern hoch auf den Felsrändern und tief durch die Schlucht führt. Der Schech mit langer Lanze, die über die Schulter schwankt, vorausreitend, die Beduinen mit dem gelbrothen, fransengeschmückten Kopftuch und in braunweißen Sack gekleidet, mit den großen gelbbeschlagenen Flinten nebenher schreitend, schwarzlockige Bursche mit wunderbar weißen Zähnen. Drei deutsche Pastoren zu Pferde, nicht eben die besten Reiter. Es geht endlos tief hinab, denn das Todte Meer liegt 1300 Fuß unter dem Mittelmeer, 3300 Fuß unter Jerusalem. Scheußlichere Mienen hab' ich nie gesehen, als der Genuß seines Wassers sie veranlaßt. Erst am Jordan gibt's erquicklichen Schatten, aber wir vermissen den deutschen Handwerksburschen, der, aus 33 Treffen des ungarischen Feldzugs hierher verschlagen, uns zu Fuß begleitet hat. Die Beduinen reiten zurück und finden ihn umgefallen in der brennenden solfataren Ebene, wo er den

Grund aufscharrte, um kühleres Lager zu finden. Der trübe Jordan schießt reißend schnell seine Windungen her, unter dem dichten Baumwuchs, der seinen engen, schroffen Thalbruch ausfüllt. Und doch liegt der See Tiberias, woher er kommt, selber schon 700 Fuß unter dem Meer. Der Ort, da wir rasten, wie es scheint, der einzige Zugang zum Fluß, zeigt die Spuren der großen Pilgerkarawane, die vor Ostern hier stattfindet. Man bricht um Mitternacht von Jericho oder der Stätte Jericho's auf, und mit Tagesanbruch stürzt Alles, tausendweis, jeden Geschlechts, Kopf an Kopf in's Wasser. Die Beduinen, natürlich eben unsere guten Freunde hier, sind hinterher, um die Nachzügler aufzulesen, und jener Engländer, welcher meinte, ein paar Stunden sei's auch noch Zeit, behielt von allen seinen Kleidern nur den Hut übrig.

Bethlehem ist nicht sichtbar hier vom Oelberg aus. Die Kirche der Geburt daselbst ist, wie die andern heiligen Orte, im Besitz verschiedener Parteien, die in ewigem Hader darob liegen. Bis hierher gehört's uns, sagte der deutsche, lateinische Mönch, von jenem Bild an den Armeniern. Den silbernen Stern dort im Boden der Nische, wo der wegführende Stern der Magier niederfiel, haben die Griechen entwendet, weil er eine lateinische Umschrift hatte, also für die Lateiner zeugte. Der Mönch erklärte uns, wie die Feier der Geburt hier gar so schön sei und rührender als Alles. In Jerusalem seien wohl hochheilige Orte, aber nirgends eine so kindliche Freude, wie hier in dieser engen Grotte. . . . Der Brunnen zu Nazareth, der einzige damals wie heute, wo Alle täglich ihr Wasser holen, ist mir in der That einer der bedeutsamsten Orte.

Fettschwänzige Schafe klettern herauf, ungeheure Eidechsen lauschen neugierig wie immer, die Granatbäume öffnen ihre Gluthaugen. Weit mehr als an Blut und Thränen erinnert der Berg jetzt an's Hohelied Salomonis. „Komm," sagt dort die Hebräerin, „früh hinaus zum Hügel, wo die Reben sprossen, die Granaten blühen und die Lilien ihren Duft geben." Die blauen Schwertlilien, bei uns geruchlos, duften hier in der That wundervoll. Sie sind dort unten an den Felsengräbern gebrochen.

Auf dem Hügel zu unserer Linken hauste einst der Molochdienst. Es ist Altar, das Feuer, Altar Molech, Adrammelech, das Feuer, der König, und zwar das böse zerstörende Feuer, dem man hier seine furchtbaren Sühnopfer brachte. In dieses Kidronthal warf man die Asche der Molochpriester und Jehovah-Propheten, wenn sie sich gegenseitig abgeschlachtet hatten, als Menschenopfer für den Gott, dessen Schale eben üblen Geruch gab.

Der Oelberg ist unterhöhlt von umfassenden Katakomben, Prophetengräber genannt. Unten im Kidron- oder Josaphat-Thal steht diesseits eine Reihe Denkmäler, aus dem natürlichen Fels gehauen, im barbarisirt römischen Geschmack. Sie tragen gleichfalls die Namen aller Derer, von denen ein Grab erwähnt ist, Absalom 2c. Wir kommen zur Quelle

Siloah hinab, jenseits, die ihr stilles Becken tief unter dem Felsen der Stadt füllt, so klar, daß man von der Treppe leicht eine Stufe zu tief tritt. Ihr Abfluß ist anderswo, zur Linken, wo sie eine Anzahl grüner Gärten, Feigenbäume und Granaten erzeugt. Hier soll Jesaia zersägt worden sein für seine patriotische Ueberkraft. Jeremia hatte die Ehre, daß ein König eigenhändig seine Schriften censirte und verbrannte. Es geht auf steilen Felsenpfaden, so daß ich oft nicht weiß, wie mein Pferd sich hinaufschwingen soll, wieder aufwärts. Die schwarzen ungeheuren Centipeden ringeln sich widerwärtig auf dem Gestein.

Die großen Steine drüben in der Stadtmauer, hinter denen die Juden wöchentlich einmal Klage halten, sollen vom Salomonischen Tempel herstammen ....

Wir kommen zum Jaffathor, dem Thor nach Westen, das zu seiner Linken die malerische Citadelle, einst Davids Burg, hat. Dort von Jaffa sind wir hereingeritten, dem ganzen heimkehrenden Pilgerzug entgegen, der zu Pferd und Esel und Kameel mit Weib und Kind, alle Trachten Vorderasiens aufweisend, endlos die Gebirgspfade sich herunterwand.

---

8. Jerusalem.*)

Die westliche Ansicht der Stadt und das Innere derselben entsprechen nicht den Erwartungen, welche man von diesem in der ganzen Welt mit Andacht verehrten Orte hegt. Die Straßen sind eng, schlecht gepflastert und um Ostern meist sehr schmutzig. Die Häuser sind klein und unansehnlich, und auf den Straßen drängen sich in merkwürdigem Gewirr alle Nationaltrachten einher. Der Syrer ist in seine bunte Chabaja, einen röthlichen Sacküberwurf mit Gold gestickt, gekleidet; der Grieche in seine Effenditracht oder den weibischen Rock; der griechische Mönch zieht einher mit seinem langen Gewande und dem Barett; ähnlich die katholischen Geistlichen. Auch manche in fränkischer Tracht drängen sich durch die Straßen; der Jude geht stolz einher in seinem Kaftan. Dazu sieht man den Beduinen, das schöne Antlitz malerisch mit dem Kopftuch umwunden, mit weitem Mantel und langer Lanze auf schönem Rosse. Die fanatischen Araber erblickt man in ihren verschiedenen Trachten; zerlumpte Derwische — Alles wogt durch einander hin und her. Aber in keiner Stadt läßt sich so, wie in Jerusalem, der Religionsfanatismus aus den sprühenden Augen und dem verächtlichen Benehmen des Einen gegen den Andern abnehmen. Der Jude, der Christ und der Mohammedaner kommen hierher, Jeder um seinem Gott zu dienen, und Jeder

*) Reisebilder aus dem Morgenlande, von Dr. Fr. Dieterici. II.

glaubt, die Erhabenheit seines Herrn zu verherrlichen, sei der Haß und die Verachtung der Andersdenkenden das wirksamste Mittel.

Der Wanderer fühlt sich bei seinem Einzug in einer sonderbaren Stimmung; die Welt, wie sie ihm hier in der Wirklichkeit entgegentritt, steht in schreiendem Gegensatz zu dem Gedankenbilde, das er von Jerusalem hegte. Wie ist der Haß doch dem Menschen so leicht und wie schwer wird ihm die Liebe!

Es war am grünen Donnerstag 1849, als wir das langersehnte Ziel erreichten. Nach langer beschwerlicher Reise durch die Oeden konnten wir in Jerusalem in einer protestantischen Kirche niederknieen und bei den segensreichen Worten des Bischofs Gobat unser Gemüth erheben, um Gott für seine Gnade zu danken.

Am Nachmittag ging ich hinaus nach dem Osten der Stadt, aus dem Stephansthore. An der ganzen Ostseite von Jerusalem erhebt sich der Berg, der die Mauern trägt, steil aus dem tiefen Thal Josaphat, in welchem der Bach Kidron floß, und jenseit des Baches steigt ebenfalls in großer Steilheit der Oelberg empor. Hoch überragt der Berg das Thal, und rings umkränzt von dem sanften Grün der Oliven scheint er uns zuzurufen: „Wie schön sind auf den Bergen die Füße des Friedensboten, der Heil uns bringt und zu Zion spricht: Dein Gott ist König!"

Scheuen Trittes hatten wir so eben die öde Wüste durchmessen, wo die Beduinen einhertoben, nach dem Blute des Feindes lechzend, und nun stieg ich den Berg hinan, auf dessen Blumenteppichen, beschattet vom lieblichen Grün des Oelbaumes, der Erlöser, der Herr des Friedens, so vielfach wandelte. Hierher zog Jesus sich zurück, sein kummervolles Herz vor seinem Vater auszuschütten und im inbrünstigen Gebet von Gott die Kraft zu erflehen, den dornenvollen Weg, den seine Menschenliebe ihn führte, ruhigen Schrittes zu wandeln. Nach den wilden Scenen, die wir in der Wüste erlebt hatten, nach dem fanatischen Toben der Parteien in der Stadt unter uns, redete die Stille auf diesem Berge zu uns mit sanfter, doch unwiderstehlicher Gewalt: Gott der Allmächtige, der Ewige, ist euer Vater, und ihr Menschen seid Brüder!

Dem Oelberge gerade gegenüber, nur durch das jähe Thal des Josaphat getrennt, liegt, von Mauern rings umschlossen, der Berg Moriah, auf dem ein großes, längliches Viereck von Mauern begrenzt wird. Dieser Berg, geheiligt durch das Andenken an den großartigen Gehorsam des Abraham im Glauben (1. Mos. 22), trug einst den Tempel. Alles Herrliche, was nur der sinnige Jude kannte, war hier vereinigt; der Berg Moriah erglänzte weithin in seiner Herrlichkeit, ihm nahete sich der gläubige Jude mit scheuer Ehrfurcht. Auf Moriah (d. i. Jehovah siehet) erschallten die Feuerreden der begeisterten Propheten, um das sündige, heuchlerische Volk auf den Richterstuhl des Herrn hinzuweisen, und die Schmerzen der gottergebenen Gemüther zu lindern mit der Heilsverkündigung der Erlösung.

Aber die drohende Weissagung hat sich wörtlich an denen erfüllt, welche das Heil von sich stießen. Kein Stein ist auf dem andern geblieben von jenem prachtvollen Tempel, der einst der Stolz war des Judenthums. Nur noch die Mauer des Umrisses bietet vielleicht einige elende Reste früherer Arbeit, und auf der westlichen Seite derselben sind noch die gewaltigen Steine, welche einst den Berg trugen, der das Thal zwischen dem Berge Moriah und dem östlichen Berge Zion überbrückte. An derselben Seite dieses Vierecks ist auch noch der „Klageort“ der Juden. Hier beweint der Jude noch heute jene Pracht seines Volkes, die auf immer dahin geschwunden ist, und vergeblich hofft er, mit seiner Klage den Messias zu erwecken.

Zwei Moscheen, die von den Mohammedanern heilig verehrt werden, stehen jetzt in dem genannten Viereck auf Moriah — die eine ist die Moschee des Omar, ein weiter viereckiger Unterbau im Quadrat, auf dem sich die weite Kuppel wölbt. Die Moschee steht frei in der Mitte der nördlichen Hälfte des Oblongums und ist geheiligt durch die Sage von der Himmelsreise des Propheten. Der orthodoxe Mohammedaner glaubt nämlich, daß das Flügelpferd Borak den Propheten, die Perle der Schöpfung, von Mekka nach Jerusalem versetzt und von da ihn bis über den siebenten Himmel hinaus getragen habe — bis vor das Antlitz Gottes, in solche Nähe, wo selbst die Engel nicht mehr den Strahlenglanz Gottes ertragen können. Die ganze Fahrt geschah in einem Augenblick. Gläubig wallfahrtet nun der Mohammedaner zu dieser „geschichtlich“ geheiligten Moschee, und wo früher Israel zu Jehovah rief, da schreien jetzt die Nachkommen Ismaels ihr Allah!

In der südlichen Hälfte auf Moriah steht die andere Moschee, el Aksa, ein länglich viereckiger Bau. Ganze Reihen von Derwischen sind zwischen beiden Moscheen in steter Bewegung, mit dumpfem Geheul ihre kurzen Gebete ausstoßend!

Das Südostende der langen Mauer, welche die Moschee umgibt, begrenzt fast rechtwinklig gen Westen in jäher Tiefe das Thal Hinnon, jenes den Israeliten so furchtbare Greuelthal, in welchem einst den Götzen geopfert ward. Wir verfolgen mit unseren Blicken einen Theil des Thals. An dem grünen Abhange, welcher südlich das tiefe Thal umgrenzt, sieht man Gräber in die Felsen gehauen. Die dunklen Bäume, der jähe Abhang, die Grabesstätten, der Schatten, der über dem Thale zu schweben scheint, prägen mit düstern Farben diesen Abhang dem Gedächtnisse ein. Am deutlichsten aber tritt in dem Bilde eine Stelle hervor, die sich rothgelblich unter den Oliven unsern Blicken zeigt. Dies ist Hakeldama, der Blutacker, für das Geld des Verrathes erkauft.

Je düsterer der Anblick des südlichen Abhanges, desto erfreulicher ist das Bild von dem nördlichen Thalrande. Da erhebt sich steil der Berg Zion, rings umgrünt und bepflanzt, wie eine gebieterische Königin unter den umgebenden Bergen, das Haupt mit einem Kranz von Zinnen ge-

schmückt. Doch tritt man näher herzu, schwindet auch hier die Herrlichkeit. Da steht nun eine Moschee des Nebi Dawud (Propheten David) mit ihrem Halbmond, und darein reihen sich eine Masse schmutziger Häuser, das Judenquartier. Wie bist du doch gefallen, erhabne Schöne! Das war der Berg, von welchem die Harfe Davids erklang, wo der gottgesegnete König heraustrat aus seinem Hause, um das Kommen und das Scheiden der Sonne zu begrüßen mit heiliger Harmonie. „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Veste verkündiget seiner Hände Werk. Ein Tag sagt es dem andern, und eine Nacht thut es kund der andern. Die Sonne geht heraus, wie ein Bräutigam aus seiner Kammer, und freuet sich wie ein Held zu laufen den Weg. Vom Himmelsende ihr Anfang und am Himmelsende ihr Niedergang; nichts ist geborgen vor ihrer Gluth!" — Durch die ganze Welt sind die Himmelslieder erklungen, aber Zions Pracht ist geschwunden, Jerusalems Blüthe verwelkt!

Wir wenden in unserm Umblick das Auge von Zion ab zum dritten Berge der heiligen Stadt, Akra. Eine einförmige weiße Häusermasse mit platten Dächern streckt sich weithin, das Auge ermüdend. Nur hier und da schimmert ein grünes Fleckchen hervor, und in dunkleren Farben zeigen sich die höheren Mauern der Klöster. Die Armenier, Syrer, Kopten, Griechen und Lateiner, alle haben hier neben einander Stätten für ihre selbstgerechten Mönche.

Im Hintergrunde ragt ein prächtiges Gebäude hervor, mit hochgewölbten Kuppeln, eine düstere, melancholische Schönheit, — es ist die Kirche des heiligen Grabes.

Wir kehren vom Oelberge zurück, durchschreiten das Thal des Josaphat und treten abermals durch das Stephansthor in die Stadt. An dem ausgemauerten Teiche Bethesda vorbeigehend, kommen wir in eine schmutzige Gasse, welche die Ueberlieferung als den Weg bezeichnet, den der Erlöser zur Richtstätte wandelte, und der deshalb die via dolorosa (die Schmerzensstraße) genannt wird. Ein über die Straße sich wölbender Bogen hat noch den Namen ecce homo. Wir wandern fort in der schlecht gepflasterten, viel beschmutzten Straße, wo wir zur heiligen Grabeskirche, dem Zielpunkte so vieler frommer Gemüther, gelangen.

Ich hatte absichtlich den „Sonnabend des Feuers", den großen Festtag der Griechen, gewählt. Auf dem Platze vor dem Eingange zum Heiligthume der Christenheit hatten die Krämer aus Bethlehem sich niedergelassen und boten Rosenkränze, Perlmutter mit heiligen Bildern, Steine und allerhand andere Sachen den frommen Pilgern zum Kauf an. Ein Feilschen, Schreien und Schwören durchtönte unsere Ohren. Griechen in ihrer weibischen Nationaltracht, sowie in der Effendi-Jacke, Syrer mit bunten Ueberwürfen, Levantiner in lang herabwallenden spanischen Mänteln, Alles drängte und tobte um die ausgelegten Rosenkränze, und über dieses lebendige Bild ragte die dunkle Mauer des heiligen Ge-

bäudes hervor, das mit gespitzten Bogenfenstern, von denen jedes ein Meisterwerk, geziert ist.

Durch das Getümmel der Käufer und Verkäufer hindurch gelangen wir endlich bis zur Thür der heiligen Kirche, die von gedrängten Schaaren fanatischer Gläubiger fast gestürmt wird. Nur durch die Hülfe zweier Consulat-Diener (Chavasso), die mit ihren nervigen Armen die Peitsche um die Häupter der Gläubigen schwingen, gelangen wir durch die Massen hindurch. Wir steigen auf einer Treppe empor und nehmen dort in einer Nische auf der oberen Gallerie unsere Plätze ein. Noch andere Zuschauer haben sich zu dem schauderhaften Schauspiel des „griechischen Feuers" eingefunden; in einer anderen Loge der Gallerie gewahrt man mehrere Consuln, den französischen und österreichischen, auch der türkische Pascha sitzt da, im allerheiligsten Tempel der Christenheit behaglich seine Pfeife schmauchend und Kaffee schlürfend und in seinem mohammedanischen Hochmuth an den tollen Ausbrüchen des christlichen Aberglaubens sich ergötzend.

Um uns und über uns wölbt sich eine herrliche weite Kuppel, mit Gold reichlich verziert und mit vielen Kostbarkeiten versehen, in erhabener Höhe. Eine runde Fußbodenfläche wird von der Wölbung überdacht. In der Mitte des Fußbodens dieser Rotunde steht das Allerheiligste, die Capelle, welche das Grab des Herrn umschließen soll. Auch diese Capelle ist im Gegensatz zu der Einfachheit und Demuth, mit welcher der Herr unter uns wandelte, mit Gold überladen; die Pforte schauet nach Osten und vor derselben stehen zwei große Candelaber aus Silber; auf der Thür sieht man die drei Marien aus Marmor gehauen, den Erzengel Gabriel und den auferstehenden Heiland. An den beiden Seiten dieser allerheiligsten Capelle befinden sich zwei runde Oeffnungen.

Die ganze Halle steht dicht gedrängt voller Menschen, Jeder trägt eine Kerze und ist mit einer Peitsche bewaffnet. Schon wogt die Menge ganz besonders an diese beiden Oeffnungen heran, schon ist ein Stoßen und Drängen, doch bisher hält eine Reihe türkischer Soldaten, die in einem weitern Kreise um das Heiligthum gezogen ist, noch einigermaßen Ordnung. Mit Kolbenstößen und Peitschenhieben, die sie mit wahrer Lust den frommen drängenden Pilgern zutheilen, bändigen sie noch die wogende Menge. Nun schlägt es Mittag 12 Uhr. Da umziehen die obersten griechischen Priester dreimal die heilige Capelle; ihnen folgt meist der griechische oder russische Consul. Der oberste Priester tritt dann in den allerheiligsten Raum, nachdem er vorher gezeigt, daß er keine Feuerstoffe bei sich trage. Jetzt weicht die türkische Wache zurück, und die ganze Menge drängt in stürmender Hast den beiden Seitenöffnungen der Capelle zu. Was will die unsinnige Menge? Sie will ihre Seligkeit erreichen. Wodurch? etwa durch gottgefälligen Wandel und wahre Frömmigkeit? Durchaus nicht, sondern durch das Anzünden einer Wachskerze an dem „heiligen Feuer".

Es herrscht in der griechischen Kirche der traurige Aberglaube, der Priester könne aus dem Grabe des Herrn ein heiliges Feuer hervorrufen, und wer an diesem Feuer eine Kerze sich anzünde, der schütze sich dadurch vor den Qualen des Fegefeuers. Die Kraft dieses Feuers sei um so intensiver, je früher man seine Kerze an dem Feuer anzünde. So harrt die thörichte Menge des Augenblicks, daß das Feuer aus der Lücke hervorkomme, und wirklich kommt das Feuer hervor, durch ein Eisennetz hindurchflammend. Kaum erscheint es, so eilt ein Jeder, so früh als möglich seine Kerze anzuzünden. Man beneidet die Vorstehenden, welche zuerst ihre Kerze anzünden können, schlägt sie mit dem Stocke und sucht ihr Feuer wieder zu verlöschen. Jene wehren sich; ein Stoßen, Schlagen, Drängen hat nun an heiliger Stätte begonnen, eine wahre Hunnenschlacht des Kantschu's zeigt sich dem empörten Auge.

Gar mancher der armen Schwachen, welche auch gekommen sind, sich eine heilige Kerze anzuzünden, stürzen nieder und über sie hinweg stürmen die rüstigeren Schaaren, so daß oft die Armen jämmerlich zerquetscht und verwundet die „geweihte" Wahlstatt verlassen oder bewußtlos fortgetragen werden. Einige Flämmchen kommen aus dem Getümmel in die andere versammelte Menge, und es verbreitet sich das Feuer mit ungemeiner Schnelligkeit; bis oben nahe der Kuppel in die kleineren Nischen wandern die Flämmchen; Weiber, Männer, Kinder haben alsbald brennende Kerzen. Man wehet sich den Dampf der heiligen Flamme mit der Hand dem Munde, die Weiber oft ihrem Busen zu, und löscht dann mit eigens dazu mitgebrachten Tüchern das Licht aus, indem selbst die Schnuppe noch mit frommer Andacht aufbewahrt wird. Andere suchen dagegen die Flamme zu erhalten, und Manche sollen in ihrem Glaubenseifer die heilige Flamme bis nach Constantinopel gebracht haben; auch sagt man in Jerusalem, daß in Petersburg beim Beschützer der heiligen griechischen Kirche stets eine Lampe von diesem heiligen Feuer entzündet brenne. Die ganze Scene ist, wie man sich denken kann, ein Gegenstand des Spottes für die Mohammedaner.

— Betrachten wir, nachdem die wilde Menge sich verlaufen, ruhiger die heilige Grabeskirche.

Die runde Halle um das Allerheiligste wird von 18 Pfeilern gebildet, die 5 Fuß 10 Zoll breit sind und 4 Fuß von einander abstehen. Nur im Westen stehen zwei Pfeiler 4 Fuß 6 Zoll von einander entfernt, im Osten dagegen lassen zwei Pfeiler, die dreimal so stark sind als die übrigen, einen breiten Raum von 20 Fuß zwischen sich und bilden den Eingang in die Kirche der Griechen. Auf den Pfeilern der Halle sind zwei Stockwerke von Bogengängen, und hier hat jede Secte ihren besonderen Gebetplatz.

Die große Kirche der Griechen, zu welcher man gerade im Osten dem heiligen Grabe gegenüber durch die weiten Räume eintritt, ist die geräumigste und reichste unter denen, welche die Mittelhalle umgeben.

Mit Gold, Bildwerken, mit Marmor und Lampen ist sie geschmückt und der Mittelhalle ähnlich mit einer Kuppel überwölbt.

Im Norden des heiligen Grabes geht man in eine Vorhalle, in der die Orgel der Katholiken ist, und dann kommt man in die katholische Kirche. In der Vorhalle dieser Kirche will man die Stelle wissen, wo Magdalena den auferstandenen Heiland für den Gärtner nahm.

Hinter der griechischen Kirche läuft abermals ein Bogengang, an dem zur Linken mehrere Capellen angebaut sind, zunächst ein Altar der Armenier, dann folgt die Pforte und der Aufgang zum angebauten griechischen Kloster, dann eine Capelle auf dem Orte, wo die Kriegsknechte um den ungenähten Mantel des Herrn würfelten; diese, so wie die folgende Capelle der heiligen Helena, welche eine Treppe von 28 Stufen hinab in einer Grotte liegt und auf vier Säulen ruht, gehört den Armeniern. Hier betete jene Heilige bei der Kreuzauffindung; noch 13 Stufen tiefer ist die Grotte der Kreuzauffindung. An das obere Ende der Treppe stellt die Ueberlieferung die Schimpfsäule, zwei Fuß hoch, einen Fuß im Durchmesser, und der Gläubige findet hier die Stelle, wo der Erlöser verspottet und mit Dornen gekrönt ward.

Geht man in dem Gange weiter, so steigt man wieder 20 Stufen hinan zur Schädelstätte, auf der auch eine Capelle erbaut ist, in der man die Stelle der Kreuzigung zeigt. Eine Marmorplatte ist hier ausgebreitet, weil die Ueberlieferung voraussetzt, daß der Erlöser liegend an das Kreuz geheftet ward. Gen Abend schaute der Gekreuzigte und an der Nordseite stand das Kreuz des sich bekehrenden Schächers. Auf dem Vorplatze ist die Stelle, wo Johannes und Maria standen.

Selbst von dem Erdbeben, das bei des Herrn Tode nach Matth. 27 die Erde durchtobte, zeigt man den Gläubigen eine Spur; eine Grotte unter der Capelle zeigt noch die Spaltung des Felsens, in der man sogar das Haupt Adams gefunden haben will.

Auch der Stein der Salbung, eine Marmorplatte, wird den Gläubigen gezeigt. Diese Zusammendrängung aller Stellen, die an die Kreuzigung erinnern, und dieses Haschen nach Wiederauffindung hat etwas so Erzwungenes und Unwahrscheinliches, daß es im Zusammenhange mit jener Scheinfrömmigkeit, die nur am Orte, nicht im Geiste haftet, wirklich anwidert. Auf den Protestanten, der gewohnt ist, seine Religion mehr im geistigen Sinne zu fassen, macht auch der Besuch des Allerheiligsten in der Kirche, nämlich des Grabes, nicht jenen Eindruck, den die Mönche sonst bei den Fremden voraussetzen.

Durch die enge Pforte, die gen Osten schaut, tritt man in die Grabescapelle, deren Dunkel nur von wenigen Lampen erhellt wird. Das erste ganz mit Marmor ausgelegte Gemach heißt das „Gemach des Engels". In Marmor eingefaßt zeigt man das Stück Kalkstein, womit jener Engel, der zu Maria aus dem Grabe des Auferstandenen sprach (Matth. 28), den Schlußstein gelegt haben soll. Das zweite Gemach weiset das Grab

des Heilandes, eine Grotte in Felsen gehauen. Auf einem Steinblocke lag der Leichnam des Herrn, und diesen Block deckt eine Marmorplatte, die unter die Confessionen getheilt wird, und über die man eine Masse schöner Lampen gehängt hat. In demselben Gemach zeigt man noch den gespaltenen Schlußstein des Grabes.

— — Wir setzen unsern wandernden Fuß weiter, nur einige Schritte sind wir durch eine schmutzige Gasse gegangen, da sehen wir in schön gezogenen Bogen noch die Ruinen des Gebäudes, welches die Grundstätte des heldenmüthigen Johanniterordens ward. Ein Vorhof weist noch in traurigen Spuren die Reste jener glänzenden, kräftigen Zeit, die das christliche Ritterthum noch im verwesenden Staube schön und groß hinzeichnet. Aber voll von dem größten Schmutz stehen die Ruinen da. Dicht bei dem schönen Bogen der Johanniter spannt der Gerber die Haut der Thiere über einen Block und reibt mit ungeschicktem Instrument die Wolle von der Haut herunter.

Wir durchschneiden den Bazar, auf welchem wir die Schuster in offenen Schuppen arbeiten sehen, durchmessen noch einige hügelige Gassen und stehen dann vor einer neuen, anmuthig auf einem freien Platze erbauten Kirche. Dies ist die neuerbaute englisch-protestantische Kirche, in welcher sich die neuentstandene christlich protestantische Gemeinde versammelt, ihren einfachen, stillen Gottesdienst feiernd fern von dem unchristlichen Lärmen und Toben am heiligen Grabe. Die treuen Missionare, den vielgeprüften würdigen Bischof Gobat an der Spitze, haben aber mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, denn ihre kleine Gemeinde wird von den andern Confessionen wie von den Juden selber angefeindet. Jerusalem ist weder Handels- noch Gewerbsstadt, daher wird der Jude, der zum Christenthum übertritt, aller Hülfe von Seiten seiner Glaubensgenossen beraubt und kann sich schwer einen neuen Erwerbszweig bilden. So liegt den Missionaren die schwere Pflicht ob, nicht bloß für den geistigen, sondern auch für den leiblichen Unterhalt der Bekehrten zu sorgen.

— An der südwestlichen Mauer der Moschee des Omar, die auf der Stelle des Tempels steht, lesen mit lauter Stimme die jüdischen Männer in ihren langen Röcken, mit gelockten Haaren, langem Bart und weinenden Augen die Klagen und Prophezeihungen des Alten Testaments. Sobald sie einen Vers gelesen haben, erheben die alten Männer ein kindisches Weinen, und Frauen und Kinder stimmen in diese Jeremiade ein! Sind ihre Augen von Thränen roth, kehren sie heim in ihre schmutzigen Häuser auf Zion; der Vater, die hebräische Bibel unter dem Arm, die Knaben an der Hand, daneben die Mutter mit dem Kleinen auf dem Arm. So nehmen die Kinder von frühester Jugend den Gedanken der Erniedrigung und des Unglücks ihres Geschlechtes auf, und zu gleicher Zeit saugen sie den Hochmuth ein, der Messias werde ihnen einst reiche Entschädigung bringen für Alles, was

sie verloren, und sie rächen an allen ihren Feinden. Ihr Haß gegen die Christen wird beständig genährt und ihre Wuth gegen die Lehre des Heils unterhalten.

Die Türken hinwiederum sehen auf die Juden mit verachtendem Hohn; haben sie doch ihre heiligen Stätten inne und sind sie doch die wahren Kinder Abrahams und jene die verstoßenen und verachteten Betrüger. Die Christen hingegen betrachten sie mit Zorn; sie fühlen wohl den politischen Einfluß, den die mächtigen Staaten des Westens auf den Osten üben, aber bald — meinen sie — müsse das Kreuz sich wieder vor dem Halbmond beugen.

9. Die Cedern des Libanon.

Die Cedern, die noch immer den alten Namen führen, stehen meist auf vier kleinen zusammenhängenden Felshügeln, auf einem Raum, der weniger als 350 Schritt im Durchmesser haben möchte. Sie bilden einen dichten Hain ohne Unterholz. Die alten Bäume haben jeder mehrere Stämme und breiten sich so ringsum sehr weit aus. Die meisten andern jedoch sind kegelförmig und werfen ihre Zweige nach der Seite hin nicht besonders weit. Einige wenige Bäume stehen allein, gleichsam im Vorhofe des Hains; und einer insbesondere, im Süden, ist groß und durch seine Schönheit ausgezeichnet. Mit dieser einen Ausnahme kam keiner der Bäume meinem Ideal von Schönheit gleich, das der anmuthige Wuchs der Cedern im Jardin des Plantes in mir hervorgerufen hatte. Einige der alten Bäume sind bereits sehr hinfällig und werden bald ganz zerstört sein.

Es ist jetzt Mode geworden, allerlei Artikel zum Verkauf an Reisende aus diesem Holze zu machen; die wenigen Leute, die den Sommer hier zubringen, brauchen es zur Feuerung. Diese zerstörenden Kräfte wirken, wenn auch langsam, doch sicher. Man bedenke noch, daß Reisende in früheren Zeiten — um nichts von der Gegenwart zu sagen — schamlos genug gewesen sind, große Stellen an den Stämmen glatt hauen zu lassen, und zwar an einigen der herrlichsten Bäume, um ihre Namen einzuschreiben!

Das Holz der Ceder (Pinus Cedrus) ist weiß, mit einem angenehmen, doch nicht starken Geruch. Weder an Schönheit noch an Duft ist es mit der gemeinen rothen Ceder von Amerika (Juniperus Virginiana) zu vergleichen.

Ich machte keinen Versuch, die Bäume zu zählen. Vielleicht würden nicht zwei Individuen in Bezug auf die alten vollkommen übereinstimmen, so wenig als in Betreff der Gesammtzahl. Aber ich fühle

mich geneigt, der Meinung Burckhardt's beizupflichten, wenn er sagt: „Von den ältesten und am besten aussehenden Bäumen zählte ich elf bis zwölf; fünfundzwanzig sehr große; ungefähr fünfzig von mittlerer Größe und mehr als dreihundert kleinere und jüngere.“ Allein es ist kein Grund zu zweifeln, daß während der letzten drei Jahrhunderte die Zahl der früheren Bäume sich wenigstens um die Hälfte vermindert hat, während der jüngere Nachwuchs großentheils, wenn nicht ganz, erst während dieser Periode aufgewachsen ist. Büsching nennt nicht weniger als 26 Reisende zwischen den Jahren 1550 und 1755 mit Namen, vom P. Belon bis Stephan Schulz, welche die Bäume gezählt und beschrieben haben, und seit jener Zeit hat die Anzahl solcher Beschreibungen wenigstens das Doppelte betragen. Im sechzehnten Jahrhundert wird die Menge der alten Bäume verschieden von 28 bis zu 23 angegeben; im siebzehnten von 24 zu 16; im achtzehnten von 20 zu 15. Nach Verlauf eines andern Jahrhunderts ist, wie wir gesehen haben, die Anzahl der ältesten Bäume bis zu einem Dutzend gesunken. Alles dieses deutet auf einen allmählich zunehmenden Verfall hin, so wie es auch die Schwierigkeit einer genauen Zählung beweist. Es wird richtig von Fürer und auch von Dandini dem Factum zugeschrieben, daß viele der Bäume zwei oder mehr Stämme haben und so verschieden von verschiedenen Reisenden gerechnet wurden, bisweilen als Ein Baum, bisweilen als zwei oder mehrere.*) Alle Reisenden des sechzehnten Jahrhunderts sprechen nur von den alten Bäumen, sie erwähnen nirgends junger Bäume. Rauwolf, der selbst ein Botaniker war, sagt ausdrücklich, daß er sich nach jüngern Bäumen umgesehen, doch keine habe finden können.**) Wenn dem so ist, so würde sich herausstellen, daß, mit Ausnahme der wenigen noch übrigen alten, vielleicht keiner von denen, welche gegenwärtig den Hain bilden, älter als 300 Jahre sein mag.

In den Gemüthern des gemeinen Volks schwebt eine Art von Heiligkeit über dem Hain, dem Fluß und der ganzen Gegend. Die alten Bäume sind geheiligt als aus den Zeiten der Schrift und Salomo's stammend, und der Fluß, der nahebei entspringt, ist heilig und wird El Kadisha genannt. In früheren Jahrhunderten pflegte der Patriarch der Maroniten jedem Christen, der die heiligen Bäume verletzen oder an ihnen schneiden würde, geistliche Strafen aufzulegen, ja Excommunication darauf zu setzen; und es wird erzählt, daß, als einige Muselmanen, die in der Nachbarschaft ihre Heerden weideten, so verhärtet und gottlos waren, einige der Bäume umzuhauen, sie auf der Stelle mit

*) Dandini sagt, daß während er 23 Bäume zählte, ein Anderer aus seiner Gesellschaft nur 21 herausbringen konnte. Es war daher ein Gegenstand des Volksglaubens, daß sie nicht richtig gezählt werden könnten. Die Zwillinge und Drillinge einfach gezählt, beträgt nach der genauen Zählung Hossingers die Gesammtzahl 377 Stück.

**) „So bin ich auch ferner auf dem Platz umhergegangen, mich nach anderen jungen umzusehen; hab' aber keine, die nachher wachsen, finden mögen.“

dem Verlust ihrer Thiere bestraft wurden. In früheren Zeiten hatten die Maroniten auch die Gewohnheit, das Fest der Verklärung in dem heiligen Haine zu feiern, wobei der Patriarch selbst Gottesdienst hielt und vor einem rohen Altar von Steinen Messe las. Dieser Bann und diese Ceremonien dauern bis zu einem gewissen Grade jetzt noch fort und der Einfluß derselben auf den Volksgeist ist ohne Zweifel sehr bedeutend. Die rohen Steinaltäre sind heutzutage von einer maronitischen Capelle verdrängt, die während der letzteren zehn Jahre erbaut worden. Mehrere mit der Capelle in Zusammenhang stehende Personen wohnten hier während des Sommers; allein was für eine Art Gottesdienst darin gehalten ward, erfuhren wir nicht. Ein Theil der Absicht dieser Leute schien zu sein, die Reisenden zu bedienen und für ihre Bedürfnisse zu sorgen und so einen Anspruch auf Bakschisch zu gewinnen. Ein Mönch brachte uns Wein zum Verkauf, und es schien ihn unangenehm zu überraschen, als wir den Handel ablehnten.

Die Cedern sind wegen ihrer Lage nicht weniger merkwürdig als wegen ihres Alters und ihrer Größe. Das Amphitheater, in welchem sie stehen, ist an sich ein großer Tempel der Natur, von allen Bergeinsamkeiten des Libanon die großartigste und herrlichste. Der riesige Grat des Gebirges, wie er sich von Süden nähert, biegt sich eine Zeit lang um ein Geringes nach Osten und wirft, nachdem er seine frühere Richtung wieder gewonnen, einen Sprossen von gleicher Höhe nach Westen ab, der nach und nach zu dem bei Ehden sich endenden Rücken herabsinkt. Dieser Rücken schwenkt sich so herum, daß er mit dem Hauptrücken ziemlich parallel wird und so einen ungeheuren Halbkreis bildet: ein Amphitheater, an Gestalt einigermaßen hufeisenförmig, von den höchsten Bergrücken des Libanon umringt, die drei- bis viertausend Fuß über ihn aufsteigen und theilweis mit ihnen bedeckt sind. In der Mitte dieses Amphitheaters stehen die Cedern gänzlich allein; kein einziger anderer Baum, noch sonst etwas Grünes weit und breit ist zu erblicken. Das Amphitheater ist gegen Westen gekehrt, und, wie man es von den Cedern aus sieht, breitet sich die Schneedecke von Süden nach Norden aus. Die beiden Enden des Bogens liegen von den Cedern gegen Südwest und Nordwest. Hoch oben im Amphitheater hat die tiefe wandsteile Kluft und Kadisha ihren Anfang, die wildeste und großartigste aller Schluchten des Libanon.

Der ganze Boden, auf den die Cedern wachsen, ist Felsenschutt, der Rest einer alten Gletscher-Moräne, die sich vom Fuß des Makmel in das Thal von Bscharreh herabzog.

Vierzehnter Abschnitt.

1. Die Heiligthümer von Mekka und Medina. Die Kaaba zu Mekka. Medina mit dem Grabe Mohammeds. — 2. Das Kameel als Schiff der Wüste. — 3. Die Beduinen. — 4. Ein beduinisches Gedicht.

1. Die Heiligthümer von Mekka und Medina.*)

Die Kaaba zu Mekka.

Bevor ich die religiösen Ceremonien beschreibe, die ich selbst mitmachte, will ich erst eine Darstellung der Moschee und ihres Heiligthums zu geben versuchen.

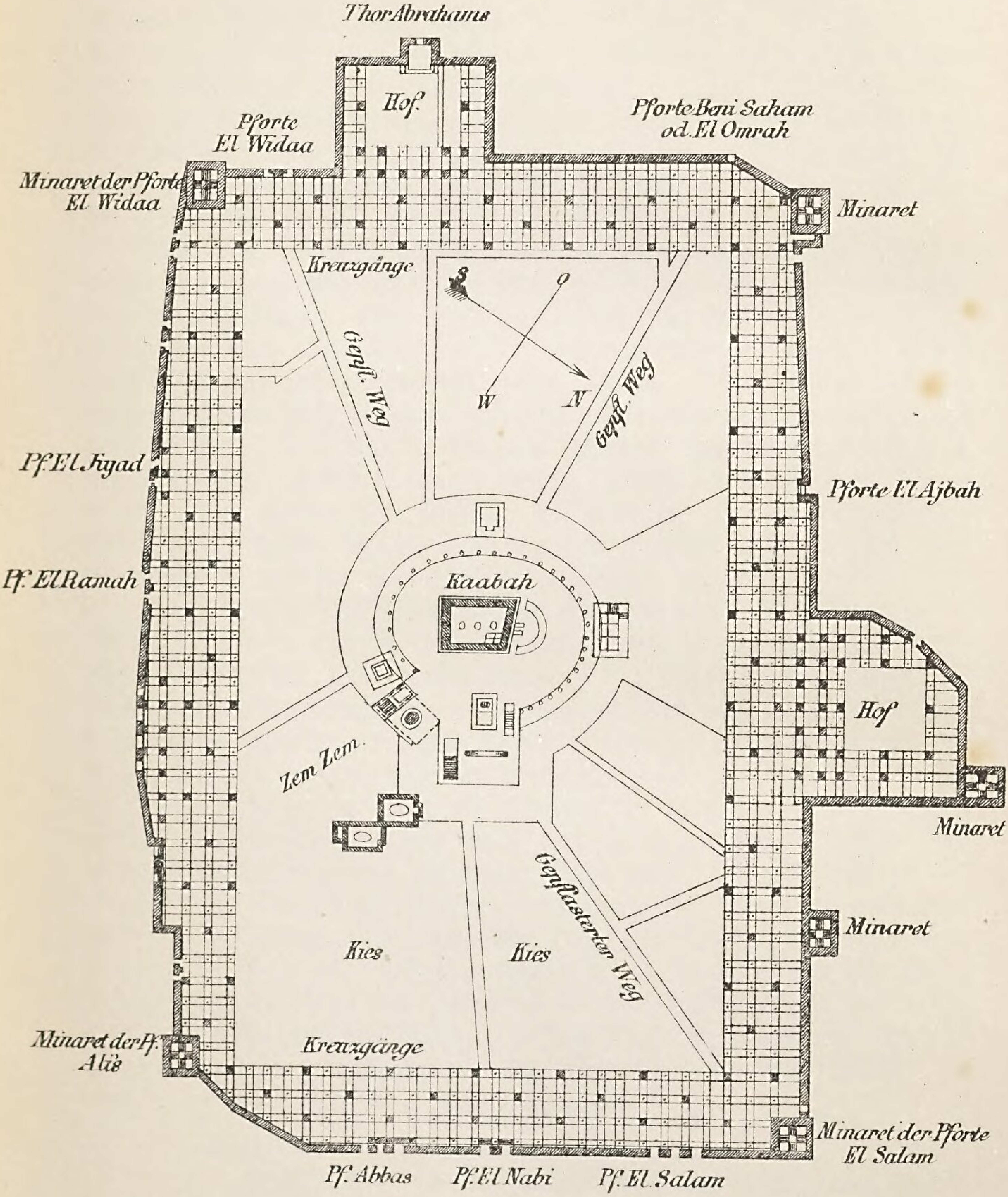
In einem engen von kahlen Bergen eingeschlossenen Thale liegt die ganz offene, unregelmäßig gebaute Stadt Mekka, die heilige Stadt, die Geburtsstätte des Propheten, der allgemeine Wallfahrtsort aller Moslemim, den jeder Gläubige wenigstens Ein Mal in seinem Leben besucht haben muß, wenn er ruhig sterben will. In der südlichen Hälfte der Stadt, wo das Thal am breitesten ist, erhebt sich das Beith-Ullah (Haus Gottes) oder die große Moschee von Mekka mit der weltberühmten Kaaba, welche dem Tempel erst seine Wichtigkeit verleiht, da es in andern Städten des Orients nicht bloß eben so große Moscheen gibt, sondern auch viele, welche ihn an Schönheit weit übertreffen.

Das Ganze bildet ein längliches Viereck in der Richtung von Nordosten nach Südwesten; es ist 250 Schritte lang und 200 Schritte breit.**) Die nördliche Seite wird von einer vierfachen Säulenreihe gebildet, die übrigen bestehen aus dreifachen Colonnaden, welche oben durch Gewölbe verbunden sind, von denen je vier eine kleine Kuppel tragen. Die Zahl sämmtlicher Kuppeln ist 152. Der ganzen Länge nach hängen von den

*) Nach den „Travels in Arabia etc." von Burckhardt (London 1829). Vergl. Sommers „Taschenbuch der Reisen", IX. 1831.

**) Nach Burtons Messung hat sie 257 Schritte in der Länge und 210 Schritte in der Breite.

Plan der Moschee des Propheten, genannt Bait Allah zu Mecca (nach Ali Bey.)



Bogengewölben überall Lampen herab, von denen einige jeden Abend, alle zusammen aber nur während des Ramadan (der Fastenzeit) angezündet werden. Die Säulen sind über 20 Fuß hoch und 1½—1¾ Fuß dick; die meisten sind von gewöhnlichem Baustein,*) wie er bei Mekka gefunden wird, die übrigen von weißem Marmor, Granit oder Porphyr. Auch die Form und Bearbeitung der Säulen ist sehr verschieden. Sowohl bei der Erbauung als der öftern Erweiterung der Moschee wurden diese Säulen aus verschiedenen Orten zusammengeschleppt, von den Trümmern römischer oder griechischer Tempel in Aegypten, Syrien u. s. w. Die Moschee ist nebst der Kaaba selbst im Laufe der Jahrhunderte so oft zerstört, beschädigt, wieder aufgebaut und ausgebessert worden, daß man sich über die Ungleichheit in der Bauart nicht wundern darf.

Von den ringsum sich hinziehenden Säulengängen führen sieben gepflasterte Wege nach der in der Mitte des Ganzen stehenden Kaaba oder dem heiligen Hause. Diese Wege sind 9 Zoll über dem Erdboden erhöhet, mit feinem Kies oder Sand bestreut, und von einer Breite, daß vier bis sechs Personen neben einander gehen können. Die von diesen Wegen eingeschlossenen Zwischenräume sind hier und da mit Gras bewachsen, das seine Nahrung von dem Wasser des Zemzem, des heiligen Brunnens, erhält, welches aus den in langen Reihen hier überall aufgestellten Krügen tropft. Der Boden der Moschee ist niedriger als die benachbarten Straßen der Stadt, so daß man von der Nordseite acht bis zehn, von der Südseite drei bis vier Stufen herabsteigen muß.

Die Kaaba ist ein kleines massives Gebäude von 18 Schritt Länge,**) 14 Schritt Breite und 35—40 Fuß Höhe. Sie steht nicht genau in der Mitte der Moschee, was davon herrührt, daß letztere später erbaut und nachher zu verschiedenen Zeiten planlos erweitert worden ist. Die Mohammedaner glauben, daß Abraham (Ibrahim) der erste Erbauer der Kaaba gewesen sei, und daß sein Sohn Ismael ihm dabei die Steine zugelangt hat, welche durch ein Wunder der göttlichen Allmacht gleich viereckig zugehauen aus der Erde zum Vorschein kamen. Man sieht noch jetzt an der Nordseite der Kaaba, nahe beim Thor und dicht an der Mauer, eine kleine, mit Marmor ausgelegte Vertiefung im Erdboden, welche El Madschen heißt, und den Ort bezeichnet, wo Abraham und Ismael den Kalk und Mörtel zubereiteten. Nahe dabei lag der Stein, welcher dem Abraham zum Fußgestell bei der Arbeit diente, und ebenfalls durch ein göttliches Wunder, in dem Verhältniß, als das Gebäude höher ward, aus dem Erdboden nachrückte. An dieser Stelle müssen die Pilger ein vorgeschriebenes Gebet verrichten.

---

*) Der „gemeine Stein" der Gebirge Mekka's ist ein schöner grauer Granit, welcher auch das Material für die Kaaba lieferte.

**) Burtons Messungen ergaben 22 Schritte oder 55 Fuß Länge und 18 Schritte oder 45 Fuß Breite; die Höhe schien größer als die Länge.

In ihrem gegenwärtigen Zustande ist die Kaaba ein neues Gebäude zu nennen, da sie erst im Jahre 1627 n. Chr. errichtet wurde. Damals hatte eine Ueberschwemmung drei Seiten eingerissen, und bei der Wiedererbauung mußte auch die vierte neu aufgebaut werden. Doch fragte man vorher die Ulema (Priester) um ihren Rath, ob es erlaubt sei, das heilige Haus zu zerstören, ohne der Gottlosigkeit schuldig zu werden. Die Antwort fiel bejahend aus.

Da das Dach der Kaaba ganz flach ist, so sieht sie von Weitem wie ein Würfel (Cubus) aus. Das einzige Thor, welches in das Innere führt und nur zwei- oder dreimal im Jahre geöffnet wird, befindet sich an der Nordseite, aber 7 Fuß über dem Boden, so daß eine hölzerne Treppe angesetzt werden muß, um hineinsteigen zu können. Es ist im Jahre 1633 aus Constantinopel hergebracht worden, ganz mit Silber überzogen und mit Gold verziert. Auf die Schwelle werden alle Abende kleine brennende Wachslichter und Rauchpfannen gesetzt, die mit Moschus, Aloeholz und andern wohlriechenden Substanzen gefüllt werden.*)

In der nordöstlichen Ecke der Kaaba befindet sich, nicht weit von der Thür, etwa 4 oder 5 Fuß über dem Boden, der berühmte schwarze Stein. Die Mohammedaner glauben, daß dieser Stein vom Himmel gekommen und dem Abraham als ein besonderes Zeichen göttlicher Gnade durch den Engel Gabriel übergeben worden sei. Sie sagen, er wäre ursprünglich rein und durchsichtig gewesen, durch die Berührung eines unreinen Weibes aber schwarz und undurchsichtig geworden. Er hat die Gestalt eines unregelmäßigen Ovals, etwa 7 Zoll im Durchmesser, und eine wellenförmige Oberfläche, da er aus ungefähr einem Dutzend kleinerer Steine von verschiedener Gestalt und Größe zusammengesetzt ist, die glatt polirt und durch ein Cement mit einander verbunden sind. Durch die Millionen von Küssen und Berührungen, die der Stein erhalten hat, ist er ganz abgerieben, so daß es schwer fällt, seine Beschaffenheit genau zu bestimmen. Vielleicht ist es Lava,**) die verschiedene Steinarten in sich aufgenommen hat. Die Farbe des Steines ist jetzt ein dunkeles Rothbraun, das sich dem Schwarzen nähert. Das Cement, welches den Stein ringsum einfaßt, sieht aus wie eine Mischung von Pech und Sand, und über diese Einfassung geht noch ein silberner Reif,***) der mit gleichfalls silbernen Nägeln befestigt ist.

An der westlichen Seite der Kaaba, etwa 2 Fuß unterhalb des Daches, sieht man das berühmte Myzab oder die Rinne, durch welche sich das

---

*) Pilgrime und bigotte Andächtige sammeln die Wachstropfen, die Asche des Aloe-Holzes und den Staub von der Thürschwelle der Kaaba und reiben sich damit entweder ihre Stirnen ein oder bewahren diese Dinge als Reliquien. Diese abergläubischen Gebräuche werden übrigens von den Ulemas streng getadelt.

**) Chladni hat erwiesen, daß es ein Meteorstein ist; dann hat die Sage Recht, die ihn vom Himmel kommen läßt. Burton bestätigt, daß es ein Aërolith ist.

***) Das Band ist jetzt ein massiver Bogen von Gold oder vergoldetem Silber.

Regenwasser vom Dache auf den Erdboden herabstürzt. Sie ist etwa 4 Fuß lang und 6 Zoll breit und, wie man sagt, von reinem Golde. An der Oeffnung hängt der sogenannte Bart des Myzab, ein vergoldeter Rand, über den das Wasser herabfließt. Das Pflaster unter dem Myzab ist von bunter Mosaik. Hier soll Ismail, Ibrahims Sohn, und seine Mutter Hedscher (Hagar) begraben liegen. Eine halbkreisförmige Mauer umschließt diesen Raum, der Hedscher Ismail heißt und als zur Kaaba gehörig betrachtet wird, so daß die Pilger, welche hier beten, dasselbe Verdienst haben, als ob sie im Innern der Kaaba gebetet hätten.

Alle vier Außenflächen der Kaaba sind mit einem schwarzseidenen Stoffe bekleidet, welcher Kisua heißt, und alljährlich zur Zeit der Wallfahrten erneuert wird. Er kommt aus Kairo und wird daselbst auf Kosten des Großherrn fabricirt. Es sind verschiedene Gebete hineingewoben, welche man aber, da sie von gleicher Farbe sind, wie der Stoff selbst, nur mit großer Mühe lesen kann. Etwas über die Mitte läuft rund um das ganze Gebäude eine andere Inschrift aus Goldfäden. Derjenige Theil der Kisua, welcher die Thüre bedeckt, ist reich mit Silber gestickt. Für den schwarzen Stein sind Oeffnungen gelassen, so daß derselbe bei dem Umgange bequem berührt werden kann. Wenn das alte Kisua abgenommen wird, bleibt die Kaaba 14 Tage lang ohne alle Bekleidung, und man sagt alsdann: El Kaaba Yehrem, d. h. Kaaba hat das Pilgerkleid angezogen. Bei der Abnahme geht es wild her. Einheimische und Fremde, Alt und Jung drängen und raufen sich, um nur einige Fetzen davon zu erhaschen. Die Pilger sammeln sogar den Staub, der unter der Bekleidung an den Mauern liegt, und verkaufen ihn nach ihrer Rückkehr als ein Heiligthum.

Die dunkle Farbe der Kisua gibt der Kaaba, die ganz frei in der Mitte des ungeheuren Vierecks steht, beim ersten Anblick etwas sehr Eigenthümliches und Imposantes. Da die Bekleidung nirgends dicht anliegt, so wird sie durch das leiseste Lüftchen in wellenförmige Bewegung gesetzt. Die frommen Pilger halten dies für ein Zeichen von der Gegenwart der die Kaaba beschützenden siebzigtausend Engel, deren Fittige, wie sie sagen, diese Bewegungen hervorbringen. Wenn die Posaune des letzten Gerichts ertönt, werden sie die Kaaba in das Paradies tragen.

Unter den übrigen kleineren Gebäuden, welche die Kaaba innerhalb des großen Vierecks umgeben, ist noch dasjenige bemerkenswerth, in welchem sich der berühmte heilige Brunnen Zemzem befindet. Er ist erst im Jahre 1694 erbaut worden und hat an der Nordseite eine Thür, welche in ein schönes, mit Marmor von verschiedenen Farben verziertes Gemach führt. An dasselbe stößt ein kleines mit besonderm Eingang und einem Behälter, der stets voll Wasser ist. Die Pilger bestreben sich, davon zu trinken, indem sie, wenn sie nicht hineingelangen können, die Hand mit dem Becher durch eine mit Eisenstäben vergitterte Oeffnung stecken. Die Oeffnung des Brunnens ist mit einer 5 Fuß hohen und 10 Fuß im Durchmesser haltenden Mauer umgeben. Auf dieser stehen die das Wasser

mit ledernen Eimern herausschöpfenden Leute. Ein eisernes Geländer schützt sie vor dem Hineinfallen. Vom frühesten Morgen an, schon vor Tagesanbruch, bis gegen Mitternacht ist dieses Brunnengebäude stets mit Menschen angefüllt. Jedermann hat zwar die Erlaubniß, sich selbst Wasser heraufzuziehen, aber gewöhnlich wird dieses Geschäft von eigens dazu angestellten und von der Moschee bezahlten Personen verrichtet, die von den Pilgern ein kleines Geschenk dafür erwarten, obwohl sie nichts fordern dürfen. Sehr fromme Pilger legen es sich als eine Buße auf, täglich mehrere Stunden unentgeltlich Wasser zu schöpfen.

Vor dem Einfalle der Wahabis (Wechabiten) gehörte dieser heilige Brunnen dem Scherif von Mekka, und das Wasser wurde, als Gegenstand eines Monopols, zu sehr hohen Preisen verkauft. Die Türken betrachten es als ein Wunder, daß das Wasser nie abnimmt, wie viel auch davon ausgeschöpft wird. Aber in der Tiefe ist das Wasser fließend, wird also von einem unterirdischen Bach herbeigeführt. Es fühlt sich hart an und sieht zuweilen milchicht aus; aber der Geschmack ist angenehm und nicht salzig, wie bei den andern Brunnen der Stadt. Wenn es frisch heraufkommt, ist es laulicht und gleicht in dieser Hinsicht vielem andern Quellwasser im Hedschas.*)

Der Brunnen Zemzem versorgt die ganze Stadt mit Wasser und es gibt kaum eine Familie, die sich nicht täglich einen Krug voll holte. Es wird aber nur zum Trinken und zu den religiösen Abwaschungen gebraucht; zum Kochen oder einem andern häuslichen Gebrauch es zu verwenden, würde für gottlos gelten. Fast jedem Pilger wird, wenn er zum Abendgebet in der Moschee erscheint, ein Krug voll von den beim Brunnen angestellten Leuten hingesetzt. Die reicheren Pilger bezahlen auch wohl das Wasser für die ärmeren, damit diese nicht Mangel daran leiden. Es wird als ein untrügliches Heilmittel für alle Krankheiten angesehen, und die recht frommen Mohammedaner glauben, je mehr sie davon trinken, desto gesunder werden sie bleiben und desto gottgefälliger werde ihr Gebet sein. Wie weit der Aberglaube in dieser Hinsicht gehen kann, mag folgendes Beispiel zeigen.

Ein Mann, der mit mir in demselben Hause wohnte und das Wechselfieber hatte, erschien jeden Abend beim Brunnen und verschlang so viel Wasser, daß er fast ohnmächtig wurde. Hierauf lag er einige Stunden ausgestreckt auf dem Pflaster bei der Kaaba, und fing dann von Neuem an zu trinken. Als er endlich durch dieses tolle Verfahren sich an den Rand des Grabes gebracht sah, so behauptete er dennoch steif und fest, sein elender Zustand rühre nur davon her, daß er nicht vermögend sei, genug zu trinken.

Viele Pilger halten es nicht für hinlänglich, das Wasser bloß zu trinken, sondern sie ziehen sich in der Vorhalle des Brunnengebäudes aus und lassen sich eimerweise damit begießen, indem sie glauben, daß das Herz

*) Hedschas heißt die Landschaft, in welcher Mekka und Medina liegen.

dadurch ebenso gereinigt werde, wie der übrige Körper. Wenige Pilger verlassen Mekka, ohne etwas von diesem Wasser in kupfernen oder zinnernen Flaschen mitzunehmen, um bei ihrer Heimkehr theils Geschenke damit zu machen, theils es für Krankheitsfälle oder zu Abwaschungen nach dem Tode aufzubewahren. So weiß ich, daß in Suez eine Kaffeeschale voll für einen Piaster verkauft wurde.

Bekanntlich glauben die Mohammedaner, daß der Brunnen Zemzem derselbe sei, welchen Jehovah auf das Gebet der Hagar in der Wüste entspringen ließ, als ihr Sohn Ismael in Gefahr war, vor Durst zu verschmachten.*) Ich vermuthe, daß die Stadt Mekka diesem Brunnen ihre Entstehung verdankt; denn viele Meilen in der Runde gibt es kein süßes Wasser, und selbst in der benachbarten Landschaft ist dergleichen nur in geringer Menge vorhanden.

Bei dem Mambar oder der Kanzel, auf welcher die Freitagspredigt gehalten wird,**) müssen die Pilger, bevor sie den Gang um die Kaaba machen, ihre Schuhe ausziehen und stehen lassen, indem es nicht wie in andern Moscheen erlaubt ist, sie in der Hand zu tragen. Einige Leute halten unterdeß Wache bei den Schuhen und erwarten dafür ein kleines Geschenk. Trotz dieser Wache und der Heiligkeit des Ortes finden sich doch öfters Spitzbuben ein, und mir wurden drei Paar Schuhe nach einander gestohlen.

Die Betenden schließen weite Kreise, oft wohl zwanzig hinter einander, um die Kaaba, als den gemeinschaftlichen Mittelpunkt. Hier ist also der einzige Fleck auf dem ganzen Erdboden, wo die Mohammedaner ihre Gebete nach allen Punkten des Compasses richten können, während sie anderwärts ihr Gesicht nur nach Einer Himmelsgegend richten dürfen, nämlich nur dahin, wo Mekka liegt. Man hegt den auf alte Ueberlieferung gegründeten frommen Glauben, daß die Moschee jede mögliche Zahl von Pilgern fassen könne, und daß selbst, wenn einmal alle Bekenner des Islam auf der Erde zu gleicher Zeit nach Mekka wallfahrten wollten, der Raum für die Betenden nicht zu klein sein werde. Die Schutzengel, heißt es, würden dann das Gebäude unsichtbarer Weise vergrößern und den Körper des einzelnen Pilgers verkleinern. Eine Thatsache ist, daß die Moschee, welche nach meiner Meinung etwa 35,000 Personen fassen kann, niemals halb voll ist. Ich zählte nie mehr als 10,000, selbst nach

---

*) 1. Mos. 21, 14—19.

**) In allen Kirchen, welche erst durch Waffengewalt erobert werden mußten, besteigt der Chatib, welcher das Gebet für den Sultan zu verrichten hat, die Kanzel (türkisch Minber) mit einem hölzernen Schwert in der Hand, zum Andenken an die Gründung des Islam, den der Prophet mit dem Koran in der einen, mit dem Schwerte in der andern Hand verbreitete. Zu beiden Seiten des Minber sieht man zwei Fahnen, wovon die eine den Sieg des Islam über das Judenthum, die andere den Sieg über das Christenthum vorstellt.

der Rückkehr von Arafat, wo die ganze Masse der Pilger auf einige Tage in und um die Stadt versammelt zu sein pflegt.

Nur während der Stunden des Gebetes wird die Moschee als ein heiliger Ort betrachtet. Außer dieser Zeit geht es darin ziemlich weltlich her. Zu Kairo habe ich in El-Aschar, der vornehmsten Moschee, Knaben gesehen, die Pfannkuchen zum Verkauf ausriefen, Barbiere, die ihre Kunden bedienten, und eine Menge gemeiner Leute, die ihr Mittagsbrod verzehrten, während in der Stunde des Gebets kein Laut gehört wurde, als die Stimme des Imam. Auch in Mekka ist die Moschee der allgemeine Versammlungsplatz für Geschäftsleute und Müssiggänger, und unter den Säulengängen liegen zuweilen so viele Kranke, die von den Vorübergehenden Rath und Hülfe erwarten, daß man eher in einem Spital, als in einem Tempel zu sein glaubt. Knaben spielen auf dem großen Platze, und Lastenträger benutzen die Moschee als Durchgangshaus, um auf dem kürzesten Wege aus einem Stadtviertel in das andere zu kommen. In dieser Hinsicht gleicht die Moschee allen andern des Orients.

In mehreren Abtheilungen der Säulengänge wird öffentlich Schule gehalten und kleine Kinder lernen da lesen. Hier geht es sehr geräuschvoll zu und der Bakel des Schulmeisters ist unaufhörlich in Bewegung. An andern Stellen sieht man gelehrte Männer, welche jeden Nachmittag Vorlesungen über Religionsgegenstände halten, aber in der Regel nur wenig Zuhörer haben. Einige türkische Ulemas erklären jeden Freitag nach dem Gebet ihren um sie versammelten Landsleuten ein paar Capitel des Korans; nach Beendigung des Vortrages küßt jeder ihnen die Hand und wirft etwas Geld in ihre Kappe. Bei dem Thore Bab el Salem sitzen den ganzen Tag einige arabische Scheiks mit Papier und Schreibzeug, um auf Verlangen Briefe, Rechnungen, Contracte und ähnliche Urkunden abzufassen. Auch verkaufen sie geschriebene Zaubersprüche, Amulete und Liebesrecepte, wofür sie sich ungeheuer bezahlen lassen. Ihre besten Kunden sind die Beduinen.

Zwischen den Säulen sieht man Tag für Tag eine Menge Leinenzeug hängen, welches im Wasser des heiligen Brunnens gewaschen worden ist. Viele Pilger kaufen sich in Mekka ihr künftiges Sterbekleid, worin sie sich begraben lassen wollen, und waschen es ebenfalls in Zemzem-Wasser. Solche Sterbekleider machen einen nicht unbedeutenden Handelsartikel aus.

Mekka im Allgemeinen und die Moschee im Besondern wimmelt von Schaaren wilder Tauben, welche als ein unverletzliches Heiligthum des Tempels angesehen und Beitullah-Tauben genannt werden. Niemand darf eine tödten, selbst dann nicht, wenn sie in ein Privathaus kommen sollte. Auf dem Platze der Moschee sieht man eine Menge kleiner steinerner Becken, welche täglich mit frischem Wasser für sie gefüllt werden. Hier sitzen auch arabische Weiber und verkaufen Korn und Dura, womit die Pilger die Tauben füttern.

Der Dienst bei der Moschee beschäftigt eine große Anzahl Katibs,

Imams, Muftis, Muezzins, Ulemas und andere Personen geringerer Classe. Sie werden aus den Einkünften der Moschee besoldet und erhalten einen Antheil von den Geschenken der Pilger.

Das Einkommen der Moschee ist immer noch beträchtlich genug, so sehr es auch seiner besten Zweige beraubt worden ist. Es gibt wenig Städte oder Provinzen im türkischen Reiche, wo die Kaaba nicht Grundeigenthum besäße; aber die jährlichen Einkünfte werden oft von den Statthaltern zurückbehalten oder auf dem Wege durch so viele Hände sehr verkleinert. Es gab Zeiten, wo die Kaaba allein aus Aegypten jährlich 295 Beutel*) und 48,000 Ardebs Getreide erhielt. Aus Constantinopel kamen 14,000 Ducaten in baarem Gelde ꝛc. Aber schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurden die Einkünfte aus Aegypten durch die Mamelukken-Beys mit Beschlag belegt, und jetzt hat Mehmed Ali Alles, was noch übrig blieb, an sich gerissen. Das Meiste beruht nun auf der Mildthätigkeit der frommen Pilger.

Nun, da der Leser ein Bild gewonnen hat von der Kaaba und Moschee, wird es ihm anschaulicher werden, wenn wir noch mit kurzen Umrissen die

Ceremonien des Cultus der Kaaba

zeichnen.

Ich traf am 9. September 1814 zur Mittagszeit in Mekka ein, in der vollkommenen Tracht eines arabischen Moslem. Jeder Pilger, sowie er die Stadt betritt, ist verpflichtet, auch sogleich die Kaaba zu besuchen. Es boten sich mir auch alsbald ein halbes Dutzend Metowefs (Ciceroni, Fremdenführer) zur Begleitung an, von denen ich einen wählte und mich nach der Moschee begab. Sobald man, nach dem Eintritt durch den Säulengang, die Kaaba zuerst erblickt, sagt man gewisse Gebete her und verrichtet zwei Rikats, d. h. man wirft sich viermal auf den Boden nieder und drückt dadurch der Gottheit seinen Dank dafür aus, daß man die heilige Stätte glücklich erreicht hat. Hierauf schreitet man auf einem der gepflasterten Wege der Kaaba näher, stellt sich dem schwarzen Stein gegenüber und verrichtet abermals zwei Rikats, worauf der Stein mit der rechten Hand berührt, oder, wenn das Gedränge nicht zu groß ist, geküßt wird. Nun beginnt der Pilger den Gang um die Kaaba, das Towaf genannt, aber so, daß ihm dieselbe zur Linken bleibt. Dieser Gang muß sieben Mal wiederholt werden, und zwar die ersten drei Mal mit schnellen Schritten, als Nachahmung des Propheten, welcher, um das von seinen Feinden verbreitete Gerücht, als ob er gefährlich krank sei, zu widerlegen, drei Mal schnell um die Kaaba lief. Bei jedem Umlauf müssen mit leiser Stimme gewisse Gebete verrichtet und zu Ende desselben

*) Ein Beutel Silber = 250 Laubthaler = 500 Piaster; ein Beutel Gold = 15,000 Laubthaler = 30,000 Piaster. Alles Gold und Silber, was in den türkischen Schatz kommt, wird in ledernen Beuteln aufbewahrt.

der schwarze Stein, sowie ein anderer in einer Ecke eingemauerter Stein, geküßt werden. Zuletzt tritt der Pilger nahe an die Mauer des Gebäudes, zwischen dem schwarzen Stein und der Hausthür, drückt die Brust dicht an letztere und fleht mit weitausgestreckten Armen zu Gott um Vergebung seiner Sünden. Hierauf zieht er sich gegen das benachbarte Mekam Ibrahim zurück, verrichtet hier zwei Rikats und begibt sich dann zu dem anstoßenden Brunnen Zemzem, wo er, nach Verrichtung eines kurzen Gebets, so viel trinkt, als er will, oder ihm, bei dem Gedränge des Volks, möglich ist.

Auf diese erste Ceremonie folgt der Gang zwischen Szafa und Meroua. Dieser Gang heißt der Say. Es stehen nämlich etwa 150 Fuß südöstlich von der Moschee auf einem etwas aufsteigenden Boden drei kleine offene Schwibbogen neben einander, die oben durch einen Architrav verbunden sind, und zu welchen drei breite steinerne Stufen führen. Dies ist der Hügel Szafa. Der Pilger stellt sich auf die oberste Stufe, wendet das Gesicht nach der Moschee, erhebt die Hände gen Himmel und bittet Gott um Beistand auf dem heiligen Wege. Dieser Weg führt eine ebene Straße entlang, etwa 600 Schritt weit, deren Ende Meroua heißt. Hier befindet sich 6—8 Fuß erhöht eine Art von steinernem Altan, zu welchem man auf mehreren breiten Stufen empor steigt. Der Pilger muß den Weg von Szafa bis Meroua mit schnellen Schritten zurücklegen, und an einer gewissen Stelle, die durch vier steinerne Pfeiler der benachbarten Häuser bezeichnet ist, muß er sogar laufen. Zwei von diesen Pfeilern sind von grüner Farbe und enthalten eine Menge Inschriften, die man aber wegen der Höhe, in der sie angebracht sind, nur mit Mühe lesen kann. Auf dem ganzen Wege werden ununterbrochen mit lauter Stimme Gebete hergesagt. Kränkliche Personen dürfen reiten oder sich in einer Sänfte tragen lassen. Sobald man Meroua erreicht hat, steigt man die Stufen hinauf, verrichtet wieder bestimmte Gebete, und kehrt dann auf demselben Wege nach Szafa zurück, um den Gang von Meroua von Neuem zu beginnen. Im Ganzen muß derselbe sieben Mal wiederholt werden, nämlich vier Mal hin und drei Mal zurück, so daß mit Meroua die Ceremonie beendigt ist.

Nunmehr folgt die dritte Ceremonie, der Besuch von Omrah. Dies ist ein Ort mit einer kleinen Capelle, anderthalb Stunden von Mekka. Indessen braucht dieser Besuch nicht gleich am ersten Tage verrichtet zu werden, was ohnehin, da die beiden ersten Ceremonien sehr abmatten, nicht wohl möglich ist. Ich ging erst am dritten Tage nach Omrah. Bevor der Pilger den Weg dahin antritt, begibt er sich in eine Barbierstube, deren man in der Nachbarschaft von Meroua in Menge antrifft, und läßt sich hier das Haupt scheeren. Der Barbier verrichtet dabei ein vorgeschriebenes Gebet, welches der Pilger nachsagt. Die Hanefys, eine der vier rechtgläubigen Secten der Moslems, lassen sich das erste Mal nur ein Viertel des Hauptes scheeren; die übrigen drei Viertel kommen nach der Rückkunft von Omrah an die Reihe. Auch muß alsdann das Towaf und das Say wiederholt werden. Die Wallfahrt nach Omrah

ist zwar durch das Gesetz streng anbefohlen, wird aber doch von vielen Pilgern unterlassen. Während der Sommerhitze verrichtet man sie gewöhnlich zur Nachtzeit.

Das Towaf soll der Pilger verrichten, so oft es ihm nur möglich ist. Die Meisten thun es täglich zweimal, des Abends und vor Tagesanbruch.

Die große Moschee, welche während des Ramadans durch Tausende von Lampen erleuchtet wird, ist der nächtliche Versammlungsplatz der Fremden, wo sie bis Mitternacht zusammen sitzen und plaudern. Das Ganze bot mir ein Schauspiel dar, welches — ausgenommen, daß keine Frauen zugegen waren — eher einer europäischen Nachtgesellschaft glich, als Demjenigen, was ich in Bezug auf die Heiligkeit dieses Ortes erwartet hatte.

Medina mit dem Grabmale Mohammeds.

Am Rande der großen arabischen Wüste, dicht an einer Bergkette, welche als eine Fortsetzung des Libanon das Land von Norden nach Süden durchzieht, liegt Medina. Das Gebiet der Stadt ist ein Theil der Landschaft Hedschas, und zwar des Beled el Haram oder des Heiligen Landes, welches jetzt den ganzen Küstenstrich von Yemen bis zur Landenge von Suez umfaßt.

Die letzten Ausläufe des erwähnten Gebirges berühren die Stadt an der Nordseite. Nach Süden hin breitet sich eine Ebene aus, so weit als man sehen kann; auf der tiefsten Stelle derselben liegt Medina, denn sie empfängt die Gewässer sowohl von den nördlichen, als den östlichen Bergen. Dadurch entstehen in der Regenzeit zahlreiche Pfützen, die man dulden muß, bis sie von selbst austrocknen. Das geschieht wegen der vielen Bäume, Gärten und Mauern, womit die Ebene bedeckt ist, nur langsam. Diese Gärten und Dattelpflanzungen, mit Feldern dazwischen, umgeben die Stadt von drei Seiten. Bloß auf der Straße nach Mekka hin, wo die felsige Beschaffenheit des Bodens alle Cultur unmöglich macht, hat man eine freie Aussicht.

Medina ist gut gebaut, ganz von Stein; die Häuser sind in der Regel zwei Stock hoch und haben glatte Dächer. Da sie nicht geweißt und die Steine von dunkler Farbe sind, so erhalten die Straßen dadurch ein düsteres Ansehen, wozu noch kommt, daß sie oft bloß zwei bis drei Schritte breit sind. Nur einige Hauptstraßen sind mit großen Steinblöcken gepflastert, eine Bequemlichkeit, die man selten in Arabien findet. Die sonst sehr schöne Stadt fängt in der neuesten Zeit an, sehr in Verfall zu gerathen, weil die Zahl der Pilger immer mehr abnimmt, wodurch viele Wohnungen, die bloß zum Vermiethen erbaut wurden, leer bleiben und verfallen. Medina gleicht in dieser Hinsicht allen anderen Städten des Orients überhaupt, die ihre Blüthezeit gehabt haben, und deren Glanz dahin ist.

Die vornehmste Straße von Medina ist diejenige, welche vom Kairothor (Bab el Masry) zur großen Moschee führt. Sie ist die breiteste

und enthält die meisten Kaufläden. Auch die Straße El Belat, von der Moschee bis zum syrischen Thore (Bab el Schamy), ist nicht unansehnlich, hat aber viele verfallene Häuser und nur wenige Kaufläden. In den übrigen Straßen findet man gar keine Kaufläden, und Medina unterscheidet sich dadurch von Mekka, wo die ganze Stadt ein einziger Markt ist. Sie gleicht überhaupt mehr einer syrischen, als einer arabischen Stadt.

Das kostbarste Kleinod, welches dieser Stadt fast gleichen Rang mit Mekka gibt, und sogar Ursache ist, daß manche mohammedanische Secten sie noch höher stellen, als diese, ist die große Moschee mit dem Grabe Mohammeds, wegen ihrer Unverletzlichkeit „die heilige" genannt, gewöhnlich aber unter dem Namen „die Moschee des Propheten", weil Mohammed ihr Erbauer war, vorkommend. An Größe steht sie der zu Mekka beträchtlich nach, denn sie hat nur 165 Schritt Länge und 130 Schritt Breite, sonst aber ist sie nach demselben Plane gebaut, wie jene. Sie bildet nämlich ein offenes Viereck, mit einem kleinen Gebäude in der Mitte, und nach allen Seiten mit bedeckten Colonnaden umgeben, die übrigens nicht so regelmäßig angelegt sind, wie in Mekka. Die Säulen sind eben so ungleich wie dort, aber hier alle weiß angestrichen; die in der Nähe des Grabes befindlichen sind zur Hälfte mit glänzenden grünen Platten überzogen, auf denen man allerhand bunte Arabesken sieht. Diese Platten scheinen venetianische Töpferarbeit zu sein und gleichen den grünen Ofenkacheln in Deutschland und der Schweiz.

Das Dach der Säulenhallen besteht aus einer Anzahl kleiner Kuppeln, welche auf dieselbe Art, wie in Mekka, von Außen weiß angestrichen sind. Auch die innern Wände sind ringsum geweißt, ausgenommen die südliche und einen Theil der südöstlichen (dem Grabe gegenüber), die bis oben hinauf mit weißen Marmorplatten belegt sind. Auf dem Grunde derselben erblickt man, so hoch und breit die Mauer ist, eine Menge Inschriften mit großen goldenen Buchstaben, eine über der andern. Der Fußboden der Säulenhallen besteht aus grobem Pflasterwerk, an der Südseite aber aus schönen Marmorplatten, und zunächst dem Grabe aus Mosaik, die zu der schönsten gehört, welche ich im Morgenlande gesehen habe. Die südliche Mauer der Moschee hat große und hohe Fenster mit Glasscheiben (die einzigen in ganz Hedschas), worunter einige gemalt sind. Auch die anderen Mauern haben Fenster, aber ohne Glasscheiben.

Im südöstlichen Winkel der Moschee steht das berühmte Grabmal Mohammed's, und zwar so, daß zwischen ihm und der südlichen Mauer ein Raum von 25, bis zur östlichen aber von 15 Schritten bleibt. Das Grab ist, damit man nicht allzu nahe hinzutreten könne, mit einer Einfassung (El Hedschra genannt) umgeben, welche ein unregelmäßiges Viereck von etwa 20 Schritten bildet und mehrere von den Säulen der Colonnade mit einschließt. Die Einfassung besteht aus einem eisernen, grün angestrichenen Gitter von guter Filigranarbeit. Die Zwischenräume enthalten Inschriften von gelber Bronze, die von dem Volke für Gold gehalten

wird. Alles ist aber so dicht zusammengedrängt, daß man nicht hindurchblicken kann; bloß ein paar kleine Fenster, etwa sechs Zoll in's Gevierte, befinden sich auf jeder Seite des Gitters in einer Höhe von fünf Fuß über dem Boden. An der südlichen Seite, wo die Pilger stehen, wenn sie beten, sind die Fenster mit der bekannten (in Silber gefaßten) Inschrift umgeben: „Es ist kein Gott als Allah, und Mohammed ist sein Prophet." Die ganze Einfassung hat vier Thüren, von welchen drei beständig geschlossen sind, die vierte aber jeden Morgen und Abend geöffnet wird, damit die Eunuchen*) den Staub abwischen und die Lampen anzünden können. Aber auch andere Personen dürfen gegen ein Geschenk von 12—15 spanischen Piastern, das sie an die vornehmsten Eunuchen geben, in das Innere hineingehen. Leute von Stande, z. B. die Paschas oder Karawanenführer, sind frei. Nur Wenige entschließen sich jedoch zu dieser Ausgabe, da man weiß, daß man im Innern selbst nichts mehr sieht, als was man schon von Außen durch die Fenster sehen kann. Rings um das eigentliche Grabmal zieht sich nämlich ein Vorhang, zwischen welchem und dem Gitter ein schmaler Raum zum Herumgehen bleibt. Er ist so hoch als das Gitter, nämlich 30 Fuß, und besteht aus reichem Seidenstoff von verschiedenen Farben, mit silbernen Blumen und Arabesken durchwebt. Ringsum läuft, wie bei dem Vorhange der Kaaba, eine goldene Inschrift, aber er wird nicht alle Jahre erneuert, sondern nur, wenn er schon alt ist und wenn ein neuer Sultan den Thron besteigt. Dieser schickt ihn von Constantinopel, und die Eunuchen vertauschen ihn dann, aber bloß zur Nachtzeit, gegen den alten, welcher nunmehr nach Constantinopel geschickt wird, wo man die Gräber der Sultane oder Prinzen damit bedeckt.

Der Vorhang nun bedeckt ein viereckiges Mauerwerk von schwarzen Steinen, welches von zwei Säulen getragen wird und in seinem Innern nicht bloß das Grab des Propheten, sondern auch die Gräber seiner Freunde und Nachfolger, Abu-Bekr und Omar, enthält. Diese Gräber haben die Gestalt von Katafalken und sind gleichfalls mit kostbaren Seidenstoffen bedeckt. Der Sarg Mohammed's ist mit Silber überzogen und hat oben eine Marmorplatte mit der Inschrift: Bismillahi Allahuma Sally aley. (Im Namen Gottes, schenke ihm deine Gnade.) Davon — wie man sonst in Europa erzählte —, daß der Sarg des Propheten in der Luft schweben soll, weiß man an Ort und Stelle nichts.

Rings um die Gräber wurden ehemals die Schätze von Hedscha's aufbewahrt, theils an seidenen Schnüren hangend, die quer über das Innere des Gebäudes gezogen waren, theils in Kisten, die auf dem Boden standen. Bei einer Belagerung Medina's durch die Wechabiten im Jahre 1800 bemächtigten sich die Hauptleute der Stadt einer Menge dieser Schätze, angeblich, um sie unter die Armen zu vertheilen, eigentlich aber, um sie

*) Die Eunuchen (Neger, gewöhnlich als Hüter des Harem angestellt und von Constantinopel nach Mekka und Medina geschickt) bilden eigentlich die Polizei der heiligen Orte, haben die Schlüssel, die Oberaufsicht und Pflege der Moscheen.

zu behalten. Als Sehud, das Oberhaupt der Wahabis, die Stadt einnahm, drang er in das Hedschra, selbst bis in das Innere, hinter den Vorhang, und raubte Alles von Werth, was er hier fand. Einen Theil der Kostbarkeiten verkaufte er dem Scheriff von Mekka, das Uebrige nahm er mit sich fort nach seiner Hauptstadt Derayeh. Unter den geraubten Gegenständen soll sich ein aus Diamanten und Perlen zusammengesetzter Stern befunden haben, der gerade über dem Grabe Mohammeds hing.

Rings um das Grabmal hängen gläserne Lampen, welche jeden Abend angezündet werden und bis zu dem Morgen brennen. Das Ganze der Hedschra ist mit einer schönen, hohen Kuppel überdeckt, welche weit über die andern Kuppeln der Moschee hinausragt, so daß man sie schon in weiter Entfernung von der Stadt erblicken kann. Auch verrichten die ankommenden Pilger, sobald sie ihnen zum ersten Male sichtbar wird, ein gewisses Gebet. Die Kuppel ist mit Blei gedeckt und hat oben eine Kugel von beträchtlicher Größe mit einem Halbmond darüber, beide stark vergoldet, aber wohl nicht von massivem Gold, wie die Sage geht und wie auch die Wahabis glaubten, welche die Kuppel zu zerstören und sowohl die Kugel als den Halbmond herunter zu werfen suchten, was jedoch der festen Bauart und der Bleidecke wegen nicht gelang. Zwei Arbeiter glitten auf dem schlüpfrigen Dache aus und stürzten herab, worauf man von dem Unternehmen abließ. Die frommen Einwohner von Medina erklärten dies für ein Wunderwerk des Propheten.

Nahe beim Vorhang, aber abgesondert davon, obwohl noch innerhalb des Gitters, das sich hier etwas ausbiegt, befindet sich das Grab der Setna Fatme, der Tochter Mohammed's und Gattin Ali's. Es besteht aus einem würfelförmigen Katafalk, mit reichgesticktem schwarzen Brokat bedeckt, sonst aber ohne alle Verzierungen. Indessen ist man nicht einerlei Meinung darüber, ob die Gebeine der Fatme wirklich hier, oder auf dem allgemeinen Begräbnißplatze außerhalb der Stadt begraben liegen. Die Pilger verrichten, um ganz sicher zu gehen, ihre Andacht an beiden Orten.

An der östlichen Mauer der Moschee, fast dem Grabe Mohammed's gegenüber, zeigt man ein kleines Fenster an der Stelle, wo der Engel Gabriel mehrmals als göttlicher Bote vom Himmel herabgekommen sein soll.

Die mohammedanische Ueberlieferung sagt, wenn die letzte Posaune ertönt, wird Aysa vom Himmel herabkommen und den Bewohnern des Erdballs den großen Tag des Weltgerichts ankündigen. Hierauf wird er aber sterben und dann an der Seite Mohammeds begraben werden. Bei der Auferstehung der Todten werden dann Beide zusammen ihre Gräber verlassen und zum Himmel emporsteigen. Dann wird Aysa vom Allmächtigen den Befehl erhalten, die Gläubigen von den Ungläubigen abzusondern. Dieser Ueberlieferung gemäß bezeichnet man auch schon die Stelle hinter dem Vorhange, wo er begraben werden wird.

Außerhalb der Vergitterung an der Nordseite, dicht bei dem Grabe der Fatme, steht in der Moschee eine viereckige Bank, etwa 4 Fuß hoch

über dem Boden, welche El Meyda, der Tisch oder die Tafel, heißt. Hier pflegen die Eunuchen der Moschee zu sitzen und die vornehmsten Beamten der Stadt ihre Versammlungen zu halten.

Eine hölzerne Scheidewand, etwa 8 Fuß hoch und reich mit Arabesken bemalt, läuft vom Gitterwerk quer durch die Moschee, um einen 25 Fuß breiten Raum abzusondern, welcher El Rodha (der Garten) heißt und wegen des Ausspruches Mohammeds abgesteckt ist: „Zwischen meinem Grabe und meinem Predigtstuhl liegt einer von den Gärten des Paradieses." Der Predigtstuhl der Moschee steht dicht an der erwähnten Scheidewand; um aber dem Namen „Garten" einen Schein von Wahrheit zu geben, sind die Säulen innerhalb dieses Raumes 5—6 Fuß hoch mit Blumen und Arabesken bemalt. Der Fußboden des Rodha ist mit einer Menge herrlicher Teppiche, Geschenke aus Constantinopel, belegt, die wohl das Kostbarste in der ganzen Moschee sein mögen.

Die Gebräuche, welche der Pilger beim Besuche der Moschee zu beobachten hat, sind folgende: Gleich nach seiner Ankunft in Medina muß er ein vollständiges Bad nehmen und womöglich sich mit Wohlgerüchen salben. Sobald er die Moschee zuerst erblickt, muß er einige kurze Gebete sprechen. Der Mezowar (Fremdenführer) läßt ihn hierauf in das Hauptthor Bab el Salam eintreten und sieht genau darauf, daß der Pilger mit dem r e c h t e n Fuß die Schwelle überschreitet; ein Gebrauch, der zwar bei allen Moscheen eingeführt ist, hier aber mit besonderer Strenge beobachtet wird. Von hier begibt er sich, fortwährend Gebete hersagend, nach dem Rodha, verrichtet abermals ein kurzes Gebet und wirft sich dann, zum Zeichen der Begrüßung, viermal auf die Erde, indem er dabei zwei kurze Capitel des Korans, das 109. und 112., hersagt. Sodann geht er durch eine der kleinen Thüren in der Scheidewand der Rodha zu dem Gitter des Hedschra, wo er sich vor das westliche Fenster an der Südseite stellt und mit halberhobenen Armen zu Mohammed betet, wobei er zwanzig der verschiedenen Namen und Ehrentitel des Propheten öfters wiederholt. Er bittet um seine Fürsprache im Himmel und schließt in sein Gebet die Namen aller Freunde und Verwandten ein. Daher kommt es, daß ein Bewohner Medina's nie einen Brief erhält, worin er nicht am Schlusse gebeten würde, den Namen des Schreibers am Grabe des Propheten zu erwähnen. Daß ein Pilger, welcher im Namen eines Andern auf die Wallfahrt geschickt wird, auch den Namen des Letztern in sein Gebet einschließt, versteht sich von selbst. Unter den Gebeten, welche an dieser Stelle, sowie an andern heiligen Orten der Stadt verrichtet werden, besteht das eine in folgenden Worten: „Verdirb unsere Feinde und laß ihnen die Qualen des höllischen Feuers zu Theil werden!"

Nach Beendigung der lauten Gebete sagt der Führer dem Pilger, daß er den Kopf dicht an das Fenster legen und so einige Minuten in stiller Anbetung verweilen möge. Ist dies geschehen, so tritt der Pilger zurück und verrichtet wieder ein Gebet mit vier Niederwerfungen unter

der benachbarten, dem Gitter gegenüberstehenden Colonnade. Dann geht es zu dem Grabe Abu-Bekr's, und endlich zu den Gräbern Omar's und Fatme's, wo dieselben Gebräuche verrichtet werden. Der Pilger kehrt nunmehr zum Rodha zurück, richtet hier noch ein Gebet an Gott selbst und verläßt die Moschee, nachdem er mit dem Ganzen höchstens 20 Minuten zugebracht hat.

An jeder Stelle, wo Gebete verrichtet werden, sitzen Leute mit Tüchern, die sie vor sich ausgebreitet haben, um die Gaben der Pilger zu empfangen. Im Rodha stehen die Eunuchen, warten bis der Pilger seine Gebete beendigt hat, wünschen ihm dann Glück zur Vollbringung des Tempelbesuchs und empfangen gleichfalls ihren Antheil. Das Bab el Salam ist mit Armen angefüllt, die sich beim Weggehen des Pilgers dicht an ihn drängen, und zuletzt macht ihm noch der Thürsteher seine ganz gehorsamste Verbeugung.

Die Ceremonien können so oft wiederholt werden, als es jeder Pilger wünscht. Aber nur Wenige verrichten sie vollständig, ausgenommen bei der Ankunft in Medina und bei der Abreise. In der Regel geht man wenigstens einmal zu dem Fenster bei Mohammeds Grabe und verrichtet hier ein kurzes Gebet. Auch ist es gebräuchlich, so oft man in die Moschee kommt, um daselbst zu beten, vorher das Gesicht nach dem Grabe des Propheten hinzuwenden und mit aufgehobenen Händen ihn anzurufen. Dasselbe pflegt überhaupt in allen anderen Moscheen zu geschehen, wo ein mohammedanischer Heiliger begraben liegt.

Den Wahabis ist es verboten, das Grab des Propheten zu besuchen, indem sie ihn für einen gewöhnlichen Sterblichen erklären, dessen Grab weiter keiner Auszeichnung würdig sei. Die Plünderung der Moschee durch Saud, das Oberhaupt der Wechabiten, war daher nicht bloß eine Handlung der Raubsucht, sondern auch des religiösen Fanatismus. Das Grab selbst ließ er jedoch unangetastet und schonte damit theils die frommen Gefühle der andern Mohammedaner, theils suchte er vielleicht sein eigenes Gewissen dadurch zu beruhigen, welches in Folge früherer religiöser Eindrücke doch wohl nicht ganz zu beschwichtigen sein mochte. Weder der goldene Stoff, mit dem das Grab überkleidet war, noch der reiche Vorhang wurde von ihm angegriffen. In gleicher Weise blieb auch das Grab der Fatme unberührt. Dagegen zerstörte er ohne Ausnahme alle kostbaren Denkmäler des öffentlichen Begräbnißplatzes, selbst diejenigen, welche die Gebeine berühmter Heiligen deckten, indem er der Meinung war, daß ein einfacher Stein hinlänglich sei, ihre Ruhestätte zu bezeichnen.

Da Mohammed zur Zeit seiner denkwürdigen Flucht von Mekka nach Medina (Hedschra), wodurch der Islam erst fest begründet wurde, selbst den Grund zu der Moschee gelegt hat, so betrachten sie auch die Wechabiten nebst dem Beitullah zu Mekka als die heiligste Stätte des Erdbodens, und Saud selbst besuchte mit seinen Anhängern die Moschee zu Medina sehr oft. In dem 1815 mit der Pforte geschlossenen Frieden ist es ausdrücklich bedungen, daß es den Wechabiten gestattet sein soll, die Moschee des Propheten — aber nicht sein Grab — zu besuchen.

Doch ist auch selbst bei dem rechtgläubigen Moslemim die Wallfahrt nach Medina zur Moschee und zum Grabe des Propheten bloß eine „verdienstliche" Handlung, welche mit der „Pflicht" des eigentlichen Hadsch (der Pilgerfahrt nach Mekka), die allen Gläubigen obliegt, nichts gemein hat. Sie halten sie jedoch, sowie den Besuch der Moschee zu Jerusalem und bei dem Grabe Abrahams zu Hebron, für eine der Gottheit höchst wohlgefällige Handlung und für geeignet, manche Sünden dadurch abzubüßen und sich den Schutz des Propheten wie des Patriarchen zu erwerben. Man glaubt auch, daß vierzig Gebete, in einer Moschee verrichtet, im Stande seien, vor den Qualen des höllischen Feuers nach dem Tode zu schützen.

Die Moschee zu Mekka wird täglich auch von weiblichen Pilgern besucht, welche daselbst ihre angewiesenen Plätze haben. In Medina dagegen, wie in allen mohammedanischen Ortschaften des Orients, hält man es für unanständig, wenn Frauenspersonen in die Moschee kommen, obschon es ihnen nicht geradezu verboten ist. Die von fremden Orten herkommenden Frauen besuchen die Moschee zur Nachtzeit, wenn das letzte Gebet vorüber ist und alle Männer sich entfernt haben. Im Ganzen geht es bei dem Grabe viel ordentlicher und stiller zu, als bei der Kaaba, und es scheint, als ob das Grab des Propheten einen tiefern religiösen Eindruck auf die Bewohner Medina's mache, als dies mit der Kaaba in Bezug auf die Mekkaner der Fall ist, und daß es Niemand so leicht wagt, sich der heiligen Stätte mit lasterhaften Gesinnungen, oder bloß zum Zeitvertreibe und um weltlicher Geschäfte willen zu nähern.

---

2. Das Kameel als Schiff der Wüste.*)

Wo die Natur dem Menschen nur kärglich die Fülle ihrer Reichthümer erschloß und ihm das versagte, was den Bewohnern der glücklichen Himmelsstriche die Möglichkeit eines unendlich mannigfaltigen Lebensgenusses gewährt, da bietet sie ihm gemeiniglich zum Ersatze für das Entzogene in einer oder einigen Gaben und in der Befähigung zu dem umfassendsten Gebrauche derselben ein Ersatzmittel, welches ihm eben sein Heimathsland als das Paradies der Erde erscheinen läßt. Der Bewohner der ganzen nördlichen Polarzone von Amerika, Europa und Asien, bei dem selbst die körperliche Entwickelung durch klimatische Einflüsse zurückgehalten wird, hat für hundert ihm versagte Dinge sein Rennthier erhalten und in ihm allein den Quell fast aller seiner Bedürfnisse. Dem wildkühnen, freien und unabhängigen Araber, dem Sohne der weiten, pfadlosen

*) „Archiv für Natur, Kunst und Wissenschaft," Nr. 2. Braunschweig 1845.

Sandwüsten und großen öden Steppen, welche sich zwischen den cultivirten Gegenden im südwestlichen Asien und nördlichen wie mittleren Afrika hinziehen, wo unter brennender Sonne, in schwüler Luft, auf dürren Ebenen und noch dürrerem Boden kein kühler Hauch den erschöpften Wanderer erquickt und keine Spur des geselligen Lebens vorhanden ist und die ganze Erde rings umher wie ein ungeheures Grab erscheint: hier ist für den Araber das Kameel dasselbe, was den Polarbewohnern das Rennthier ist. Wenn das Kameel im Allgemeinen für die Völker des Orients als Lastthier von unschätzbarem Werthe ist, so hat es für den Araber im Besondern doch eine noch viel höhere Wichtigkeit, da er mit allen seinen Bedürfnissen von ihm abhängt und ihm, gleichwie der Lappe dem Rennthier, auch Nahrung und Kleidung verdankt. Die Milch des Kameels ist für ihn ein Hauptnahrungsmittel, denn sie liefert ihm Butter und Käse. Er ißt das Fleisch, besonders der jungen Thiere, das für ihn außerordentlich wohlschmeckend ist und in Gefäßen, mit Fett bedeckt, aufbewahrt wird. Das Haar dient zur Verfertigung von Kleidungsstoffen und bildet einen wichtigen Handelsartikel bis nach Europa hin. Die Haut gibt ein gutes Leder; der hellbrennende Mist wird von den Orientalen getrocknet allgemein als Feuerungsmittel benutzt und ist oft das einzige, welches sie besitzen. Ja, selbst der Urin bleibt nicht unbenutzt, da man ihn häufig zur Salmiakbereitung verwendet.

Die Bedeutsamkeit des Kameels, des einhöckerigen oder Dromedars (Camelus Dromedarius), tritt in ihrem vollsten Lichte aber erst durch Benutzung desselben als Lastthier und den davon abhängenden Einfluß auf die Civilisation der erwähnten großen Ländermassen hervor. Es vermittelt in diesen Wüsteneien, in denen kein anderes Hausthier würde ausdauern können, die Verbindung quer durch den Sandocean, zwischen den Culturländern entgegengesetzter Lage, welche Verbindung ohne seine Genügsamkeit, ohne seine Fähigkeit, auf lange Zeit des Wassers zu entbehren, und ohne seinen schnellen Gang gar nicht stattfinden könnte. Ohne das Kameel würde Aegypten von Abyssinien, die Berberei von den Ländern jenseits der Sahara, Syrien und Persien, Arabien von der ganzen Welt abgeschnitten sein; die Wüsten würden unübersteigbare Hindernisse dem Verkehr zwischen diesen Ländern in den Weg legen, aller Handel hörte auf, die Menschen würden in ihrer Bildung zurückgehen, versumpfen und verkommen in thierischer Barbarei.

Alles ist aber auch im Körperbau des Kameels in höchster Zweckmäßigkeit auf die Wüste berechnet. Nicht allein hat es überhaupt wenig Getränk nöthig, sondern kann sich auch auf ein Mal für viele Tage damit versehen; denn von den vier Abtheilungen des Magens, die es mit allen wiederkäuenden Thieren gemein hat, ist die größte derselben, der Pansen, mit zahlreichen Zellchen versehen, in welchen sich das genossene Wasser anhäuft und woraus nach dem jedesmaligen Bedürfniß etwas in den Schlund zurücktritt. Diese körperliche Eigenthümlichkeit befähigt das Kameel, oft

drei bis vier Tage ohne den Genuß des Wassers hinzubringen; dagegen aber trinkt es bei sich darbietender Gelegenheit 50, 60, ja sogar 100 Pfund. Die besten Kameele ertragen den Durst 10 bis 12 Tage; allein viele kommen bei einer so langen Entbehrung um. Kommt eine Karawane von dreihundert Kameelen an die Quelle einer Wüste, die einen einzigen schmalen Felseneingang hat, welcher nur immer einem Thiere das Saufen gestattet, so dauert es oft drei Tage, bis alle gesättigt sind.

Nicht zufrieden mit dem erwähnten einen Mittel gegen die größte Gefahr in der Wüste, den Durst, verlieh die Natur dem Kameel noch eine andere, nicht weniger nützliche Fähigkeit. Aus einer Entfernung, in welcher der Mensch auch nicht die geringste Ahnung von dem Vorhandensein des wenigen Quellwassers hat, das hier und da in den Einöden zwischen Gestein hervordringt und sich bald im Sande verläuft, vermag das Kameel dieses zu entdecken und eilt in der Noth unaufhaltsam ihm entgegen, auf diese Weise sich und seinen Herrn rettend. Ein Beispiel davon erzählt Burckhardt aus der Nubischen Wüste. „Eine kleine Karawane von fünf Kaufleuten und etwa dreißig Sclaven zog von Berber, am Meerbusen von Aden, nach Darau. Da man fürchtete, Räubern in die Hände zu fallen, welche auf dem gewöhnlichen Wege den Reisenden aufzulauern pflegten, hatte man eine mehr östliche Richtung eingeschlagen, und ein angenommener Führer brachte die Karawane glücklich bis zu einem Brunnen, von wo der selten betretene Weg sich weiter nordwärts zieht. Diese Richtung nun verfehlte er; bald wußte man nicht mehr, wo man sich befand, und nach fünftägigem Umherirren in öden Bergen war der Wasservorrath erschöpft. Noch hielt indeß die Hoffnung, beim Weiterziehen nach Westen den Nil zu erreichen, die Reisenden aufrecht; als aber zwei Tage unter dem schrecklichsten Durste vergangen waren und man noch immer keine Spuren von dem Strome sah, als sechszehn Personen vor Erschöpfung dahin starben, bemächtigte sich Verzweiflung eines Theiles der Ueberlebenden, in welcher ein Kaufmann den Entschluß faßte, mit seinen Leuten sich allein der Führung seiner Kameele zu überlassen, in der Hoffnung, diese würden, wenn sie sich ihren Weg selber wählten, Wasser entdecken. Er ließ sich, um nicht vor Mattigkeit umzusinken, auf das stärkste seiner Thiere festbinden und verschwand bald mit seinen Leuten den Blicken der Zurückbleibenden, die nie wieder etwas von ihm hörten. Letztere verfolgten die einmal eingeschlagene Richtung noch einen Tag lang und hatten die Freude, endlich ihnen wohlbekannte Berge zu erblicken, zwischen denen sie Quellen wußten. So nahe dem Ziele, empfanden sie auch den Schmerz, daß sie sammt ihren Thieren nicht mehr im Stande seien, bis zu jenen Bergen sich hinzuschleppen. Nur zwei Kameele waren noch fortzubringen, und auf diesen wurden die zwei am wenigsten erschöpften Männer abgesandt, um zu versuchen, ob es ihnen nicht gelingen möchte, einen Quell zu erreichen. Der eine von ihnen fiel bald von seinem Thiere herab und vermochte, der Sprache beraubt, seinem Kameraden nur durch Zeichen

zu verstehen zu geben, daß er ihn seinem Schicksal überlassen solle, und dieser setzte also seinen Weg allein fort. Aber auch auf ihn wirkte der Durst bald so heftig, daß es ihm dunkel um die Augen wurde und er den ihm bekannten Weg verfehlte. Nach langem Umherirren mußte er absteigen und sank, während das Thier regungslos stehen blieb, unter einen Baum, hier das Ende seiner Leiden erwartend. Doch plötzlich regte eine neue Hoffnung die letzten Kräfte in ihm auf. Das Kameel sprang nämlich wie rasend davon, und er war zu gut mit den Gewohnheiten desselben bekannt, um nicht den Schluß zu bilden, daß in der Nähe Wasser befindlich sei. Er schlich ihm deshalb eine Strecke weit nach, aber es lief viel weiter, als seine Kräfte reichten, und zum Tode ermattet sank er von Neuem um. Hier fand ihn ein vorüberziehender Beduine, goß ihm Wasser in's Gesicht und erfrischte ihn dadurch, so daß er mit dem Retter seines Lebens dem Kameele weiter nacheilen konnte, welches sie nach einer halben Stunde richtig an einer Quelle fanden, deren Wasser nun bald die noch übrigen am Leben befindlichen Glieder der Karawane zur Fortsetzung der Reise stärkte."

Was derselbe Reisende in Bezug auf den Wasserbedarf einer Karawane bemerkt, zeigt wohl am deutlichsten, wie völlig unmöglich es sein würde, ohne das Kameel die Wüste zu durchziehen. „Ein Europäer kann sich," sagt er, „kaum einen Begriff von der Menge Wasser machen, die hier nöthig ist, um den Durst des Reisenden zu stillen, der von den meist aus Mehl und Butter bestehenden Speisen im höchsten Grade erzeugt wird. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß ich oft des Nachmittags auf ein Mal so viel Wasser getrunken habe, daß man damit zwei gewöhnliche Weinflaschen hätte füllen können. Gemeiniglich rechnet man, daß ein Schlauch von mittlerer Größe, der etwa 50—60 Pfund Wasser hält, auf drei Tage für einen Menschen hinreicht, und das bei aller Einschränkung, der man sich in der Wüste unterwerfen muß, wo man nie zu einer andern Zeit trinken kann, als wenn die ganze Karawane zu diesem Zweck auf einige Minuten Halt macht, ohne sich dem Rufe der Verweichlichung und der übeln Nachrede, „daß man den Wasserschlauch an den Mund gebunden habe", auszusetzen. Befinden sich in Afrika Pferde bei einer Karawane, so hat man für jedes derselben ein Kameel nöthig, um nur seinen Wasserbedarf fortzuschaffen. Auf die hier und da befindlichen Cisternen und Quellen ist nie mit Sicherheit zu rechnen, da sie oft versiechen und austrocknen, namentlich wenn der Samum, dieser Todesengel der Wüste, über die Fläche hinbraust."

In eben so auffallender Weise, wie auf langes Ertragen des Durstes, ist der Körper des Kameels auch auf langes Hungern angelegt. Es ist vielfach beobachtet worden, daß der aus einer fettigen Masse bestehende Höcker in Zeiten, wo das Thier reichlich Futter empfängt, unverhältnißmäßig wächst, dagegen abnimmt und fast ganz verschwindet, wenn es lange ohne Nahrung ist; und somit kann man es als ausgemacht betrachten, daß zur Zeit, wo das Thier keine Nahrung zu sich nimmt, es von dem in die

Säftemasse eingezogenen Fette seines Höckers lebt, und dieser die Stelle einer Vorrathskammer bei ihm vertritt. Außerdem aber findet das Kameel auch in der Wüste immer noch Nahrung, wo nur der spärlichste Pflanzenwuchs sich zeigt. Die trockenen stachlichten Kräuter, als Disteln, Nesseln, Ginster, dann Gesträuch und Baumrinde, zu deren Zerkauen seine Zähne eingerichtet sind, sucht es selbst da auf, wo es auf üppigen Wiesen sich nähren könnte. Vermöge der gespaltenen, knorpeligen Oberlippe aber ist es, so gut wie unser Schaf, im Stande, den dürftigsten Grashalm abzufressen.

Zu diesem wunderbaren Schutz gegen Hunger und Durst, den die Natur dem Kameel angedeihen ließ, kommt nun noch seine merkwürdige Schnelligkeit und Zähigkeit, mehrere Tage ununterbrochen hinter einander zu laufen. Ein Kameel der flüchtigen Race, welche die Araber M a h a r r i oder H e i r i nennen, vermag, wenn es nur geritten und nicht anderweitig belastet wird, seinen schnellen Lauf, der in einem harten heftigen Trabe besteht, nach der Aussage jener Völkerstämme 24 Stunden lang ununterbrochen fortzusetzen, ohne auszuruhen oder Verlangen nach Futter zu zeigen. Es vermag in dieser Zeit 24—28 deutsche Meilen zurückzulegen und mit derselben Schnelligkeit Wochen lang fortzufahren. Eine solche Schnelligkeit vermögen nun freilich die belasteten Kameele nicht zu entwickeln, indem sie mit einer Bürde von 6—10 Centnern täglich im Durchschnitt nur 6 Meilen zurücklegen.

Zu dem Tragvermögen des Kameels kommt endlich noch sein geringes Bedürfniß des Schlafs, so daß es wie ein Seeschiff Tag und Nacht zu segeln vermag; ferner die mit starker, schwieliger, aber nicht harter Haut überzogenen breiten Ballen unter den Füßen, welche, elastischen Kissen vergleichbar, den Gang in nicht zu tiefem Sande erleichtern; ferner jene sieben hornartigen Schwielen an der Brust, den Vorder- und den Hinterbeinen, die beim Niederkauern des Kameels zum Ruhen und Schlafen die meiste Last tragen, und endlich das Hochhalten des Kopfes und die Verschließbarkeit der Nasenlöcher, um sich vor dem niedrig streifenden Samum und gegen das Einathmen des vom Winde aufgejagten Wüstensandes zu bewahren.

Wie der Araber selbst an Entbehrung des Schlafes, an Ertragung unglaublicher Beschwerden, des Hungers, Durstes und der Hitze gewöhnt ist, so unterwirft er denselben Strapazen seine Kameele, um so deren Naturanlage noch weiter auszubilden. Wenige Tage nach der Geburt lehrt er das Thier, sich auf die Kniee niederzulassen, und zwingt es, in dieser Lage zu verweilen; dann legt er ihm eine beträchtliche Last auf, die nur fortgenommen wird, um einer schwereren Raum zu geben. Anstatt es nach Willkür fressen und saufen zu lassen, regelt und beschränkt er ihm seine Nahrung, gewöhnt es nach und nach an lange Märsche und schmälert ihm allmählich die Menge des Futters. Es wird ferner im Laufen geübt und durch das Beispiel schneller Pferde angeregt, bis es eben so flüchtig wird als diese, und sie wohl gar noch übertrifft. Da der Araber in der Nähe der Wüste die Thore seiner Häuser, zum besseren Schutz gegen

Plünderung, oft nicht über 3 Fuß hoch macht, so lehrt er seine Kameele nicht bloß das Niederknieen für das Be- und Entladen, sondern auch, um auf den Knieen durch solche niedrige Thore bis zur Hausflur einzugehen. Die Sättel, welche man den Dromedaren auflegt, sind in der Mitte hohl, damit sie den Höcker umschließen können; hinten und vorn haben sie ein rundes, senkrechtes Stück Holz, wovon man das vordere mit der Hand erfaßt, um sich fest zu halten. An den Seiten hängen lange Beutel mit Lebensmitteln für Reiter und Thier; ein Schlauch mit Wasser und ein lederner Gurt, als Zügel, vollenden das Reisegeräth. Soll das Thier bestiegen werden, so liegt es auf den Knieen und wird von dem Treiber festgehalten, indem dieser ihm seinen Fuß auf die Vorderbeine setzt. Dann muß sich der Reiter plötzlich auf die Matratzen über dem Höcker schwingen und sogleich vorn und hinten festhalten; denn das Kameel, von seinem Treiber losgelassen, richtet sich plötzlich ruckweise auf; erst vorn — und man fällt beinahe auf den Rücken, dann hinten — und man würde ohne Anhalt unfehlbar kopfüber stürzen. Es bedarf längerer Zeit, ehe ein Europäer sich an diese Art des Reitens gewöhnt; denn abgesehen davon, daß das Gefühl, das Dromedar nicht in seiner Gewalt zu haben, sondern seinem Willen folgen zu müssen, sehr unbehaglich ist, so schaukelt der Gang des Thieres den Reiter unangenehm, bewegt dessen Oberkörper unaufhörlich und wirkt auf den Neuling wie eine Seereise; ja es gibt Leute, die auf dem Kameel völlig von der Seekrankheit befallen werden. Dieses Beschwerliche des Reitens wird noch dadurch vermehrt, daß das Thier seine Beine nicht kreuzweis hebt, wie die Pferde und Esel, sondern den vordern und hintern Fuß jeder Seite zugleich. Obgleich der Araber ungemeine Geschicklichkeit besitzt, durch die verschiedenartigsten Lagen und Stellungen den unangenehmen Stößen dieser Thiere auszuweichen, so wackelt ihm doch fortwährend wenigstens der Kopf auf dem Halse und die Kameelreiter sehen deshalb mit ihren ernsten Gesichtern chinesischen Pagoden nicht unähnlich. Bald reiten die Leute auf dem Höcker, bald legen sie sich der Länge nach auf das Gepäck, und oft sitzen sie stundenlang hinter dem Packsattel auf den untergeschlagenen Beinen.

Ein eigenthümliches Gemälde bietet das Leben der Kameele bei den nomadisirenden Arabern dar, welche, jedes festen Wohnsitzes entbehrend, ewig beweglich mit ihren Kameelen und Zelten die Wüste durchziehen. Hat der Araber irgendwo sein Zelt aufgeschlagen, so legen sich die Thiere, schon daran gewöhnt, vor dieser luftigen Behausung nieder; dann bindet der Führer der Heerde um die Kniee der alten Kameele einen Strick, wodurch das Aufstehen verhindert wird. Vor diesen oder zu beiden Seiten liegen die jungen auf dem harten Sande. Dieses dauert bis gegen Mitternacht, zu welcher Zeit die Araber wieder in Bewegung sind. Dann nimmt man den alten Kameelen die Stricke ab, legt die Netze zurück, welche bei den Stuten den Jungen das Saugen wehren, und beginnt das Melken. Ist dies geschehen, so legt man die Netze wieder sorgfältig an

die Euter, und jedes Thier muß sich wieder an seinen Ort legen, bis zu Tages Anbruch, wo dann die alten Thiere abermals aufstehen und ihren Jungen zu saugen geben dürfen. Während so das Haupt der Familie beschäftigt ist, bricht die Frau mit den Dienern das Zelt ab, legt es zusammen, läßt die Kameele niederknieen und packt ihr einfaches Hausgeräth darauf. Auf dem Rücken eines der stärksten Kameele befestigt man einen ledernen, ungefähr 4 Fuß breiten Korb, worin die alten Männer und Frauen, die nicht mehr gehen können, nebst den kleinen Kindern ihren Platz finden und dann zieht man weiter. Man hält sich so viel als möglich in der Nähe dieser Personen und reitet abwechselnd. Das Haupt der Familie geht gewöhnlich vor den beladenen Kameelen her. Hat der Herr die Richtung angegeben, die man einschlagen soll, so bricht er auf seinem Kameele mit geladener Flinte auf und trabt fort, bis er einen angemessenen Ruheplatz findet. Die Frau eilt ihm mit möglichster Schnelligkeit nach. Sobald sie das bekannte Zeichen zum Ruhen bemerkt, packt sie ihr Kameel ab, breitet das Zelt aus, schafft die kleinen Steine weg, entfaltet die Schlafdecke, stellt die Schüsseln in Ordnung und hängt die Wasserschläuche auf. Gewöhnlich bricht man vor Sonnenaufgang auf, und womöglich ist das Zelt gegen 4 Uhr Nachmittags abermals aufgeschlagen.

In der Abendstunde, wenn die am Horizonte der Wüste hinabsinkende Sonne die ganze weite, großartig schauerliche Wildniß mit einem Veilchenschimmer übergießt, gewährt das weidende Kameel einen ebenso anziehenden als malerischen Anblick; seine abenteuerliche Gestalt, seine tiefgelbe Farbe, sein bedächtiger Gang, sein Straußenhals, den es bald der ganzen Länge nach ausstreckt, bald mit ganz eigner Anmuth einzieht, oder umher bewegt, sein sanfter, harmloser Blick — Alles versetzt uns bei seiner Betrachtung unwillkürlich in die frühesten Weltalter, in die Zeiten der Hirtenkönige und Patriarchen zurück, und man schaut das Längstvergangene unverändert in der Gegenwart.

3. Die Beduinen.*)

Der Beduine ist der Sohn der arabischen Wüste. Ihm ist noch derselbe Stempel des Charakters und der Sitte aufgeprägt, wie vor Jahrtausenden. Dieselbe Habsucht und Raubgier, dieselbe Tapferkeit und Freigebigkeit, dieselbe Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, derselbe Lug und Trug im Handel und Wandel, und zugleich dieselbe Biederkeit und Gastfreiheit — heute noch wie in uralten Zeiten. Der Beduine ist treu und hält selbst dem Feinde das gegebene Wort (nicht so der Osmane); er ist ein munterer Geselle und witziger Gesellschafter, phantasievoll, dichterisch, ehrenhaft und ritterlich. Die Schande wäscht er nur mit Blut ab. „Den

*) Nach Hammer-Purgstall und Burckhardt.

Brand! den Brand! nur nicht die Schand'! Die Rach'! die Rach'! nur nicht die Schmach!" ist noch immer das Kriegsgeschrei des für seine und seiner Frauen Ehre kämpfenden Beduinen.

Sie lieben, bei nächtlicher Stille und im hellen Mondenscheine sich Märchen und Geschichten zu erzählen oder zu singen. Jünglinge und Mädchen, in Gruppen versammelt, wiederholen in Chören den vom Vorsänger gesungenen Vers, indem sie ihren Gesang mit Händeklatschen und allerlei Bewegungen des Körpers begleiten. „Hemm' uns, Tod, dein Recht, bis wir uns gerächt!" so lautet der Schlachtgesang. Bei freudigem Anlasse ertönt das Lilu (Thalil) der Weiber stundenweise in die Wüste hinein, und bei Todesfällen heulen die Weiber das Welwele.

Der Beduine wohnt im Zelt, dessen Theile einen Hauptwörterschatz bilden für seine Rede und Dichtkunst. Seine Geräthe sind Kameelsattel, Wasserschlauch und Dreifuß; seine Kleidung ein wollnes Hemd und ein Mantel (Abba), dessen weiße und braune Streifen der Haut des Zebra nachgeahmt sind; seine Waffen bestehen in Schwert und Speer, Helm und Panzer und hier und da auch in Schießgewehren; seine Speise ist süße und saure Kameelsmilch, ungesäuertes Brod, Butter, Datteln und Trüffeln der Wüste; sein Reichthum das Kameel und das edle Roß, dessen Racen fünf sind. Diese Fünf erscheint öfter in den wichtigsten Einrichtungen und ist eine heilige Zahl. Die Blutrache geht über bis in das fünfte Geschlecht. Fünf sind auch die Verhältnisse des Schutzes und der Unterwürfigkeit: 1) der Scheik, d. h. der Alte, Graue (was bei uns „Graf" hieß), der Vorstand des Stammes, das Haupt der innern Verwaltung; 2) der Akid, der Kriegsoberste; 3) der Kadi, der Richter; 4) der Wasti, Vormund oder Schutzherr, nicht bloß der Unmündigen, sondern auch von Schwachen gegen mächtige Unterdrücker gewählt, und 5) der Dachil, d. h. Jeder, der sich in den Schutz des Andern zur Sicherung seines Lebens und seiner Güter geflüchtet hat. Genießt ein Flüchtling in seiner Familie Salz und Brod, so ist er unverletzlich. Damit es aber dem Räuber oder Mörder unmöglich sei, durch Mitgenuß von Salz und Brod oder durch Berührung der Kleider Dessen, der ihn gefangen hält, sich ein Recht auf Freiheit und Schutz zu erwerben, wird derselbe in einer Grube unter der Erde verborgen gehalten. Gelingt es ihm aber, einem Freien in's Gesicht zu speien, so hat er Anspruch auf dessen Schutz, der ihm sogleich die Freiheit verschafft. Der Dieb heißt Harami; so heißen auch die drei den Beduinen verbotenen Dinge: Schwein, Aas und Blut. Diese Enthaltung, fünfmaliges Gebet des Tages, die Fasten des Ramadan und das Opferfest sind die einzigen Religionsgebräuche des Beduinen.

Im Winter, d. h. zur Regenzeit, tragen die Beduinen über dem Hemde noch einen aus Schaffellen zusammengenähten Pelz; manche tragen diese Pelze selbst im Sommer, weil die Erfahrung sie gelehrt hat, daß, je wärmer die Kleidung, desto weniger Beschwerde von der Sonne. Der Beduine ist gegen das Ungemach seines Winters merkwürdig abgehärtet; während

Alles umher von der Kälte leidet, schläft er barfuß im offenen Zelte, wo das Feuer nicht länger als bis Mitternacht unterhalten wird. In der Mitte des Sommers schläft er, in seinen Mantel gewickelt, im brennenden Sande, den Strahlen der heißesten Sonne ausgesetzt.

Keine arabische Familie kann ohne Kameele bestehen. Wer deren zehn hat, ist ein armer Mann; wer dreißig oder vierzig besitzt, ist in mittleren Umständen, und wer ihrer sechzig hat, ist reich. Einige Scheiks des Stammes der Ainise haben deren mehr als dreihundert.

Was ihre Erziehung betrifft, so ist ein junger Ainise das wahre Kind der Natur. Seine Eltern überlassen ihn seinem eignen freien Willen; sie strafen ihn selten, härten ihn aber von der Wiege an zu den Mühseligkeiten und Gefahren des Nomadenlebens ab. Man sieht da nackte Knaben, die mitten im Sommer, in der Mittagshitze auf dem brennenden Sande spielen und rennen, bis sie ermüdet sind. Kehren sie aber zu des Vaters Zelte zurück, so werden sie gescholten, daß sie nicht ihre Uebungen fortgesetzt haben. Statt dem Knaben feine Sitten zu lehren, weiset ihn der Vater an, die Fremden, die sich dem Zelte nähern, zu schlagen oder mit Steinen zu werfen, eine Kleinigkeit zu stehlen oder im Scherz zu verbergen; je tölpelhafter, unverschämter, quälender sie für Fremde wie für die Männer des Lagers sind, desto mehr werden sie wegen dieser Vorzeichen künftigen Unternehmungsgeistes und Muthes gepriesen. Ein arabisches Kind sagt einem Fremden nie mehr als seinen eigenen Namen und verhehlt den seiner Familie, damit er nicht wegen der Blutrache zum Opfer fallen möge, falls ein Mitglied seiner Familie einen fremden Stamm beleidigt hat.

Fremde, welche keinen Bekannten oder Freund im Lager haben, steigen bei dem ersten besten Zelte ab. Sei der Eigenthümer zu Hause oder nicht, so breitet die Frau oder Tochter sogleich einen Teppich aus und rüstet ein Frühstück oder Mittagsmahl. Wenn das Geschäft des Fremden längeren Aufenthalt erfordert, z. B. wenn er unter dem Schutze des Stammes die Wüste zu durchwandern wünscht, so fragt ihn drei Tage und vier Stunden nach seiner Ankunft der Wirth, ob er ihn länger mit seiner Gesellschaft zu beehren gedenke. Ist dies der Fall, so erwartet der Wirth von seinem Gaste, daß dieser ihm in häuslichen Geschäften, z. B. im Wasserholen, Kameelmelken und Pferdefüttern zur Hand gehe. Sollte er sich dessen weigern, so kann er zwar noch immer bleiben, wird sich aber die Verachtung des ganzen Stammes zuziehen. Er kann aber in ein anderes Zelt als Gast gehen, und jeden dritten oder vierten Tag den Wirth wechseln, bis sein Geschäft zu Ende ist.

Der Beduine in der Stadt ist ein ganz anderer Mann, als der in der Wüste. Dieser verachtet die Städter; er weiß, daß sie abgeschmackte Begriffe von seinem Volke haben. Darum bemüht er sich, gegen diese den Schein schweigsamen Scharfsinnes anzunehmen. Sobald er aber in die Wüste zurückkehrt, ist er wieder unbefangen und offen. Die Städtebewohner (Fellahs) müssen sich gleich den Osmanen mancher Umschreibungen

bedienen, welche der Beduine vermeidet, indem er den Gedanken kurz und schlagend ausdrückt. Die Beduinen haben viel mehr Witz und Scharfsinn, als die Fellahs; ihr Kopf ist immer klar, ihr Geist durch keine Ausschweifungen geschwächt, ihr Gemüth durch Sclaverei nicht verdorben.

Daheim in seinem Zelte ist der Beduine fahrlässig und faul; seine einzige Beschäftigung ist, das Pferd zu füttern, die Kameele zu melken und manchmal mit den Falken zu jagen. Ein Miethling bewacht die Heerden. Während das Weib und die Töchter die häuslichen Geschäfte besorgen, Weizen auf der Handmühle mahlen oder im Mörser stoßen, am Webstuhle die Zeltdecken weben, oder Brod backen, Butter machen und die Mahlzeit zubereiten, sitzt der Mann gemächlich vor dem Zelte und raucht seine Pfeife. Ein ganz anderer Mensch aber ist der Beduine, wenn er in der Wüste reitet, schnell wie der Vogel fliegt, listig und gewandt, tapfer im Angriff wie in der Vertheidigung, ein unermüdlicher Reiter und ein unverbesserlicher Räuber.

---

4. Ein beduinisches Gedicht.*)

„Soleyman! Leihe mir die Feder und das weißgefärbte Blatt, daß ich meine Verse, die Sprache der Wahrheit niederschreibe. Laß mich Gottes Beistand anrufen; und er möge uns unsre Sünden gnädig verzeihen!

Laß uns ihn preisen mit Lob, so unzählig wie die aufgespeicherten Körner, wie die Bebauer der Erde, die Bedus und die Hirten!

Und möge der Prophet bei Gott uns vertreten: unsere Verbrechen werden dann Vergebung finden.

O du, der du von mir scheidest, sitzend auf dem hellfarbigen Kameel, welches auf seinem Rücken den vierseitigen Sattel trägt.

Und seinen Beutel und sein Halsleder**) und gut gemahlenes Mehl, sammt den Kaffeebohnen und dem süßduftenden Tombal.***)

Ein braver Jüngling ist er, geliebt von seinen Gefährten und der Stolz seiner jungen Frau.

Die Pfade des Landes weiß er besser auszukundschaften, als der des Nachts umherziehende Katta,†) und seine Augen dringen weiter als die Augen des Adlers, wenn sie auf die Beute sich richten.

Der Weg geht nach Budsche;††) langsam schreitest du vorwärts,

---

*) „Bemerkungen über die Beduinen und die Wahabis", von Johann Ludwig Burckhardt. Aus dem Englischen.

**) Ein Stück Leder, auf den Hals des Kameels gelegt, damit der Reiter seine Füße darauf setze.

***) Eine Art Tabak, der aus der Argyle oder persischen Pfeife geraucht wird.

†) Schakal.

††) Ein Brunnen bei Mazerib, zwei Tagereisen südlich von Damascus.

denn du kennst keine Furcht, und reiche Beute wirst du einst erlangen vom Hadsch.*)

Den wandernden Räuber mußt du bekämpfen auf deinem Wege und ihn verfolgen; aber, Freund! bewache deine Kameele gut, sonst wird dich der Dieb in der öden Ebene umkommen lassen.

Reise des Nachts lange Zeit nach Sonnenuntergang, und laß das in der Ferne blinkende Feuer nicht eher deinen Schritt beschleunigen, als bis du das Bellen der Hunde hörst — und die Gesänge deines Volks.

Unter den Heerden der wachsamen Hirten**) kannst du Wadha's Bruder finden, welcher der weidenden Heerde folgt.

Sitzend auf seiner schneeweißen Stute, holt er jeden Reiter ein, und die Beute, die er macht, ist unermeßlich.

Wer kann die Helden zählen und die Krieger, die er geschlagen hat, deren Herzblut auf die Erde geflossen ist?

Er faßt sie in's Auge und bei seinem Kriegsgeschrei***) geht Keiner zurück, selbst der Feige kämpft für seine Beute.

Hat nicht sein eigener Verwandter die Schwere seines Armes gefühlt? Eine preiswürdigere That ist nie erzählt worden.†)

Und wenn du jetzt dem Lager dich nahest, so werden Freudenlieder gesungen, laut wird das Jauchzen sein, und viele Thiere werden geschlachtet.

Dann kommen die Mädchen mit Zähnen so hell wie der Blitz, um die Thaten von Wadha's Bruder zu erfahren; reich sind seine Araber.††)

Sein Bart glänzt vor Tugend, die Dunkelheit der Nacht verbirgt nicht eine seiner Handlungen, denn er ist frei von allem Tadel.

Ihm bring' ich meine Grüße und viele Segenswünsche dar, und in seine Hand lege ich meine Verse, die ihn loben."

---

*) Die Araber rühmen sich, daß sie die nach Mekka ziehenden Karawanen berauben und plündern.

**) Sobald der Hirt einen Mann zu Pferde oder zu Kameel in der Ferne erblickt, meldet er dies den Arabern im Lager durch lautes Geschrei.

***) Jeder Araber hat irgend einen Lieblingsausdruck, mit welchem er in der Schlacht seinen und seiner Freunde Muth belebt. Die Berühmten bedienen sich meist ihrer eigenen Namen, um den Feind in Schrecken zu setzen, wie z. B.: Ich bin der Bruder des Wadha.

†) Der Scheik, an den die Verse gerichtet sind, schlug einen seiner Vettern mit einem Stocke, so daß derselbe einige Zähne verlor, weil er sich feige benommen hatte in einem Kampfe, welcher der Ehre des Stammes galt. Der Scheik wurde überall gepriesen, obwohl ihn der Rechtsspruch des Kadi verurtheilen mußte.

††) Nämlich durch die Großmuth des Scheiks.

Fünfzehnter Abschnitt.

Bilder aus dem asiatischen Rußland. — 1. Der Baikalsee. — 2. Irkutsk. — 3. Kopal, ein russisches Fort in der Kirgisensteppe. — 4. Ansiedelungen der Russen am Amur.

Bilder aus dem asiatischen Rußland.

1. Der Baikalsee.*)

Dieser zu den größten und tiefsten Süßwasserbecken der Erde gehörige See (in der Alten Welt der größte) liegt im gebirgigen Theile von Ost-Sibirien, in langgestreckter Vertiefung von S.W. nach N.O., 85 Meilen lang, bis 12 Meilen breit, mit einer Oberfläche von 625 □M.**) (Der Bodensee hat nur 7 Meilen Länge und 3 Stunden Breite, $9\frac{1}{2}$ □M. Oberfläche und 30 Stunden im Umfange.) Die Küstenlinie des Baikal erreicht eine Länge von 2000 Werste (7 Werste = 1 deutsche Meile), also von circa 300 Meilen. Seine Höhe über dem Meeresspiegel ist 1360 Fuß, über Irkutsk 90 Fuß. In seinem südwestlichen Ende erreicht er eine Tiefe von 3900 bis 4000 Fuß, in welcher Tiefe ihm kein anderer See gleichkommt.***)

Durch kaiserlichen Befehl von 11. Juni 1851 wurde der südliche Theil des Gouvernements Irkutsk, welcher zwischen dem Baikalsee und der chinesischen Grenze liegt, von genanntem Gouvernement getrennt und erhielt den Namen „Trans-Baikalisches Gebiet".

Die Hauptflüsse, welche den See speisen, sind die Selenga und der Bargusin, welche auf der Südostseite münden, und die obere Angara, welche am Nordostende mündet; als untere Angara, an welcher Irkutsk liegt, fließt das Wasser aus dem See nach dem nördlichen Eismeer.

---

*) Beiträge zur Kenntniß des russischen Reichs; 23. Bd.: Berichte über Reisen im Süden von Ost-Sibirien von Gust. Radde (St. Petersburg, 1861) und Atkinson: Oriental and Western Sibiria etc.

**) Nach G. Schweizers Berechnung beträgt das Areal des Baikalsees nur 585 □M.

***) Nach den neuesten durch die Petersb. Geogr. Gesellschaft veranlaßten Messungen erreicht er an seinem südwestlichen Ende eine Tiefe von 1248 Meter; der Bodensee hat 313 Meter.

Geröllablagerungen, die sich 18—20 Fuß über den heutigen Wasserspiegel erheben, deuten auf ein vor Zeiten höheres Niveau des Sees, welcher ursprünglich nicht durch die Angara abfloß, sondern in den Irkut mündete, von welchem früher die Angara nur ein kleines Nebengewässer war. Es ist wahrscheinlich, daß der See einem Erdbeben seine Entstehung verdankt. Die Erderschütterung von 1861—62 war so stark, daß in dem 65 Werst entfernten Irkutsk die Kirchenglocken von selbst läuteten und viele Burätendörfer sehr litten. In der Nähe des Flusses Selenga bildete sich ein neuer See von 20 Werst Länge und 25 Werst Breite, der sich seitdem immer mehr erweitert.

Die Gebirgskette, welche sich dem nordwestlichen Ufer entlang zieht (vorzugsweise das Baikalgebirge genannt), und welchem die Quellflüsse der Lena entspringen, erhebt sich selten über 3000 Fuß; die bedeutenderen Erhebungen hat der Südwest-, Süd- und ein Theil des Ostrandes; da steigen sie über 5000 und erreichen im Kamar-Daban 7000 Fuß; also die Schneelinie. Steilwände von Syenit- und Gneisfelsen stehen oft hart am Ufer und mächtige Conglomerate erheben sich aus dem Flusse 600—700 Fuß hoch.

Das helle klare Wasser läßt, wenn es nicht vom Winde aufgeregt ist, in große Tiefen hinabschauen; aber selten ist das Wasser ganz ruhig, schwächere oder stärkere Winde durchwühlen seine Oberfläche und die kurzen kräftigen Wellen haben eine solche Kraft, daß sie ansehnliche Steine am Ufer auf ihre Scheitelfläche heben.

In den Morgenstunden der Sommermonate ist der See meist von einem kalten Nebel bedeckt, der mitunter so dicht wird, daß die Felswände der Küste in einer Entfernung von 40 bis 50 Schritten unsichtbar werden. Erst mit Anfang August werden diese Nebel seltener.

In dem Pflanzen- und Thierleben, das die Ufer des Baikalsees umgibt, sehen wir die massenhafte Entwickelung einzelner Familien. Von den Höhen der Gebirge bis zum Spiegel des Sees steigen die Lärche und die Kiefer (Pinus sylvestris), seltener die Zirbelkiefer, welche ausschließlich die hohen Rücken der Gebirge liebt, während die sibirische Tanne (Abies sibirica) und eine Sibirien eigene Fichtenart (Picea obovata) sich meistens nur in den geschützten Bachthälern findet. Lebhaft gegen die starren dunkeln Zapfenträger, deren Dickicht nur starke Winde sausend durchstreifen, contrastirt die leichtbelaubte Birke mit zerrissenen Conturen, im Halbdunkel der Waldperspective durch die alten weißen zerplatzten Stammrinden dem Auge allerlei phantastische Formen vorführend. Der leiseste Abendwind spielt im Laube der Birkenhaine, in denen wir nicht selten die Zitterpappel eingesprengt finden. Aber das schattige Laubdach der Buche und der Ulme, die majestätische Eiche mit den winkligen, knorrigen, todten Aesten in der Spitze, wie sie West-Europa unter gleichen Breiten hat, fehlen hier. Es ist die Einförmigkeit, welche in kolossaler Entwickelung den Beobachtern hiesiger Vegetation anfangs staunen

macht, aber auch sehr bald ermüdet. Nur ein Baum erinnert durch seinen Wuchs und seine Belaubung an die europäischen Wälder, obwohl er sich nur auf die Thäler der in den See mündenden Bäche beschränkt: die Balsampappel (Populus balsamifera). Aus der Ferne betrachtet, hat diese schöne Pappel, zumal bei hohem Alter, in ihrer Verzweigung, Blattform, Farbe der Rinde große Aehnlichkeit mit dem Wallnußbaume, Die Oberfläche des Blattes hat wachsartigen Glanz und eine frische, dunkelgrüne Farbe.

Mehr Vertreter westlicher Vegetation finden wir im Unterholze. Eine buschige Erlenart (Alnobetula), der schönblättrige Weißdorn (Crataegus sanguinea) und die Eberesche (Sorbus aucuparia) bilden die höchsten Gebüsche, sie erreichen oft 30′ Höhe. Die Erlenbirke (Alnobetula) erstreckt sich gleich üppig vom Seeufer bis auf den Rücken der Gebirge, wogegen der Weißdorn ausschließlich dem Ufer und den Bächen des Baikal angehört. Unter den Gebüschen zweiter Größe ist vor allen die daurische Alpenrose (Rhododendron dauricum) zu nennen. Dieser 4—5 Fuß hohe Strauch entfaltet schon Mitte Mai seine dunkelrothen Blumen in solcher Menge auf den noch blattarmen Aesten, daß bei seiner Häufigkeit ganze Waldgebiete, aus der Ferne betrachtet, in der eigenthümlichen rothen Farbe erscheinen, mit welcher freilich noch kein Blattgrün, das Hervortreiben der Stauden selber, wechselt, sondern nur die braunen Stämme der Zapfenbäume und der vorjährig verblichene Graswuchs um so unangenehmer abstechen.

Sehr bemerkenswerth ist die Spiräenflora des Baikalsees, die nicht weniger als 9 Arten zählt. Rudert man in den Sommermonaten spät Abends oder Nachts an das Ufer, so glänzt das lebhafte Weiß der Spiräen aus der Ferne, als wollte es die schwarze Waldnacht erhellen. Dringen wir dann bei dämmerndem Morgen weiter in den Wald, so wird uns der ganze Blumenreichthum der Umgebung offenbar. Hier eine Hemerocallis, dort ein Lilium Martagon (Türkenbundlilie). Zahllose Wurzelblätter der Ranunkulaceen, besonders Delphinien (Rittersporn), Akonit (Eisenhut) und Trollius verdecken in ihrer Ueppigkeit die vielen übereinander gestürzten Stämme, die schon Jahre lang hier liegen und sich mit Flechten und Moosen überzogen haben. Stolpernd dringt man über die Hindernisse, durch die hochaufschießenden Akoniten-Blumenstengel, die nicht selten Manneshöhe erreichen. Undurchschreitbare Ribes-Gebüsche, deren Wurzeln selbst das jenseitige Bachufer erreichten und dort neu trieben, umwachsen die feuchten Bachränder; unter dem schützenden Dache ihres frischen Grüns wuchert Saxifraga aestivalis, deren schlanke Blüthenstiele fußhoch sich entfalten. Neben ihr, halb im Wasser zwischen Gesteinen, die kräftige Saxifraga crassifolia. Dazu gesellt sich die dottergelbe Caltha, und in sumpfigen Buchten wuchert wieder Rubus Chamaemorus, der Zwergbrombeerstrauch (der in Torfsümpfen auf unserem deutschen Riesengebirge erscheint).

Während die Bachthäler der Süd- und Westseite einen reichen Blumenwuchs haben, ist dies jedoch nicht der gleiche Fall mit denen der Ost- und Nordseite; dort zeigen die Wälder jene einförmigen Strecken der Heidel- und Krähenbeeren (Vaccinium und Empetrum), wie in unseren Nadelholzwäldern, doch werden in den sumpfigen Thälern die Arten wieder mannigfaltiger.

Ende August sind die blumenreichen Stellen in der Nähe plätschernder Waldbäche schon geschwunden, die Höhen der Baikalufer schon mit Schnee bedeckt, es folgen sich häufiger die Stürme und schäumend rollt Welle auf Welle, nur selten befährt ein Boot das erregte Element. Die Nachtfröste überziehen mitunter schon im August und September vorübergehend die feuchten Gewächse mit Reif und nach und nach zieht der Winter ganz in die Thäler hinab. Aber auch in seinem Gefolge sehen wir erhabene Naturschönheiten. Treten wir am südwestlichen Ostwinkel des Baikalsees in das geschützte Thal der Pachabicha, eines reißenden Bergbaches. Umschlossen von raschansteigenden Bergen (krystallinischen Kalken und Schiefern), trifft uns der hochziehende Wind nicht; er saust in den starren Kronen alter sibirischer Tannen und entblätterten Lärchen. Im Thale selbst ist Alles ruhig, ferner vernimmt man das Hämmern eines Spechtes, der ab und zu seinen einsylbigen pfeifenden Ruf hören läßt. Hoch in der Luft über uns tummeln sich herumstreifende Dompfaffen. Von Ast zu Ast der dunkeln Tannen, die in der Nähe des Baches stellenweis so enge bei einander gewachsen sind, daß kein Sonnenstrahl ihr Dunkel durchdringt, ziehen sich fadenförmige weißgrüne Flechten und bebärten die Pflanzenkolosse vom Gipfel bis zur Wurzel. Das Knappern und Picken der lebhaften Schwanzmeise läßt sich aus diesem Dickicht vernehmen; eine Zahl lustiger Häher nimmt ihre Zuflucht schreiend auch hierher und rauschend am Fuße der Stämme wälzt der Bach seine Fluthen dem dampfenden Baikal zu. Die hingestürzten Stämme dienten dem sibirischen Marder (Mustela sibirica) als Brücke über den Bach, seine Spur ist im Schnee kenntlich, er folgte einem Eichhörnchen, dessen Eile sich an der weiten Entfernung je zweier Spuren erkennen läßt. Im Birkengestrüpp singt der Leinfink und auf dünner Eisscholle, ganz am Rande des Wassers, lauert unbeweglich die Wasserdrossel auf kleines angeschwemmtes Gewürm.

Wir verlassen das stille Thal, in dessen geschützten Raum sich gern die Vögel im strengen Winter zurückziehen, und erklettern die Wände desselben. Kuppelförmig neigen sich die Höhen; unser Blick streift in die Tiefen, aber nicht weit sehen wir deutlich — die Stämme hindern uns daran. Unbestimmter werden hier die Umrisse und zuletzt verschwindet Alles in gleichförmigem Grau, aus dem sich das Schwarz der Tannnadeln hebt. Fuchs und Reh ließen ihre Spuren im Schnee; außer ihnen werden wir auf der lockern Oberfläche unregelmäßig-runde Eindrücke gewahr. Woher diese? — Sie sind entstanden durch das Auffallen kleiner Schnee-

massen, die auf den Aesten und Gabeln der Bäume lagen und die ein leichter Wind fallen machte. Es dämmert. Die Schneeeule verläßt ihr verborgenes Haus und schwingt sich mit sanftem unhörbarem Fluge durch die Waldung, ein Haselhuhn zu überraschen. Wir schreiten dem Dorfe zu. Aus der Einöde der großartigen Waldnatur treten wir zum freien Sandgestade des Sees, in dessen jetzt stillen Wassern sich Mond und Sterne spiegeln. Das flimmernde rothe Licht aus den Fenstern einer Hütte, der Schall der Postglocke zeigt uns die Nähe unseres Zieles an. Erwartet uns auch nur eine dürftige, vom Rauch geschwärzte Stube, wir sind froh, in ihr nach langer Tageswanderung zu ruhen.

Aber nicht immer zeigt sich die baikalische Winternatur so reizend. Schon wenige Tage später haben wir ein ganz andres Bild. Starker Schneefall hat die Bäume bedeckt, ein heftiger Wind braust durch den Wald. Indem er kleine Massen von den steifen Unterlagen löst, zerstiebt er sie während des Falles in die kleinsten Krystalle und eine Schneewolke folgt der anderen. Der ganze Wald raucht förmlich, denn ununterbrochen wiederholt sich das Fallen und Zerstieben des Schnees an jedem Baume. Dabei stellt sich starke Kälte ein und das Krachen und Borsten der todten Stämme läßt sich unaufhörlich vernehmen. Die Schneemassen fliegen vor dem Winde; umrandet von einem hellen Ringe, schaut die Sonne durch das gleichförmige Grau des Himmels. Mit der Zeit nimmt der Schnee zu; man weiß nicht mehr, kommt er vom Himmel oder treibt ihn der Wind nur vom Boden auf, endlich umgiebt uns die sibirische Purga (der Schneesturm). Der schmale betretene Fußweg im Walde, die Fährten des Wildes werden bald unkenntlich; glücklich noch zur rechten Zeit findet der wandernde Jäger einen dürftigen Verschlag von einigen Baumstämmen mit Kieferästen gedeckt, hier wartet er bei loderndem Feuer das drohende Unwetter ab. Oft erst nach tagelanger Dauer legt sich Sturm und Schneefall. Die durchbrechende Sonne beleuchtet die Schneehöhen der Gebirge, die Zufluchtsorte für das Hochwild, welchem der Wolf dahin folgte. Durch die schneeerfüllten Klüfte und Abhänge dem Menschen unzugänglich, werden die Gebirgskämme dem flüchtigen Hochwild, dem Moschusthier, dem Elenn und Hirsche sichere Aufenthaltsorte im Winter, und angezogen durch sie folgen ihnen die Räuber: Luchs, Wolf, Bär und Vielfraß.

Unter dem Pelzwild ist das allergeschätzteste der Zobel. Die Zobeljagd ist am ergiebigsten zu Anfang des Winters, wo man der Spur des scheuen Thieres mit Hunden folgen kann. Gewöhnlich rettet sich der Zobel auf einen Baum und wird dann mit der Kugel heruntergeschossen. Bei hohem Schnee oder Glatteis, wenn die Hunde der Spur des Zobels nicht folgen können, stellen die Jäger, die auf Schneeschuhen vorwärts dringen, an den Zobelfährten Bögen auf, welche, wenn das Thier sie berührt, einen Pfeil abschnellen. Doch bleibt diese Art des Fanges sehr unsicher. Der Zobel ist ein sehr wildes Thier, das sich von menschlichen Wohnungen fern hält, so daß die Pelzjäger oft 60 deutsche Meilen weit von ihrer

Heimath ausziehen. Sie nehmen auf ihren Handschlitten Lebensmittel für die ganze Reise mit sich, vertheilen sich in den Wäldern in einzelne Trupps und errichten hölzerne Hütten, um des Nachts ein Unterkommen zu finden. An einem gemeinschaftlichen Sammelplatze finden sie sich dann wieder zusammen.

Die nördlichen Gegenden Asiens und Amerikas sind noch immer reich an Zobeln;*) die besten sind jedoch die sibirischen und wiederum sind die im östlichen Sibirien vorzüglicher, als die im westlichen. Die Stadt Bargusin, etwas binnenwärts am östlichen Ufer des Sees gelegen, ist wegen ihrer Zobel berühmt. An keinem Punkte der Welt finden sich schönere Pelze; sie sind von tiefem Pechschwarz mit dem dunkelblauen Wasser der Rabenflügel, und ganz besonders geschätzt sind diejenigen, deren längste Haare weiße Spitzen haben und die man deshalb „Silberzobel" nennt. Atkinson sah ein solches Fell, für welches der Jäger 18 Pf. Sterl. = 216 Fl. verlangte. Der gewöhnliche Preis für das Stück ist 10 bis 150 Thaler. Uebrigens wird der Zobel an dem Ufergebirge der West- und Ostküste des Sees seltener und fehlt streckenweise ganz; häufiger ist er am Nord- und Südwestende des Sees zu finden. Besonders unter den Fellen von der nördlichen Angara finden sich noch manche mit weißem Langhaar, während die am Südwestende geringerer Art sind. Es giebt Jagdreviere am Südufer des Sees, welche von den Tungusen alljährlich an russische Jäger verpachtet werden.

Die sibirischen Zobel sind in China eben so beliebt wie in New-York und Philadelphia, Paris und Wien, werden in Europa und Amerika besonders zum Besatz von Damenpelzen benutzt, in Rußland zu Pelzfuttern, Kragen und Mützen, in China zu einer Art Stola, in welcher die reichen Chinesen prunken. Der Kaiser von Rußland macht mit Zobelpelzen Ehrengeschenke und seine Krone ist eine mit Juwelen und Gold verzierte Zobelmütze.

Eine noch ergiebigere Nahrungsquelle für die Anwohner des See's beruht in den Stören und Lachsen. Das reine, klare und kalte Wasser des Baikals, sein meist steiniges Becken, die zahlreichen Gebirgsbäche bedingen das vorzügliche Gedeihen der Lachse, sowohl an Zahl der Arten wie an Masse der Individuen. Namentlich an den Mündungen der Selenga und Angara wird alljährlich ein bedeutender Fischfang betrieben und als die ergiebigste Salmenart erweist sich der Omul (Salmo Omul), von welchem ca. 4000 Tonnen jährlich erbeutet werden, im Großhandel einen Werth von etwa 120,000 Silberrubeln darstellend — die Tonne zu 30 bis 35 S.-R. gerechnet. Vierzig größere Schiffe werden zum Fange gerüstet, aber außer diesen wimmelt es auf dem Wasser von

*) Man berechnet die jährliche Beute an Zobeln für Sibirien und das früher russische Amerika auf 109,000 Stück (100,000 Stück auf Sibirien und den Norden Chinas) im Werth von 1,450,000 Thalern. Die in Nordamerika (Hudsonsbaicompagnie, Canada und die Vereinigten Staaten) auf 130,000 Stück im Werth von 1,000,000 Thalern.

größeren und kleineren Barken und Kähnen. An den belebtesten Uferstellen werden Zelte aufgeschlagen, Gaukler und Lustigmacher treiben da ihr Wesen, es wird getrunken, gespielt, gesungen, gekauft und verkauft; denn die aus dem Gouvernement Irkutsk und Transbaikalien zusammenströmenden Massen Volks bieten für den Jahrmarkt die beste Gelegenheit.

Ende Juli und Anfangs August ziehen die Salmen in die Mündungen der Flüsse hinauf, um zu laichen. Aber schon um Mitte Juli wartet man auf die sich in Bewegung setzenden Schwärme und fällt über sie her, bevor sie noch den See verlassen haben. Es folgen aber immer frische Züge nach und die ergiebigste Fischerei beginnt erst im August, wenn die Lachse in die Mündung der Selenga und Angara eingezogen sind. Die Angara-Omul, als die kleinste Sorte, werden hauptsächlich ihres Rogens wegen zum Kaviar benutzt, da aber, um ein Faß Kaviar zu bekommen, 10 bis 12 Faß Fische nöthig sind: so kann man sich denken, welche Verwüstung auf diese Weise unter den Fischen angerichtet wird, und darf sich nicht wundern, wenn die Ausbeute mit jedem Jahr geringer wird.

Da das Salz, dessen man sich zum Einsalzen der Lachse bedient, sehr bitter ist: so sind die Salmen auf den Tafeln der Vornehmen nicht beliebt, obwohl sie ein sehr wohlschmeckendes Fleisch haben. Dagegen sind sie dem ärmeren Volke unentbehrlich, das während der langen Fastenzeit mitunter gar kein anderes Nahrungsmittel hat.

Auch an Stören und Robben fehlt es dem Baikalsee nicht und namentlich sind es die Burjäten auf der Insel Olchon, welche sich auch mit der Robbenschlägerei abgeben.

Diese Insel Olchon ist die größte des Sees, 7 Meilen lang und $1^1/_2$ Meilen breit; sie theilt gewissermaßen den See in eine nördliche und südliche Hälfte und jene wird von den Anwohnern „der heilige See" genannt, worauf auch der Name baikal hindeutet. Nach einer frommen Sage soll nämlich Christus, als er Sibirien bereiste und einen Berg am Baikalsee bestieg, alles nördliche Land gesegnet, dann mit der Hand nach Süden gewiesen haben, sprechend: Dort hinaus ist nichts! woraus man sich die Unfruchtbarkeit des Südens erklärt, insofern dort kein Brodkorn wachsen will.

Einen sehr freundlichen Eindruck machen die am nordöstlichen Ufer gelegenen russischen Klöster, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, also zur Zeit der kosakischen Eroberung Sibiriens, gegründet wurden; sie sind alle in schöner Lage und mit vielem Geschmack erbauet.

Für die Wege rings um den See und besonders für die Erhaltung der großen, durch das Selengathal führenden Handelsstraße ist im letzten Jahrfunfzig Manches geschehen; in keiner anderen Gegend des großen asiatischen Rußlands sind aber auch die Straßen so wichtig, als wie im Gebiet südlich vom Baikal. Denn durch dasselbe geht der von den wichtigen Handelsplätzen an der russisch-chinesischen Grenze: Kiachta und Maimatschin, kommende Waarentransport, vor Allem der gegen russische Waaren umgesetzte Thee. Und durch eben diese Länder geht auch

die Straße nach dem Amurgebiet, dem wichtigsten Landerwerb, den Rußland in neuerer Zeit gemacht hat.

Als der Engländer Atkinson den Baikal besuchte, fand er bereits ein Dampfschiff auf demselben. Dieser Baikal-Dampfer wurde von einem Schweden befehligt, der auf der britischen Flotte unter dem Admiral Codrington gedient hatte. Er versicherte, daß die Stürme auf dem Baikal sehr gefährlich seien und die Schifffahrt viel größere Schwierigkeiten biete als auf dem Ocean. Bis jetzt hat die Dampfschifffahrt nicht recht gedeihen wollen.

Von Mitte November an beginnt der Prozeß des Einfrierens, von Ende April bis Mitte Mai der des Aufthauens; die Verbindungen zwischen beiden Ufern sind dann unterbrochen und die Post geht zwei bis drei Wochen auf Umwegen.

Der Seeboden ist höchst ungleich. So fand der erwähnte Capitän auf 100 Schritte von einer Sandbank bei 200 Saschinen (= 1400') und ein ander Mal sogar bei 300 Saschinen noch keinen Grund, so daß sehr tiefe jäh abfallende Spalten im Seebecken vorhanden sein müssen.

Von jenen ostsibirischen Völkerschaften, welche sich ihrer Sprache nach entweder an den mongolischen oder mandschurischen Hauptstamm anschließen, leben an den Ufern des Baikalsees zwei: die Burjäten und die Tungusen, jene auf der südwestlichen Hälfte und auf der Insel Olchon, diese am nordöstlichen Winkel des Sees. Sowohl im Körperbau als im Temperament und Charakter zeigen diese Stämme die auffallendsten Verschiedenheiten.

Der Tunguse ist fröhlich, rasch, achtsam, offenherzig, bescheiden, kühn; der Burjäte stumpfsinnig, verschlossen, gleichgültig, furchtsam, grob. Die Tungusen sind ein Jägervolk, dessen Wiege der Nadelholzwald, dessen Hauptthätigkeit das Erlegen wilder Thiere ist; die Burjäten ein Nomaden- und Fischervolk, das in der raucherfüllten schmutzigen Jurte verdummt.

Die Burjäten leben am ganzen Westufer, nicht bloß — wie C. Ritter in seiner Erdkunde*) mittheilt, bis zum Rytoi-Thälchen. Die Insel Olchon wird von ihnen ausschließlich bewohnt. Sie haben schwarzes struppiges Haar und größere Augen als die Tungusen; das Gesicht ist meistens steif, der Mund breit, die Nase gewöhnlich stumpf, eingedrückt und in der Jugend oft aufgeworfen. Phlegmatisch und mundfaul, störrisch und unlustig zur Arbeit ist wenig mit ihnen anzufangen. Wie fast alle wilden Völker lieben sie leidenschaftlich den Tabak und den Branntwein; obwohl der Feuertrank von den russischen Händlern ihnen sehr verdünnt zukommt, werden sie doch leicht berauscht. In der Nahrung sind sie nicht wählerisch; sie verzehren auch das Fleisch von gefallenem Vieh und in der Noth selbst nicht zu alt gewordenes Aas. Ein besonderer Leckerbissen ist für sie wie

*) Asien Bd. II, S. 29.

für die Tungusen das Fett des Seehundes, das sie in lange Streifen schneiden und der Art verspeisen, daß sie das Ende mit den Zähnen packen, mit der linken Hand das andere Ende hochhalten, während die rechte den Bissen abschneidet. Sie verzehren das Fett ohne Salz und Brod, welches sie zwar lieben, aber nicht bereiten. Ihrer Begierde nach recht fetter Speise entspricht denn auch ihr Festmahl, welches sie Salamat nennen. Es wird in einem eisernen Kessel ein großes Quantum saurer Sahne erhitzt und dann mit einigen Händen voll Mehl tüchtig durchgequirlt; in der sich ausscheidenden Butter schwimmt dann eine Art Mehlgrütze! Die alltägliche Speise der Reicheren, d. h. Solcher, die im Stande sind, sich fortwährend mit Mehl zu versehen, ist der Burduk — dasselbe Gericht, nur daß statt der Sahne nur saure Milch genommen wird. Den Ziegelthee genießen nur die Reichen, sie bereiten ihn aber mit Salz und Fett, seltener mit Milch. Da sie (am Baikal) kein Getreide bauen, kaufen sie das nöthige Mehl bei den Russen. Doch sollen sie auch für den Winter sich stärkemehlhaltende Wurzeln von Iris, Polygonum, Lilium u. dgl. aufbewahren.

Ihre Wohnungen sind in der Regel sechseckig, selten quadratisch, nur wenige Fuß hoch, aus übereinander gelegten, an den Enden ineinander gefügten dünnen Balken gebaut. Der Durchmesser beträgt 4 bis 5 Faden*), und alle sind nahezu gleich groß. In der Mitte der Wohnung, da, wo das Feuer unterhalten wird, befinden sich 4 schwache Pfosten, die einige Fuß höher als die äußere Wandung der Hütte sind und das flache Dach stützen, das mit Erde beworfen ist. Der zwischen diesen Pfosten befindliche innere Raum bleibt oben unbedeckt und dient als Luft-, Licht- und Rauchdach. Die niedrige hölzerne Thür hat eine Schwelle und meistens einen hölzernen Riegel. Den Wänden entlang, etwa 1 Fuß über dem Boden, sind 2 Fuß breite Dielen gelegt, die zum Schlafen und Arbeiten dienen. Einige ausgehöhlte Baumstämme, zur Aufnahme der Milchvorräthe bestimmt, einige Lederschläuche und Beutel, Quirle, ein paar eiserne Grapen und einige Lederkleider bilden den ganzen Hausrath. Dies sind die Sommerwohnungen. Etwas fester, sonst aber auf gleiche Weise gebauet, die Fugen der Wände sorgfältig mit Kuhmist verstrichen, sind die Winterhäuser angelegt. Ein nachlässig umzäunter Hofraum nebst einigen niederen Ställen sind in der Nähe jedes Burjätenhauses. Von den Burjäten, welche das Baikalufer bewohnen, sind die am nördlichen Ende des Sees bis zum Olchon-Sund wohnenden die ärmsten, die auf der Insel Olchon die reichsten, denn diese besitzen Schafherden, Pferde und Hornvieh. Alle kleiden sich in die Felle ihrer Hausthiere, erhandeln aber gern die nöthigste Wäsche bei den Russen.

Die Jagd treiben sie nur nebenbei. Nur im Südwestwinkel des Sees, im Dorfe Kultuk, findet man ausschließlich jagdtreibende Bur-

*) 1 Faden = 6 Fuß.

jäten, die überhaupt Vieles mit den transbaikalischen Stammgenossen gemeinsam haben. Großentheils haben sich diese dem Glauben der Russen zugewendet. Im Uebrigen sind die Baikal-Burjäten dem Schamanenthum ergeben; sie opfern und beten jedoch auch ohne Beisein ihrer Schamanen, bald einzeln, bald ganze Dorfschaften zusammen. Mit dem Beten machen sie es sich bequem. Sie stellen Säulen mit darauf geschriebenen Gebeten vor ihren Jurten auf, binden einen Strick daran und ziehen dann, in der Jurte liegend, an demselben. So oft das Säulchen sich dreht, ist ein Gebet abgethan und wird dem Beter angerechnet. Sie verehren viele Plätze am See, namentlich Vorgebirge, einzelne Felsen, heiße Quellen und Anhöhen als heilige Orte, die entweder von bösen, zürnenden oder gütigen Geistern bewohnt werden. Sie opfern an solchen Orten Häute, Bänder und Pferdehaare. Außerdem opfern sie daheim bei anzutretenden Reisen und wichtigen Gelegenheiten und Ereignissen. Fast alle sind im Besitz einiger Götzenbilder, die aus dünnen Messingplatten geschnittene menschliche Gestalten vorstellen. Doch auch Steine genießen göttlicher Autorität. So fand G. Radde auf einem Altar in einem hölzernen Kästchen einen beilartig geschliffenen Nephrit von 1½ □Zoll seitlicher Fläche.

Die meisten der armen Tungusen, welche Radde am nördlichen Ufer zur Zeit der Lachsernte fand, hatten sich taufen lassen und andere Namen angenommen; doch wie es schien mehr aus Gefälligkeit gegen die Russen als aus eigener Ueberzeugung. Sobald sie wieder wandern und ihr freies Waldleben beginnen, kehren sie auch zu ihrem Schamanenthum zurück. Ein Tunguse, der kleine thierähnliche Zinnfiguren in seinem Gürtel trug, antwortete auf die Frage, was dies zu bedeuten habe? es sei ihr Glaube, man müsse dergleichen tragen, wenn man reiche Beute gemacht habe und für die Zukunft glücklich sein wolle. „Wie aber, du bist doch getauft?" „Ja," erwiderte er ganz aufrichtig, „wir sind zwar getauft, haben aber außer deinem Gott noch unsere eigenen, denen wir eben so glauben als dem Evangelium."

Die Tungusen durchstreifen das nördliche Thal des Baikalsees und die Ostküste bis zur Bargusinmündung; sie sehen diesen District als ihr Eigenthum an. Sie sind echte Waldnomaden, lieben die Freiheit über Alles und nur der Mangel treibt sie zeitweilig in den Dienst der Russen. In ihren Wäldern kennen sie jeden Stein und Weg, sie haben ein bewunderungswürdiges Ortsgedächtniß und große Gewandtheit, die Moräste und Dickichte des Urwaldes zu durchdringen. Sie sind höchst genügsam, dabei heiter und gesprächig.

Ihre Körperbildung ist weniger schwerfällig als die der Burjäten. Sie sind kenntlich an den geschlitzten Augen und schräg gegen die Nasenwurzel gesenkten Augenbrauen; sie haben eine hohe und freie Stirn, ein spitzes Kinn, eine gelbbräunliche Gesichtsfarbe, vortretende Jochbeine, wenig oder keinen Bart.

Ein Thier und ein Baum liefert fast alle Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse — das Rennthier und die Weißbirke. Von der Zahl seiner Rennthiere hängt der Wohlstand eines Tungusen ab. Die reichsten Familien haben Heerden von 100 Stück, aber die Zahl der nützlichen Hirsche hat sehr abgenommen und viele Tungusen sind froh, wenn sie nur ein paar Rennthiere halten können. Das Fell des Rennthiers liefert ihnen die dauerhafteste Kleidung, die sie zugleich sehr elegant anzufertigen wissen. Sehr geschickt sind sie in der Bereitung des Leders. Die Weiber reiben die geräucherten Felle weich und ölen sie mit dem Fett der Quappe (Gadus). Die dünnen Fußhäute des Rennthiers werden zu schönen Decken zusammengenäht, wobei mit wahrem Schönheitssinn die Farben zusammengestellt werden. Die Kisten, in denen sie ihre Sachen aufbewahren, sind so fein gearbeitet, daß sie einem Kunstschreiner Ehre machen würden. Sie sind leicht, weil das Rennthier, welches sie auf der Wanderung trägt, nicht schwere Lasten erträgt. Der obere Rand dieser Kisten ist elliptisch, die Wände neigen sich nach dem Boden zu, wie bei Körben. Die Birkenrinde, aus der sie gemacht werden, ist sehr leicht; man überzieht sie aber noch mit den kurzhaarigen Sommerfellen des Rennthiers oder auch mit den Fußhäuten des Elenns, und verziert diese Umkleidung mit mosaikartig eingenähten Figuren.

Ihre Hütten sind höchst einfach, nämlich ein kegelförmiges Gerüst von 15 bis 20 Stangen, die mit Birkenrinde belegt werden. Beim Weiterziehen bleiben in der Regel die Gerüste der Hütten stehen, da es an Holz nicht fehlt, um neue aufzubauen.

Der wandernde Tunguse führt folgende 7 Sachen stets mit sich:

1) Die Bärenlanze mit 6 Fuß langem Birkenschaft; 2) die Büchse mit Steinschloß; 3) einen Pferdeschweif als Fliegenwedel; 4) die chinesische Pfeife, meistens von Messing; 5) ein dünnes Brett von 1½ Fuß Länge und 4 bis 5 Zoll Breite, das mittelst eines Riemens über die Schulter geworfen wird und dazu dient, die Kleider des Wanderers ohne Unbequemlichkeit auf dem Rücken zu tragen; 6) ein kleiner Kahn aus Birkenrinde, 6 Fuß lang, der trotz seiner Gebrechlichkeit von den Tungusen sehr geschickt gerudert wird; 7) den Dreizack zum Fischen, eine 6 Zoll lange, mit einem Widerhaken an jeder Zinke versehene Gabel.

Bei den Tungusen nimmt, wie bei den Burjäten, das Weib eine untergeordnete Stellung ein. Die Frau der Tungusen baut die Hütte auf, sie gerbt das Leder, nähet die Kleider, besorgt das Hauswesen, leitet die Rennthiere oder nimmt sich der Viehheerden an und hilft bisweilen sogar dem Manne bei der Jagd. Das Weib ist daher dem Tungusen unentbehrlich, er hielte sich ohne dasselbe für verloren. Am Ostufer des Sees traf Radde einen schwachen 73jährigen Tungusen, welcher vor wenig Monaten ein 20jähriges Mädchen geheirathet hatte. „Warum hast du denn eine so junge Frau genommen?“ fragte ihn der Reisende, und er

antwortete: „Es war keine andere zu haben und ohne Weib komme ich bald um, denn ich habe keine Verwandten, die mich ernähren könnten."

2. Irkutsk.*)

Irkutsk, die Hauptstadt von Ostsibirien, Lagerplatz der sibirischen Pelze und der Theekisten von Kiachta, ist eine der hübschesten sibirischen Städte, unter 52° 40' nördl. Breite in einer Krümmung des Angara gelegen, gegen Osten und Nordosten von bewaldeten Hügeln eingerahmt, die auch das westliche Ufer der Angara bis zu dem Punkte begleiten, wo sie sich mit dem Irkut vereinigt. Das Flüßchen Usbakofka trennt die Stadt von dem Gefängniß und den Werkstätten der Verurtheilten einerseits, wie von der Admiralität und den Werften auf dem östlichen Ufer der Angara andererseits.

Der Hauptheil der Stadt liegt in dem Winkel, den die Angara und die Usbakofka bilden. Die Straßen laufen fast parallel mit der Angara und durchschneiden sich in rechten Winkeln. Die Häuser sind freundlich und einige können sogar auf architektonische Schönheit Anspruch machen. Jedes Haus hat einen großen Hof und manches auch einen hübschen Garten. Der Kaufläden sind nicht viel, aber sie sind bedeutend und sowohl mit europäischen Artikeln, die den Weg über Nischnei-Nowgorod nehmen, als auch mit chinesischen Waaren, die über Kiachta kommen, wohl versehen.

Der Palast des Generalstatthalters bildet den oberen Endpunkt einer schönen breiten Straße längs dem Ufer der Angara. Das prachtvolle Gebäude ward von einem Kaufmann erbaut, der sich im Handel mit China ein unermeßliches Vermögen erworben hatte und das Geld nicht schonte, um an der Grenze China's sich mit aller Bequemlichkeit und allem Luxus von Europa zu umgeben. Uebrigens trug er viel dazu bei, daß die rohen Sitten seiner Landsleute sich milderten. Nach seinem Tode zog die Familie nach Moskau; das schöne Haus ward von der Regierung angekauft. Mehrere seiner Berufsgenossen, die gleich ihm Millionäre geworden sind, haben ihm nachgestrebt; sie besitzen mitunter recht gute Büchersammlungen, sammeln chinesische Merkwürdigkeiten und schmücken ihre Gärten mit europäischen Pflanzen.

Der architektonische Mittelpunkt von Irkutsk ist der große Paradeplatz, auf der einen Seite begrenzt von der Kathedrale, in deren Nähe noch zwei andere Kirchen stehen, auf der anderen von den Gerichtshöfen und Regierungsgebäuden. Alle Kirchen der Stadt sind von schönen offenen Plätzen umgeben. Mehrere von diesen Kirchen sind von zwei schwedischen Ingenieuren erbaut, die in der Schlacht bei Pultawa gefangen genommen und von Peter dem Großen hierher verbannt wurden. Sie

*) Nach dem o. a. Werke von Atkinson und den von dessen Frau (London, Murray 1863) herausgegebenen: Recollections of Tartar Steppes.

müssen echte Baukünstler gewesen sein, denn sie haben Bauwerke hinterlassen, deren edler Styl mit den besten europäischen wetteifern kann. In der letzten Zeit hat sich der Kaufmann Kutznettsoff, der während Atkinsons Anwesenheit starb, um Irkutsk verdient gemacht, indem er das prächtige Haus, das jetzt der Civil-Gouverneur bewohnt, der Stadt vermachte. Er hat mehrere Schulen gegründet und außerdem noch 350,000 Thaler für gemeinnützige Zwecke hinterlassen.

Irkutsk hat eine Bevölkerung von 20,000 Seelen und diese ist in stetem Wachsen. Durch die Erwerbung des Amurlandes hat Irkutsk und die Angara unendlich an Bedeutung gewonnen und verspricht einen großen Aufschwung. Der Verkehr mit China ist zur Zeit noch die Haupterwerbsquelle. Der Waarentransport ist freilich noch manchen Unglücksfällen ausgesetzt. Die chinesischen Waaren werden auf Schlitten nach Pasolsky geschafft und dort auf Transportschiffe, sogenannte Sudnas, verladen. Eine solche Sudna, die glücklich über den Baikal gelangt war, fuhr die Angara nach Irkutsk hinab und stieß gegen Eismassen, die sich auf dem Boden des Flusses festgesetzt hatten. Das Schiff zertrümmerte und von den 1200 Theekisten, die seine Ladung bildeten, ging der größere Theil verloren. Der Schaden ward auf 133,000 Thaler geschätzt. Solche Unfälle sind auf der Angara nicht selten, denn der Fluß hat sehr gefährliche Stellen; doch bietet er wieder den Vortheil, daß er unter allen sibirischen Flüssen am spätesten zufriert und am frühesten aufthauet. Die Schifffahrt auf derselben dauert meist bis Mitte December und beginnt wieder Mitte April.

Auf den Märkten von Irkutsk findet man alle Arten von Lebensmitteln, Schaffleisch ausgenommen. Rinder werden von den Burjäten am Baikalsee in Menge herbeigeführt; Wild und Fische sind in Fülle und wohlfeil zu haben. Wer seine Bedürfnisse bloß mit den Erzeugnissen des Landes befriedigt, kann daher sehr billig leben. Um so theurer sind aber die europäischen Artikel. Zucker kostet 26 Sgr., Kaffee 1 Thlr. 1 Sgr., Reis 5 Sgr. das Pfund; Citronen bezahlt man mit 1 Thaler, Apfelsinen mit 1 Gulden das Stück; für eine Flasche englisches Porter oder Ale fordert der Kaufmann 3 Thlr. 20 Sgr., für eine Flasche französischen Cognac, der aber meist in Rußland gebrannt wird, eben so viel, für eine Flasche Champagner 5 Thlr. 18 Sgr., und doch wird von diesem Wein mehr als von jeder anderen Sorte getrunken.

Atkinson verlebte zwei Winter in Irkutsk. Zum ersten Male betrat er die Stadt auf der von Rußland kommenden Straße, die etwa 15 deutsche Meilen dem Thale der Angara folgt und manche schöne Aussicht auf grüne Berge und Thäler gewährt. Den ersten Anblick schildert Atkinson also: „Endlich erblickte ich bei einer Wendung des Thales einen Dom und verschiedene schlanke Thürme, die über einem Birken- und Tannenwalde hervorschaueten. Es war das Kloster St. Irkut, das am Ufer der Angara auf einem höchst malerischen Punkte erbaut worden ist. Ich war

erstaunt, in diesen fernen Gegenden ein Gebäude zu finden, das so viel baukünstlerischen Geschmack verräth. Nachdem ich bei dem Kloster vorübergekommen, lag Irkutsk in der Entfernung einer halben Stunde vor mir. Es war ein schöner Sonntagsnachmittag, nicht eine Wolke am Himmel. Die Angara zeigte sich in voller Breite und ließ sich bis zu den Mauern der Stadt verfolgen, wo sie eine große Biegung gegen Westen macht. Jenseits der Stadtmauer wurden zahlreiche Thürme bemerkbar. Da sie über eine große Fläche sich verbreiteten, gaben sie dem Ort das Ansehen einer großen Stadt."

Sehr interessanten Umgang gewährte für den Winter die Gesellschaft von sechs Verbannten; es waren die adeligen Verschwörer, die dem Kaiser Nikolaus den Thron streitig gemacht hatten, nämlich: die Fürsten Wolkonskoi und Trubetzkoi, Oberst Pogge, Mokhanoff und die beiden Brüder Barrisoff. Sie genossen jetzt völlige Freiheit, nur daß sie Verbannte blieben. Atkinson ließ sich von ihnen ihre Schicksale erzählen. Sie wurden in Ketten von Petersburg fortgeführt; jeder fuhr in einer besonderen Telega und hatte einen Gensdarmen zur Seite. Man schlug mit ihnen nicht die gewöhnliche Straße über Moskau ein, sondern ließ sie über Jaroslaw und Watka gehen, den einsamsten Weg. Erst vor Perm betraten sie wieder die große sibirische Straße. Es war Befehl ertheilt worden, unterwegs keinen Aufenthalt zu gestatten. Die 7000 Werst lange Reise wurde also Tag und Nacht fortgesetzt. Am Abend des dreißigsten Tages erreichten sie Nertschinsk und wurden den Behörden übergeben. Hier schliefen sie, um am nächsten Morgen zu den 279 Werst entfernten Bergwerken aufzubrechen. Sie erreichten dieselben am Nachmittag des folgenden Tages, nachdem sie also in 32 Tagen 7308 Werst zurückgelegt hatten. Hier war ihr Gefängniß, hier ihr Strafort, und sie befanden sich in den Händen eines Mannes, der das gegen sie erlassene Urtheil mit der äußersten Strenge zu vollziehen entschlossen war.

Die erste Dame, welche ihrem Gemahl in die Verbannung folgte, war die junge schöne Fürstin Trubetzkoi. Es war eine Verordnung erlassen, daß Frauen, welche ihren verbannten Männern folgten, nicht wieder in die Heimath zurückkehren dürften. Das schreckte sie nicht ab, mitten im Winter 1000 deutsche Meilen weit zu reisen, oft überfallen von den furchtbaren sibirischen Schneestürmen und verfolgt von Wölfen, die darauf lauerten, daß die Rosse ermatteten oder fallen möchten. Endlich kam sie bei den Bergwerken an und bat den Beamten um die Erlaubniß, jeden Tag ein paar Stunden ihren Mann sehen zu dürfen. Das ward ihr rund abgeschlagen, doch erlaubte man ihr unter der Bedingung zu bleiben, daß sie wie eine Gefangene sich der Disciplin der „Unglücklichen" — so hießen die Verbannten — unterwerfe. Als dies geschehen, befahl der Beamte seinen Untergebenen, die Frau zu Nummer so und so (denn die „Unglücklichen" verlieren ihren Namen und behalten nur noch eine Zahl) zu führen. Als sie in die Grube hinabfuhr und in die Galerie trat, staunten

die Unglücklichen sie an wie ein Gespenst, ihr Gatte aber fiel ihr mit klirrenden Ketten in die Arme. Von diesem Tage an wurde die Fürstin auf Gefängnißkost gesetzt und ihr selbst der Thee entzogen; auch durfte sie ihren Gemahl nur des Sonntags, dann jedoch außerhalb der Minen, sehen. Nach vier Wochen kamen zwei andere Damen, die sich den gleichen Bedingungen unterwarfen. Achtzehn Monate dauerte diese rohe Behandlung, dann starb der Beamte und an seine Stelle trat ein Ehrenmann, welcher die Damen wie Familienangehörige behandelte, den Verbannten alle Erleichterung gewährte, die sich mit seinen Amtspflichten vertrugen, und es endlich dahin brachte, daß sie an einen andern Ort geschickt wurden, wo sie es besser hatten.

Die genannten Familien waren jetzt die angesehensten und gesuchtesten in Irkutsk und mit ihrem Schicksal ziemlich ausgesöhnt. Fürst Wolkonskoi war eben im Begriff, seine Tochter mit dem Secretär des Generalgouverneurs zu verheirathen. „Das Reisen" — äußerte er sich einmal auf humoristische Weise — „hat oft ganz eigenthümliche Wirkungen. Ich, zum Beispiel, ging als ungestümer Jüngling nach Deutschland, Frankreich, England. Als ich nach Hause zurückkehrte, merkte ich unglücklicher Weise, daß eine Reise nach dem Westen der gerade Weg nach Sibirien und in die Bergwerke ist." Des Morgens war der Fürst stets auf dem Markte anzutreffen, wo er mit allen verkaufenden Bauern auf vertraulichem Fuße stand. Er besorgte dort die Einkäufe für seine Familie und kehrte dann mit einem Truthahn oder einer Gans oder sonst einer tragbaren Eßwaare im Arm nach Hause zurück. Dazu trug er eine Mütze und einen alten Kittel, der selbst dem ärmsten Bauern zu schlecht gewesen wäre, trotzdem wußte er sich immer seine Würde und aristokratische Haltung zu bewahren.

Zwei der Töchter des Fürsten Trubetzkoi wurden im kaiserlichen Institut zu Irkutsk erzogen, ganz gegen den Willen der Fürstin. Ihre Großmutter, die Gräfin Lava, hatte nämlich, ohne die Eltern zu fragen, vom Kaiser Nikolaus die Gnade erbeten, daß ihre Enkelinnen in das kaiserliche Institut aufgenommen würden. Das Gesuch wurde bewilligt und nun mußten die jungen Fürstinnen aufgenommen werden, wenn man sich nicht ganz um die Gnade des Kaisers bringen wollte.

In einer Modewaarenhandlung zeigte man der Mrs. Atkinson eine Dame, deren Lebenslauf höchst merkwürdig und für die gesellschaftlichen Zustände der Russen sehr charakteristisch war. Sie war in jüngeren Jahren sehr schön gewesen und sehr jung an einen reichen lebenslustigen Mann verheirathet worden. Dieser war aber einem russischen Nationallaster, dem Spiel, im höchsten Grade ergeben. In wenig Jahren verspielte er sein großes Vermögen, ohne daß die arme Frau das Geringste geahnt hatte, bis zu ihrem nicht geringen Schreck eines Tages sich ein Herr bei ihr melden ließ, der ihr erklärte, daß er nicht nur das Haus mit allem Zubehör, sondern sie selbst im Spiel gewonnen habe. Ihr Mann hatte

die verflossene Nacht sehr unglücklich gespielt. Als das Geld bis auf den letzten Kopeken, dann alle bewegliche und unbewegliche Habe, Haus und Möbeln, Acker und Pferde verspielt waren, setzte er seine Frau auf die letzte Karte. Der Einsatz wurde von dem Gegner angenommen und — gewonnen. Das Glück war für die Frau aber doch nicht unhold, denn sie hat seitdem mit dem Gewinner 20 Jahre glücklich und musterhaft gelebt. Ob eine Ehescheidung zur Legitimation des Spielergewinnes nachfolgte, davon sagt Mrs. Atkinson nichts.

Kopal,

ein russisches Fort in der Kirgisensteppe.

Am Abhang des Karatau (der schwarzen Berge) entspringt der Fluß Bean, der die Weiden der großen und mittleren Kirgisenhorde trennt. Die dortigen Steppen sind aller Wahrscheinlichkeit nach früher bewohnt gewesen und zwar nicht von einem reitenden Hirtenvolk wie die Kirgisen, sondern von seßhaften Ackerbauern. Nach vorhandenen Spuren zu urtheilen, bedeckten früher Kanäle das Land mit einem Wassernetz; noch jetzt, wo in einzelnen Rinnen das Wasser überläuft, breiten sich fette Wiesen mit schönem Blumenteppich aus. Man trifft auf viele Grabhügel, sowie auf Trümmern ausgedehnter Schutzbauten, sei es von Stadtmauern oder Vesten. In den Bergen stieß Atkinson auf alte Gruben, in deren Nähe er ein Stück Malachit fand, so daß wahrscheinlich auf Kupfer gebaut worden war.

Dieses Gebiet ist aber, seitdem es Nomadenland ward, zum Tummelplatz wilder Kämpfe und Raubzüge geworden. Hier trafen die Heerden der großen und der mittleren Kirgisenhorde aufeinander. Die große Horde erklärte die Ländereien am Lepsa und Bean als ihr Eigenthum und drohete Jedem den Tod, der mit seinen Heerden diese Grenze überschreiten würde, während die Leute der mittleren Horde behaupteten, das Weiderecht gehöre ihnen bis zum Aksu und sie würden Jeden, der ihnen das Recht streitig machte, niederhauen. So entspann sich eine unaufhörliche Reihe von Fehden; jeder Theil suchte den anderen zu berauben und zu schwächen, so viel er konnte, und diese Ueberfälle und Plünderungen verwüsteten das Land und erstreckten sich sogar auf die Karawanen, welche den Verkehr zwischen dem russischen und chinesischen Reiche unterhielten.

Die Russen haben diesen Streitigkeiten ein Ende gemacht und bereits die Steppen der Kirgisen durch eine Reihe hölzerner Festungen eingefangen, die sich bis an den Issikul erstrecken. Zu Atkinsons Zeit (1850) sollte aber erst das nördlichere Fort Kopal erbauet werden, das am Nordfuße des Alatau und drei Tagereisen von Kuldscha, einer Stadt von 40,000 Einwohnern des chinesischen Kaschgariens, entfernt liegt, unter dem 43. Grade n. Br. und dem 63. Grade ö. L.

Vier Jahre vorher, ehe Atkinson in diese Gegenden kam, hatte die russische Regierung den Artillerie-Capitän Abakamoff mit sechs Kanonen

und 100 Mann Kosaken in den Alatau gesendet, um dort festen Fuß zu fassen. Mit unendlichen Schwierigkeiten hatte er die Geschütze durch die Sandwüste und die feindlichen Stämme der Steppen hindurch gebracht. Im Spätherbst langte er an und wählte zu seiner Niederlassung einen Gebirgspaß, acht engl. Meilen südlich von dem späteren Kopal, wo er, durch Felsen geschützt, sich leicht verschanzen und seine geringe Mannschaft gegen feindliche Ueberfälle sichern konnte. Die grasreichen Thäler in der Nähe versprechen den Pferden auch für den Winter hinreichende Nahrung. Das asiatische Roß ist nicht durch warme Ställe und reichliche Stallfütterung verwöhnt; es scharrt mit seinen Hufen den Schnee vom Grase ab und der Wald genügt ihm zum Obdach. Die Steine im Bette des Gebirgsbaches, der den Paß durchbrauste, boten willkommenes Material, um die Mauern der Winterhütten aufzuführen; Baumstämme wurden als flaches Dach quer darüber gelegt und mit einer 9 Zoll dicken Erdschicht bedeckt. Die Fensterscheiben bestanden in Ermangelung von Glas aus hellem chinesischen Seidenzeug. Die Thüren wurden aus Baumrinde gemacht. An Fleischnahrung war kein Mangel, da Rehe in den Ebenen, Marals (große Hirsche) und Argalis (Bergschafe) in dem Gebirge genug vorhanden waren; letztere zogen sich aber auch in die Ebene, sobald die Berge sich mit Schnee bedeckten. Man erlegte so viel Wild als möglich, um im Winter nicht in Verlegenheit zu kommen.

Ende Oktober brach der Winter mit einem schrecklichen Schneesturme, der bis zum 4. November fast ununterbrochen wüthete, in die Abhänge des Alatau. Der Schnee bedeckte massenhaft die Hütten und erschwerte anfangs den gegenseitigen Verkehr (besonders hatten die, welche von der Küche am weitesten entfernt waren, viel Arbeit, um sich den Zugang zu diesem gesegneten Erdenwinkel offen zu halten), bis er endlich so hoch lag, daß man unter seiner Decke eine Galerie hindurchführen konnte. Der Schneefall währte bis zum 4. December, dann trat helles Frostwetter ein mit 20° R. und der Schnee wurde so hart, daß man sich wieder im Freien bewegen und auf die Jagd gehen konnte.

Von den Kirgisen war nichts zu fürchten, da keiner ihrer Stämme es wagen würde, in den Gebirgsschluchten, wo die bösen Dämonen ihr Spiel treiben, zu überwintern. Sie verlassen mit Anbruch des Winters die Berge und ziehen an die Ufer des Balkasch-Sees. Der Buran (Schneesturm) würde ihren Heerden, ganz abgesehen von Mangel an Weide, verderblich werden. Bis Mitte Februar wiederholten sich diese Stürme und die armen Ansiedler hatten sehr zu leiden. Sie hatten am Ende des Winters 13 Kosaken zu Grabe getragen und 57 Pferde eingebüßt.

Um einen geeigneten Platz zur Anlage eines größeren Forts zu wählen und den Bau in Gang zu bringen, ward von Petersburg ein General mit militärischer Begleitung abgesandt. Dieser machte sich's auf seiner Inspectionsreise so bequem als möglich, schickte jedes Mal seine Köche nach dem Lagerplatze voraus, die Tagereisen waren ganz kurz, die

Zahl der Champagnerflaschen aber, die zur Erholung von dem Mühsal der Reise bestimmt waren, nicht klein. Selbst Eisstücke mußten von den Bergen herbeigeschafft werden, um den Champagner zu kühlen. So rückte Seine Excellenz bis zum Kopalflusse vor. Auf einer Anhöhe, etwa 400 Ellen östlich vom Flusse, mitten unter alten Grabhügeln, wurde der Platz zur Festung ausgewählt. Die glänzendsten Berichte über die wundervolle Lage und Fruchtbarkeit des Ortes wurden veröffentlicht; das Bauholz sei im Ueberfluß vorhanden und kaum eine Meile entfernt. Dies war völlig erlogen, da man auf der Steppe noch 20 engl. Meilen und dann im Bett eines Waldbaches noch 3 engl. Meilen aufwärts gehen mußte, um in's nächste Holz zu gelangen.

Um die neue Station zu bevölkern, hatte der Kaiser befohlen, daß 500 Kosaken mit ihren Familien ihre bisherigen Wohnplätze verlassen sollten, um dem neuen gelobten Lande zuzuziehen. Zweihundert andere Kosaken begleiteten sie, um 3 Jahre lang zu bleiben und beim Festungsbau zu helfen. Sie kamen im August an ihrem Bestimmungsorte an und sahen sich mit Schrecken den Steppenboden an, auf dem die Sommersonne jeden Halm versengt hatte und jedes Feuerungsmaterial fehlte.

Capitän Abakamoff hatte mit seinen Leuten gleichfalls übersiedeln müssen und bot Alles auf, vor dem herannahenden Winter wenigstens ein größeres Gebäude aufzuführen, um die Lebensmittel unterzubringen und Schutz gegen die Stürme zu finden. Während ein starker Trupp der Kosaken im Gebirge Holz fällte, begaben sich andere zu den Kirgisen, um von ihnen Zugochsen zu erhandeln, welche das Holz fortschaffen sollten. Viele mußten sich für den Winter mit Filzjacken behelfen; ein Theil der Kosaken gruben Löcher in die Erde, um dort unterzukommen.

Der Winter wurde überstanden und es ging mit dem Bau der Festung rüstig vorwärts. Da erst merkten die Kirgisen, daß die neue Anlage gegen sie selber gerichtet sei, und erst nach Vollendung der russischen Veste kamen sie zum Entschluß, das Fort zu bestürmen. Die Schaaren der großen Horde zogen sich zusammen und bildeten ein Reiterheer von 6—7000 Mann, die freilich nur mit Streitärten und Spießen bewaffnet waren und von denen nur wenige ein Schießgewehr hatten. Im Vertrauen auf ihre Ueberzahl rückten die Kirgisen in zwei Säulen vor. Capitän Abakamoff, der die Tragweite seiner Geschütze genau kannte, ließ sie ruhig herankommen. Erst als sie in gehöriger Schußweite ritten, ließ er mit Kartätschen unter sie feuern. Von der Wirkung der Kanonen hatten die Kirgisen noch gar keine Vorstellung. Jeder Traubenschuß riß eine Gasse in ihre Geschwader; entsetzt machten die Reiter Kehrt und sammelten sich erst wieder, als sie vor dem russischen Geschütz sicher zu sein glaubten. Nun aber ließ sie Abakamoff mit Hohlkugeln bewerfen, die im Zerplatzen den dichten Reiterschaaren gewaltigen Verlust beibrachten und sie zum Rückzug zwangen.

Als die Berg-Kirgisen, welche im südlichen Gebirge wohnen, von dem glänzenden Erfolg der russischen Waffen hörten, war ihnen das sehr will-

kommen, denn sie lebten mit der großen Horde in Fehde. Sie sandten Boten nach Kopal und baten um die Freundschaft der Russen, welche natürlich das Bündniß annahmen. Dieser Umstand trug viel dazu bei, daß sich die große Horde nun völlig der russischen Oberherrschaft unterwarf.

Das Fort Kopal, das nun ein Marktplatz für das reiche Hirtenvolk wurde, entwickelte sich rasch zu einer angesehenen Stadt und zählte jetzt schon über 11,000 Einwohner, trotzdem daß bald nachher 200 engl. Meilen südwestlich am Almataï oder Apfelflusse ein zweites Fort gegründet wurde (Wernoje), das gleichfalls schnell aufwuchs. In Kopal haben sich bereits eine Anzahl Tataren-Kaufleute festgesetzt und Russen sind in nicht geringer Menge ihnen nachgefolgt.

Der Russe ist zum Ansiedler und bahnbrechenden Pionier wie geschaffen, er findet sich leicht in alle Verhältnisse, bauet den Acker, ist ein geschickter Holzhauer, macht die Zimmermanns- und Schreinerarbeiten für den eigenen Bedarf, ist zugleich sein eigener Schneider und Schuster, den selbstgebauten Flachs verspinnen seine Kinder und das Gewebe machen die Frauen. Den wilden Nomadenstämmen der Kirgisen gegenüber sind Kosaken und russische Bauern Verbreiter der Civilisation. Freilich geht diese Civilisation nur bis auf einen gewissen Punkt, da sie der Theilung der Arbeit widerstrebt. Aber es ist bedeutend genug, wenn große Länderstrecken des Steppenlandes für den Ackerbau gewonnen und für den Handel gesicherte Plätze (Factoreien) gegründet werden.

Die Russen sind nun Herren des Handels mit den Horden der großen asiatischen Steppen geworden. Aus den Gebieten der großen und mittleren Kirgisenhorden führen sie Hornvieh und Pferde nach ihren Berg- und Hüttenwerken Ost- und West-Sibiriens, Schafe bis zur europäischen Grenze. Atkinson erzählt, daß ein einziger tatarischer Viehhändler 50,000 Stück Rinder jährlich nach den Goldminen von Sibirien sandte — es begegneten ihm Heerden von 3 bis 4000 Ochsen, welche in langsamen Märschen schon 400 deutsche Meilen weit gewandert waren und noch 150 Meilen zurückzulegen hatten, bis sie ihren Bestimmungsort erreichten. Die Schafe nehmen ihren Weg vorzugsweise über Petropawlosk nach Jekaterinburg. Dort werden jährlich über eine Million geschlachtet, der Talg wird theils nach Europa versandt, theils an Ort und Stelle zu Talg- und Stearinkerzen verarbeitet, die man jetzt in den meisten sibirischen Bergwerken eingeführt hat. Auf seiner Reise von Semipalatinsk nach Kopal traf Atkinson einen kirgisischen Viehhändler, der eine Heerde von 7000 Stück Rindvieh, 2000 Pferden und 20,000 Schafen vor sich hertreiben ließ, welches Viehheer einen Werth von 100,000 Thalern darstellte. Die Bezahlung wird durch Waarentausch geleistet, wobei die Händler mindestens 100 Procent verdienen. Unter den Waaren, die von Rußland nach den Steppen verführt werden, sind besonders hervorzuheben: Eisengeräthe, gepreßte Metallwaaren, namentlich kupferne, und Hutzucker (das Pfund kostet über 1 Thaler). Beliebt sind in den Steppen gedruckte und in

lebhaften Farben gestreifte Baumwollenzeuge, türkischrothe Taschentücher, schwere Seiden- und Sammetstoffe (die von China kommen) und wollene Zeuge mit lebhaften Farben. Desgleichen gefärbte Bänder, Korallen und Glasperlen, Ohrringe, Armspangen und Fingerringe, Scheeren und Messer, kleine Spiegel, Nadeln, Aexte, Schießgewehre und Pulver. Die Einfuhr von Waffen jeder Art ist aber von Rußland streng verboten.

Von Kopal läuft eine Straße gegen Süden und zweigt sich jenseits des Alatau-Gebirges in zwei Straßen ab, von denen die eine nach Kuldscha in China, die andere nach Kokand und Taschkend in Turan führt. Wo die letztere 45 deutsche Meilen südwestlich von Kopal den Almati oder Apfelfluß überschreitet, wurde von den Russen das oben erwähnte Wernoje gegründet. Die Bergkirgisen betrachteten das Aufblühen dieser beiden Städte mit Neid und Raubgier. Im Sommer 1860 versuchten sie, mit den Kokandern verbündet, ihr Glück auf's Neue und zogen in großen Heerhaufen auf's russische Gebiet. Ihr Schicksal war das gleiche, wie das erste Mal und die Russen haben nun den besten Vorwand, den Kokandern Gleiches mit Gleichem zu vergelten und ihre beiden Hauptstädte zu besetzen. Das geschieht, sobald sich eine günstige Gelegenheit bietet.

3. Ansiedelungen der Russen am Amur.

Ungleich den übrigen großen Strömen Sibiriens, welche sich alle dem Eismeere zuwenden und die sumpfigen, weit ausgedehnten Ebenen des asiatischen Nordens durchziehen, wendet sich der Amur ostwärts dem Großen Ocean („Stillen Meere") zu, nachdem er zuvor eine große Biegung nach Süden, tief in die chinesische Mandschurei hinein, gemacht hat.

Die Quellflüsse des Amur sind bekanntlich die Schilka und der Argun, und der Punkt, wo sich beide vereinigen, war von 1689 bis 1854 der östlichste Punkt des russischen Reichs. Während dieser Zeit hatten die Grenzkosaken wiederholte Streifzüge in die Mandschurei unternommen und manche abenteuerliche Erzählung von ihren kühnen Thaten lebt noch im Munde des Volks. Kosakenhorden waren bis zum Ochotskischen Meere vorgedrungen und hatten Kamtschatka entdeckt; eine Handvoll Kosaken vertheidigte die schnell erbauete hölzerne Festung Albasin (am oberen Amur) gegen eine ganze chinesische Armee. Es gingen auch manche den sibirischen Bergwerken entsprungene Sträflinge den Fluß hinab, geriethen aber fast immer in die Hände der Chinesen. Einem dieser Abenteurer glückte es jedoch, an allen mandschurischen Militärposten in seinem kleinen Kanot vorbeizufahren, indem er sich stets am Nordufer hielt. Sein Jagdgewehr lieferte ihm das Wild, mit dem er sein Leben fristete, und nach vieler Mühsal erreichte er endlich die Mündung des Amur. Er hatte gehofft, dort ein Schiff zu finden, das ihn aufnehmen sollte; aber vergeblich wartete er von einem Tage zum anderen und endlich mußte er sich zur Rückkehr entschließen. Als er an einer Uferstelle eine Tungusenbande traf, die ihn freundlich aufnahm, ging er mit dieser landeinwärts

auf die Jagd und begleitete dieselbe auch, um die erbeuteten Felle zu verkaufen, an die obere Zeya zu einem Jahrmarkt der Kosaken. Doch diese erkannten alsbald den entwischten Vogel und brachten ihn in die Bergwerke von Nertschinsk zurück. Die Kunde, welche der weitgereiste Mann von dem Amurlande zu geben vermochte, erschien dem Präfecten so werthvoll, daß er ihm die Freiheit schenkte unter der Bedingung, einen zweiten Streifzug zu unternehmen. Die Kosaken nahmen ihn zum nächsten Jahrmarkt mit, und jubelnd begrüßten ihn die Tungusen, seine alten Gefährten, mit denen er auf die Zobeljagd abzog. Dießmal lernte er die Reviere und Volksstämme zwischen der Yablonoskette (der alten Grenze Rußlands) und dem Amur kennen und erstattete Bericht. Nun unternahm er zum dritten Male einen Streifzug mit den Tungusen, kehrte aber nicht mehr zurück und alle Nachforschungen über sein Schicksal blieben fruchtlos.

Im Jahre 1847 ward Graf Nikolaj Murawieff zum Generalgouverneur von Ostsibirien ernannt und nun begannen die Erforschungsreisen, welchen die Anlagen von Militärstationen folgten, mit frischer Kraft. Vorerst sandte er ein Kosakenhäuflein unter Waganoff, dem bekannten Gefährten Middendorfs, ab. Im Frühjahr 1848 zog dieses Detachement von Ustj-Strelka ab, kehrte aber nicht mehr zurück und alle Nachforschungen waren wiederum vergeblich.

Graf Murawieff schlug nun den entgegengesetzten Weg ein; er beschloß, von der Mündung des Amurstromes aus nach dem Innern vorzudringen, verständigte sich mit der russisch-amerikanischen Compagnie, welche eine Expedition ausrüstete, die zuerst die Küsten von Ochotsk untersuchte, am Tage Peter und Paul die Glücksbay (Tschastnaja) entdeckte und dort die Winterstation Petrowskoi gründete, die jedoch wegen ihrer Unzugänglichkeit von den Russen bald wieder verlassen wurde. Im Jahre 1850 drang das erste russische Schiff unter Lieutenant Orloff in die Amurmündung ein und verbreitete Schrecken unter den Anwohnern, welche nicht anders glaubten, als daß eine große russische Flotte an der Mündung des Flusses liege und ihre Streitkräfte nun ausschiffen wolle. Orloff begnügte sich jedoch den erhaltenen Befehlen zufolge mit Erforschung der Ufer, um passende Stellen zu Niederlassungen aufzusuchen. Im folgenden Jahre wurden die beiden Handelsstationen Marjinsk am unteren Amur und Nikolajewsk am Ausfluß des Amur gegründet, im Jahre 1853 Alexandrowsk an der Castries-Bai und ferner ein Theil der Westküste von Sackhalin, wo man Kohlenlager entdeckt hatte, in Besitz genommen.

Im Jahre 1853 stellte sich General Murawieff selber an die Spitze einer Expedition, die stark genug war, um mit Gewalt die Schifffahrt auf dem Amur zu erzwingen. Seine Escorte bestand aus einem Bataillon Linieninfanterie nebst einigen Kosaken, im Ganzen 1000 Mann; mehrere sachkundige und wissenschaftlich gebildete Officiere waren in seiner Begleitung. Der Dampfer Argun, gefolgt von 50 Transportschiffen, führte sie abwärts. Am 27. Mai war man von Schilinsk abgefahren, Ende Juni

erreichte man Marjinsk und in den ersten Tagen des Juli Nikolajewsk. Diese beiden Punkte mußten mit allen Mitteln unterstützt werden und erhielten eine Besatzung von je 500 Mann.

Im Jahre 1855 entfaltete Rußland eine noch größere Thätigkeit; es gingen drei bedeutende Expeditionen von Schilinsk ab und führten 3000 Mann Soldaten, 500 Colonisten mit Rindvieh, Pferden, Proviant, Ackergeräthschaften den Strom hinab. Die erste dieser Expeditionen ward abermals vom Gouverneur Murawieff angeführt. Die Chinesen, welche mit Besorgniß und Schrecken diesen Unternehmungen der Russen zusahen, wurden mit der Versicherung beschwichtigt, daß man nicht im Entferntesten daran denke, am oberen und mittleren Amur Niederlassungen zu gründen, die militärische Machtentfaltung sei nur hervorgerufen durch die Anwesenheit der alliirten Flotte im Stillen Ocean. Die chinesische Regierung, im Krieg mit England und Frankreich begriffen, mußte die Russen gewähren lassen und diese hätten keinen günstigeren Zeitpunkt für ihre Unternehmungen wählen können. Im Juli fanden sich zwar einige Mandarinen in Nikolajewsk ein, um mit den Russen über die Grenzen zu verhandeln, die nicht überschritten werden dürften. Murawieff aber wies dieselben mit dem Bemerken zurück, er könne nicht mit ihnen unterhandeln, weil sie mit ihm nicht gleichen Ranges seien.

Unterdessen wuchsen die Niederlassungen am unteren Amur rasch empor. Marjinsk, welches im vergangenen Jahr nur aus einigen Häusern bestand, breitete sich immer weiter am Ufer des großen Stromes aus und erhielt zur Vertheidigung zwei wohl angelegte Batterien. Auf der Insel Suchi, wo früher Kosogarski stand, erhob sich bald ein von Gärten, Wiesen und Feldern umgebenes Kosakendorf. Von den Colonisten, welche Murawieff mitgebracht hatte, wurden die Dörfer Irkutskoi, Bogorodskoi und Michailewsk gegründet und der fruchtbare Boden war bald in fruchtbare Felder verwandelt. Den größten Aufschwung aber erfuhr Nikolajewsk. Die früher nur 10 Häuser zählende Niederlassung wuchs auf 150 Häuser heran, worunter ein Clubhaus und zwei Schulen, und drei Batterien wurden zu ihrem Schutz erbauet. Auch Castries-Bai war im Juni wieder besetzt worden und statt vier schlecht gebaueter hölzerner Baracken erhob sich jetzt ein zweckmäßig eingerichtetes Lager für 500 Mann, solid genug, um auch für einen Winteraufenthalt benutzt zu werden.

Die Operationen der Alliirten im Stillen Ocean im Jahre 1855 schienen zwar auch den Russen zu gelten, aber sie wurden ihnen nicht gefährlich. Ein von Admiral Bruce commandirtes Geschwader kreuzte im Ochotskischen Meere; ein zweites, von Sir James Stirling befehligt, im Süden, doch gegen die Amurmündungen und Niederlassungen der Russen ward nichts unternommen. Man hatte wie vor Sebastopol und im Finnischen Meerbusen auch hier die meisten russischen Schiffe abgetakelt und in die geschütztesten Stellen des Hafens gesteckt. Nur einige russische Wallfischfahrer wurden gekapert und die verlassenen Niederlassungen auf

Kamtschatka theilweis zerstört. Der einzige größere Verlust, den die Russen erlitten, war der Schiffbruch der Fregatte Diana, deren Bemannung, aus 200 Soldaten und 87 Officieren und Matrosen bestehend, von den herankommenden Engländern zu Gefangenen gemacht wurde.

Der Friedensschluß zu Peking, der aber in jenen Gewässern erst im Juli des folgenden Jahres 1856 bekannt werden konnte, befreite auch die Amurcolonien von dem Drucke, der auf ihnen gelastet. General Murawieff eilte nach Petersburg, um neue Unterstützung für seinen Colonisationsplan zu erlangen, und er hatte die Genugthuung, noch im selben Jahre 697 große Boote und Flöße mit Lebensmitteln, Geräthschaften, Colonisten, Pferden und Ochsen den Fluß hinabsenden zu können. Neue Kosakenstationen wurden gegründet an der Mündung der Kamara (Kamarsk), der Dzeya (Ustj Dzeisk), am oberen Eingang des Burreja-Passes, sowie gegenüber der Mündung des Sungari, des größten Nebenflusses des Amur. Die chinesischen Beamten wagten nichts weiter zu thun, als die Zahl und Stärke der den Amur hinabfahrenden russischen Fahrzeuge aufzuschreiben und nach Peking zu berichten. Als sie aber wieder anfingen, einzelne russische Kaufleute zu bedrücken und feindlich zu behandeln, erwirkte Murawieff, der abermals persönlich in Petersburg Bericht erstattete, neue Verstärkungen für den Amur. Das Amurgebiet selbst wurde durch Ukas vom 31. Octbr. 1857 von dem Gouvernement Irkutsk getrennt und mit Kamtschatka und der ganzen Seeküste von Ochotsk unter der Benennung Seeprovinz von Ostsibirien vereinigt, Nikolajewsk als Hauptstadt erklärt, jedoch wie bisher unter dem Befehl des Generalgouverneurs von Ostsibirien.

Am 28. Mai 1858 ward zwischen der chinesischen und russischen Regierung der Vertrag zu Aigun geschlossen, in welchem China das ganze linke Amur-Ufer bis an den Usuri abtrat, ferner die beiden Ufer des Amur bis zur Mündung, endlich den russischen Kaufleuten die freie Schifffahrt auf den beiden aus der südlichen Mandschurei kommenden großen Nebenflüssen Sungari und Usuri bewilligte.

Um eine Hauptstadt der russischen Mandschurei inmitten des Amurlandes zu haben, beschloß Murawieff (der den Ehrennamen „Amurski" erhielt), die obengenannte an der Mündung der Dzeya sehr günstig gelegene Kosakenstation Ustj Dzeisk in eine Stadt zu verwandeln, welche Blagowjeschtschensk (Stadt der glücklichen Kunde) heißen sollte und alsbald, natürlich von Soldatenhänden, in Angriff genommen wurde. Im Jahre 1860 hatte die neue Hauptstadt des russischen Amurlandes folgendes Ansehen — nach dem Bericht des russischen Naturforschers Maximow:

Eine Reihe neuer Häuser, sechszehn an der Zahl, ziemlich weit auseinander gebauet, zieht sich in gerader Linie längs dem flachen Ufer des Amur hin. Alle diese Häuser sind von Holz, alle haben rothe Dächer und sind in gleichem Styl gebaut. Zwei von ihnen, ein Eckhaus und ein in der Mitte gelegenes, traten mit ihren Balkonen bis dicht an den Rand des Flusses heran, die übrigen stehen weiter zurück, wodurch eine Art

langer Esplanade gebildet wird, die freilich noch sehr versandet und verstaubt aussieht. Diese noch durch keine Zäune umfriedeten, nur hier und da von schlechten Außengebäuden umgebenen Häuser, die dazwischen liegenden wüsten Stellen, die Abwesenheit auch des kleinsten Bäumchens, die unwirthliche Steppe, die sich zur Rechten, zur Linken und im Hintergrunde der Gebäude ausdehnt: das Alles sieht wenig einladend und sehr unwirthlich aus. Genannte Häuser sind in der Eile gebaut: Kasernen, von Liniensoldaten zusammengezimmert, die noch überdies mit sehr unvollkommenen Beilen arbeiten mußten. Im Sommer dringt der Regen, im Winter der Schnee durch die Lücken ein, der Wind pfeift durch die Fensterrahmen, denen das Moos zur Ausfüllung der Zwischenräume fehlt. Gleichviel — wen es friert, der bleibe im Pelz sitzen. In der ganzen Stadt soll es im vorigen Winter nicht mehr als drei bis vier warme Zimmer gegeben haben; das Wort Comfort, Bequemlichkeit, ist im Wörterbuche von Blagowjeschtschensk noch nicht verzeichnet, denn man lebt dort für die Zukunft, nicht für die Gegenwart. Jedenfalls werden die wüsten Stellen bebaut und bevölkert, die Zwischenräume ausgefüllt werden. Zwischen den Kasernen ist bereits der Grund zu einem großen Hause für den Gouverneur und zu einem kleineren Privathause gelegt. Hinter den Kasernen sieht man eine fertige kleine Kirche und viel Baugerüste. Auf den beiden Flügeln der in Rede stehenden Kasernenreihe hat man zwei von Zäunen eingeschlossene abgesonderte Stadtviertel angelegt, wovon das eine der Amurcompagnie, das andere dem Artilleriecommando gehört; jenes heißt das Amurviertel, dieses das Artillerieviertel. Da gewinnen bereits die Häuser ein solides dauerhaftes Ansehen, das von der leichten Bauart der übrigen Stadttheile absticht. Der Raum zwischen dem Amurviertel und dem Flußufer wird von zwei großen Waarenschuppen bedeckt, an die sich den Fluß hinab die Häuser und Läden der Kaufmannschaft reihen. Eben so stehen zwischen dem Artillerieviertel und dem Fluß zwei große von der Regierung erbaute Vorrathshäuser, hinter welchen die Hospitäler zu stehen kommen. An diesem Ende von Blagowjeschtschensk haben sich auch noch ein paar mit Lehm beworfene Baracken erhalten, in denen die ersten Colonisten ein Unterkommen fanden. Weiter an dem nun schroff abfallenden Ufer des Amur zieht sich eine Reihe von Erdhütten, die, etwa 12 an der Zahl, dicht bei einander stehen, und in ähnlicher Weise findet man solche auf entgegengesetzter Seite im Amurviertel. In diesen Hütten campirt die nicht militärische Einwohnerschaft. Aber das militärische Element überwiegt noch so sehr, daß man nur selten einem Mudschik (Bauer) oder Civilbeamten begegnet. Von allen Seiten hört man die Schläge der Axt, das Pfeifen der Säge — aber diese Friedensinstrumente sind in der Hand der Soldaten. Soldaten schleppen die Balken von den Flößen an's Ufer, behauen und zersägen sie, fügen sie zusammen und begleiten ihre Arbeit mit den melancholischen Volksliedern.

Lockender sieht es zur Zeit noch auf der chinesischen Seite (dem rechten Amurufer) aus. Da ist der Pflanzenwuchs viel üppiger und die Mandschurendörfer drängen sich, wie man sich der Hauptstadt Aigun nähert. Blagowjeschtschensk gegenüber liegt das große Mandschurendorf Sachalan-Ula.

Die russische Ansiedelung hat mit zwei großen Hindernissen zu kämpfen — die Colonisten, welche das Amurland bevölkern, werden Sibirien genommen und dann ist der Amur doch nur im Mittellauf, wo er dem Sungari sich nähert und tief in die Mandschurei einbiegt, mit einem milderen Klima bedacht. Sein Oberlauf ist die Hälfte des Jahres zugefroren und die Mündung eben so lange mit Eis bedeckt. Der mittlere Lauf des Amur, obwohl fünf Grade weiter nach Süden hinabreichend, hat immer noch 5 Monate Eis. Nur die Castriesbai ist etwas milder, weshalb man auch damit umgeht, eine Eisenbahn von Marjinsk*) zur Castriesbucht zu führen. Der ganze nord-asiatische Osten ist bekanntlich viel kälter als der vom atlantischen Ocean bespülte Westen Europa's unter gleicher Breite, und die Gegensätze großer Kälte im Winter und großer Hitze im Sommer sind viel schroffer. In London beträgt der Unterschied zwischen der Sommer- und Wintertemperatur nur 11 Grad R., in Irkutsk, dem Centrum Nordasiens, hingegen volle 28 Grad, und in Nikolajewsk immer noch 26 Grad. Im Sommer steigt die Wärme ungemein rasch. Gustav Radde fand im Burrejagebirge warme, sehr feuchte Sommer, einen ganz kurzen Frühling, einen langen Herbst und sehr kalten Winter. Gegen Ende April entwickelt sich der Pflanzenwuchs, durch Nachtfröste zurückgehalten, so rasch, daß die Schwarzbirke in 2 Tagen Blätter von einem Zoll Länge trieb. Am 16. Mai erreichte die Nachmittagswärme bereits 23 Grad R. und doch fiel das Thermometer in der Morgenfrühe noch am 18. Mai auf den Nullpunkt. Nun hielt die Wärme mit einer höchsten Höhe von 28 Grad bis zum 17. August an. Dann trat der Herbst ein, am 15. September fiel der erste Reif, im Anfang October kamen Nachtfröste und am 27. October sah man auf dem Amur das erste Treibeis. In der Nacht des 18. November kam der Strom zum Stehen. Im Januar trat eine Kälte ein, die 8 Tage lang über 30 Grad betrug und einmal sogar bis auf 35 Grad stieg.

---

*) Marjinsk liegt am Kisisee, der mit einem Arm in den Amur mündet. Von hier ist die Entfernung bis zur Castriesbai am Tatarischen Golf eine geringe, denn vom Meere bis zum östlichen Endpunkte des Kisisees beträgt sie nur $4^1/_2$ deutsche Meilen.

Sechzehnter Abschnitt.

I. Aus dem Mongolenlande und Tibet.

1. Die Hochebene. — 2. Der Mongole. — 3. Einkehr in einem Mongolenzelte. — 4. Om ma ni pat=me hum, das buddhistische Gebet. — 5. Ein Besuch des Kuku=Noor.

II. China.

1. Ein Aufenthalt in Peking. — 2. Ein chinesisches Gastmahl. — 3. Die chinesische Cultur. — 4. Chinesische Culturbilder. Die Chinesen als Handelsvolk. Pauperismus und Kindermord in China. Eine chinesische Heerschau. Complimente. Wider die Natur. Der Reisbau. Der Theebau. — 5. Hochachtung der Chinesen vor dem Ackerbau und der Seidencultur. — 6. Das Opium.

III. Japan.

1. Das Inselreich Japan. — 2. Wanderskizzen auf einer Fahrt von New=York nach China und Japan. — 3. Yeddo. — 4. Japanesische Religion und Tempel. — 5. Fortschrittslust seit dem Regierungsantritt des neuen Mikado.

I. Aus dem Mongolenlande und Tibet. *)

1. Die Hochebene.

Die Mongolei bietet im Allgemeinen einen traurigen und wilden Anblick dar, und vergeblich schaut das Auge nach einem Wechsel in der Landschaft aus. Die Einförmigkeit der Steppe wird nur unterbrochen durch Schluchten, tiefe Erdspalten oder unfruchtbare Felsenhügel. Gegen Norden hin, im Lande der Khalkas, ist die Natur schon belebter; die Berge sind mit Hochwald bestanden und die Wiesengründe von Flüssen und Bächen durchzogen; aber im Winter ist alles Land weit und breit mit einer Schneedecke belegt. In der Nähe der großen Mauer schleicht die chinesische Civilisation wie die Schlange in der Wüste; dort erheben sich Städte, im „Graslande" **) gewinnt man schon Ernten, und der Hirt muß nach Nor-

*) Wanderungen durch die Mongolei nach Tibet von Huc und Gabet. In deutscher Bearbeitung von K. Andree. (Leipzig 1855.) Reisen in der Mongolei von N. v. Prschewalski. (Jena, Costenoble, 1877.)

**) So nennt man in China die mongolische Steppe.

den hin zurückweichen. Der größte Theil der Mongolei besteht aus sandigen, vollkommen baumlosen Ebenen, kaum gedeiht auch nur spärlich kurzes, sprödes Gras; dazu gesellen sich dornige Kriechpflanzen, hin und wieder einige Strecken von magerem Haidekraut: dies ist der Pflanzenwuchs der wasserarmen Gobi. In weiten Abständen findet man Brunnen, zum Gebrauch der Karawanen gegraben. Die Mongolei hat nur zwei Jahreszeiten, nämlich neun Monate Winter und drei Monate Sommer. Manchmal wird die Hitze übermäßig, namentlich auf den Sandsteppen, doch hält sie nur einige Tage an. Die Nächte sind fast immer kalt. In jenen Landstrichen, wo die Chinesen Ackerbau treiben, fallen fast sämmtliche Arbeiten in den Zeitraum von etwa hundert Tagen. Der Boden wird, nachdem er einigermaßen aufgethauet ist, in aller Eile umgepflügt und sogleich besäet; Alles wächst ungemein rasch, und gleich nach der Ernte tritt der scharfe Winter ein.

Die ungemein strenge Kälte rührt hauptsächlich von drei Ursachen her: von der hohen Lage des Landes, dem mit Salpeter geschwängerten Boden und der Abwesenheit all' und jeden Ackerbaues mit Ausnahme der kleinen Strecken, welche die Chinesen unter den Pflug gebracht haben. In diesen letzteren ist die Temperatur merklich milder geworden, die Wärme nimmt zu, je weiter der Anbau vorrückt, und einige Getreidearten, welche anfangs der Kälte wegen nicht gedeihen wollten, geben schon jetzt guten Ertrag.

In der weiten Einöde schwärmen viele wilde Thiere umher: Hasen, Fasanen, Adler, Falken, Geyer; der sogenannte Pfeifhase, ein kleiner Nager, der sich in die Erde gräbt; „gelbe Ziegen", d. h. Antilopen; das Felsenschaf, wilde Esel, braune und schwarze Bären, Luchse, Unzen und Tiger. Die Mongolen reisen stets wohlbewaffnet mit Bogen, Lanze und Flinte.

---

2. Der Mongole.

Der Mongole hat ein plattes Gesicht, vorstehende Backenknochen, kurzes, zurücktretendes Kinn, eine nach hinten zurücktretende Stirn, kleine, schräg geschlitzte, gelbliche Augen, schwarzes, straffes Haar, dünnen, spärlichen Bart, dunkelbräunliche, außerordentlich grobe Haut. Sein Wuchs ist von mittlerer Größe. Er trägt hohe Lederstiefeln, im Sommer einen langen Rock aus blauem chinesischem Baumwollstoff, im Winter einen weiten Schafpelz, in der Mitte durch einen breiten Gürtel zusammengehalten, an welchem Tabaksbeutel, Pfeife und Feuerstahl hängen. Den Kopf bedeckt er mit einer warmen Mütze. Sein Gang ist langsam und schwerfällig (durch das von Jugend auf geübte Sitzen zu Pferde haben sie sogenannte Säbelbeine bekommen, deren Form nun stehend geworden

ist); seine Sprache ist hart, scharf und mit abscheulichen Aspirationen überhäuft. Im Gegensatz zu dieser äußerlich unvortheilhaften Erscheinung hat der Mongole einen milden, äußerst gutmüthigen Charakter; äußerste Fröhlichkeit wechselt bei ihm mit tiefem Trübsinn. Die geistige Energie des Europäers fehlt ihm ganz; unter der Herrschaft China's und der Priesterkaste hat er die kriegerische Tapferkeit eingebüßt und ist feig geworden. Im gewöhnlichen Verkehr hat er etwas Schüchternes (vom schlauen Chinesen wird er oft genug betrogen und ausgebeutet); aber er ist heftig, stürmisch und muthig, sobald Fanatismus oder Rachsucht ihn in Wallung bringen. Er ist unbefangen und leichtgläubig, wie ein Kind, und liebt deshalb auch leidenschaftlich Erzählungen, Sagen und Märchen.

Im Nordwesten vermischen sich die Mongolen vielfach mit Muselmanen und im Süden mit den Si-fan*) oder Ost-Tibetanern. Das zahlreichste Mongolenvolk sind die Khalkas, welche den ganzen Norden der großen Region inne haben. An Berühmtheit und Wohlstand stehen sie oben an. Ihr Gebiet erstreckt sich von Westen nach Osten 500 Stunden weit, und von Norden nach Süden 200 Stunden. Es zerfällt in vier große Provinzen (deren jede unter einem besonderen Herrscher steht) mit 86 Bannern (Kobschunten), wovon jedes wieder seinen besondern Fürsten hat. Der geistliche Oberherr über Alle ist der Guison Tamba — ein Oberlama, der lebendige Buddha**) aller Khalkas-Mongolen.

Die südlichen Mongolen haben keinen gemeinschaftlichen Namen, werden vielmehr nach den einzelnen Fürstenthümern benannt, deren Zahl 25 ist. Die bedeutendsten sind die Ordos. Durch die Nachbarschaft der Chinesen sind sie in mancher Hinsicht verfeinert worden.

Im Südwesten finden wir die Mongolen von Kuku-Noor, d. h. vom Blauen See (chinesisch Tsing-haï). Ihre Stämme sind schon vielfach mit Tanguten (Si-fans) vermischt, sehr herabgekommen und feig; sie werden von den stärkeren Tanguten beraubt und gemißhandelt.

Im Nordwesten hausen die Torgot-Tataren, die vormals in der Gegend von Karakorum lebten, das zu Dschingis-Khans Zeiten Hauptstadt des Reiches war. In Sprache, Tracht und Sitten unterscheiden sie sich durchaus nicht von den übrigen Mongolen.

In der Mongolei bilden sämmtliche Familien, welche mit dem Herrscher verwandt sind, den Adel, wenn man so sagen darf: die Patricierkaste. Diesem Adel gehört aller Grund und Boden. Die Edelleute, „Taitsi", tragen einen blauen Knopf auf ihrer Mütze; aus ihnen wählt der Herr-

---

*) Wörtlich: Fremdlinge des Westens.

**) Buddha, der menschgewordene Gott, wandert von einem Oberpriester in den anderen, so daß er nie ausstirbt. Es gibt eine ziemlich große Anzahl solcher „Schaberons" oder lebendiger Buddha's; sie stehen jedes Mal an der Spitze bedeutender Klöster.

scher seine Minister, gewöhnlich drei an der Zahl, die einen rothen Knopf (Glaskugel) tragen und „Tutselaktßi" heißen. Die mongolischen Fürsten sind zwar von China abhängig; sie halten sich für verpflichtet, dem „Sohne des Himmels und Gebieter der Erde" alljährlich ihre Unterwürfigkeit zu bezeigen, doch steht ein für alle Mal fest, daß der Groß-Khan nicht das Recht hat, irgend eine dieser mongolischen Herrscherfamilien zu beseitigen, wenn er auch unter Umständen den Häuptling absetzen kann. Die mongolischen Fürsten bezahlen ihren Tribut in Vieh, erhalten dagegen vom Pekinger Hofe Geschenke in seidenen Tüchern, Pelzkleidern und anderen Luxusartikeln. Die zahlreichen Klöster mit ihren Tausenden von Lama's werden von der chinesischen Regierung besonders begünstigt, weil sie recht wohl berechnet, wenn die Geistlichkeit auf ihrer Seite ist, darf auch das Volk nicht murren.

Alle Mongolen, die nicht von fürstlichen (adeligen) Familien sind oder zum geistlichen Stande gehören, sind Sclaven, von ihren Gebietern unbedingt abhängig. Sie müssen denselben Gefälle zahlen und das Vieh hüten; aber es steht ihnen frei, sich eigene Heerden zu halten. Uebrigens trägt die Sclaverei durchaus kein hartes Gepräge. Die Adelsfamilien sind in Nichts von den Sclavenfamilien verschieden; beide hausen unter Zelten, beide sind nomadische Viehzüchter. Der Edelmann lebt nicht in Pracht und Ueppigkeit, gibt also dem Armen keinen Anstoß. Wenn der Sclave in des Herrn Zelt eintritt, bietet dieser ihm Thee und Milch; beide rauchen Tabak mit einander und wechseln gegenseitig ihre Pfeifen. Die jungen Sclaven und jungen Barone haben alle Spiele und Lustbarkeiten gemein; der Stärkere ringt den Schwächeren zu Boden, gleichviel, wer er sei. Sehr oft sind Sclavenfamilien reiche Heerdenbesitzer und viel wohlhabender als ihre Herren, die denn auch an einem solchen Verhältniß nicht den geringsten Anstoß nehmen. Uebrigens hat der mongolische Adel das Recht über Leben und Tod, und manche Häuptlinge wissen ihre Stellung zu allerhand Erpressungen zu benutzen, indem sie z. B. ihren Untergebenen das schlechteste Vieh zum Hüten geben und sich dann die besten Stücke zurücknehmen.

Das Verhältniß zum Vieh.

Hierüber äußert sich Prschewalski*) wie folgt:

Der Nomade, welcher seinen ganzen Unterhalt, Speise, Kleidung und Wohnung, seinen Heerden verdankt und mit ihrer Hülfe auch hübsches Geld verdient, das theils aus dem Verkauf von Vieh, theils aus dem Waarentransport mittelst desselben gewonnen wird, widmet seine ganze Sorge seinen Hausthieren. Diese bestimmen auch den Ort seiner Ansiedelung. Der Mongole macht da Halt, wo er für sein Vieh reich-

*) Reisen in die Mongolei von N. v. Prschewalski. Aus dem Russischen von Albin Kohn. (Jena, Costenoble, 1877.)

lich Futter und Tränke findet. Seine Wissenschaft und Kunst concentrirt sich auf seine Thiere. Das widerspenstige Kameel wird unter seinen Händen ein unterthäniger Lastträger und das halbwilde Steppenpferd ein gehorsames und ruhiges Reitthier.

Der Nomade liebt seine Thiere und hat Mitleid mit ihnen. Er sattelt um keinen Preis ein Kameel oder Pferd vor einem bestimmten Alter und verkauft für keinen Preis ein Lamm oder ein Kalb, da er es für eine Sünde hält, sie in der Jugend zu schlachten.

Die Industrie spielt bei den Mongolen eine sehr untergeordnete Rolle und beschränkt sich auf die Produktion derjenigen Gegenstände, welche zum Hausgebrauch durchaus nothwendig sind. Man gerbt also Leder, macht Filzdecken, Sättel, Zäume und Bogen; selten nur verfertigt man sich Messer und Stahl. Alle anderen Gegenstände des Bedarfs kauft der Mongole von den Chinesen und in sehr geringer Menge von den russischen Kaufleuten in Urga und Kiachta. Von Bergbau ist keine Rede. Der Binnenhandel in der Mongolei ist fast ausschließlich Tauschhandel; der Handel nach Außen beschränkt sich auf Peking und die chinesischen Nachbarstädte. Dort bringen die Mongolen ihr Vieh, sowie Salz, Felle und Wolle zum Verkauf hin und nehmen Manufakturwaaren als Bezahlung an.

Der größere Theil des Lebens dieser Nomaden vergeht im Nichtsthun. Die Pflege der Heerden bildet ihre einzige Sorge und nimmt nicht ihre ganze Zeit in Anspruch. Pferde und Kameele gehen ohne jede Aufsicht in der Steppe umher und kommen nur im Sommer, einmal des Tages, zum Brunnen, um zu trinken. Das Hüten der Kühe und Schafe ist eine Obliegenheit der Frauen und Kinder. Bei den reichen Mongolen, deren Heerden nach Tausenden zählen, werden gemiethete Hirten gehalten, welche arm sind und keine Familie haben. Das Melken der Heerde, das Sammeln der Sahne, das Buttern, Kochen gehört nebst andern häuslichen Arbeiten zu den Obliegenheiten der Hausfrau. Die Männer, wenn sie nicht auf der Jagd sind, reiten von einer Jurte zur andern, um Thee oder Kumys zu trinken und mit dem Nachbar zu plaudern. Mit seltenen Ausnahmen sind sie schlechte Schützen und haben keine guten Gewehre. Oft behelfen sie sich mit Pfeil und Bogen.

Mit dem Beginn des Herbstes erleidet das Faulenzerleben eine Aenderung. Sie sammeln dann ihre Kameele und bringen sie nach Kalgan oder Kuku-Choto, um sie dort zum Transporte zu vermiethen. In Kalgan nimmt man Thee, um ihn nach Kiachta zu transportiren, in Kuku-Choto Proviant für die chinesische Armee in Uljasutaj und Kobdo. Der dritte kleinste Theil der Kameelheerde wird zum Transport von Salz, das man aus den Salzseen der Mongolei gewinnt, verwendet; es wird in die chinesischen Grenzstädte gebracht. So werden also während des Herbstes und Winters sämmtliche Kameele beschäftigt und bringen ihren Eigenthümern großen Gewinn. Im Anfang April

hört der Transport auf; die abgemagerten Kameele werden in die Steppe getrieben und ihre Eigenthümer pflegen wieder der Ruhe.

Das Gehen ist für den Mongolen zu anstrengend. Sein Reitpferd steht gesattelt vor der Jurte und wird bestiegen, auch wo es sich nur um einen Besuch in nächster Nähe handelt. Auch seine Heerde hütet der Nomade reitend, und während seiner Winterreise steigt er nur dann vom Kameele oder Pferde, wenn ihn der Frost dazu zwingt. Wenn der Mongole auf seinem Renner sitzt, ist er ganz in seinem Elemente; er reitet nie Schritt, selten Trab; er fliegt wie der Wind durch die Steppe. Ein guter Renner oder Paßgänger ist sein größter Stolz und er verkauft ein solches Pferd auch in der größten Noth nicht.

Doch bleibt das Kameel das geschätzteste Thier des Mongolen. Er nennt es im Allgemeinen „Tyme", das männliche Thier „Burun", das verschnittene Männchen „Atan", das Weibchen „Inga". Die Mongolei besitzt ausschließlich das Kameel mit zwei Höckern, das sogenante Trampelthier (Camelus bactrianus); das einhöckrige Kameel (Camelus dromedarius), kurzweg „Dromedar" genannt, das so gewöhnlich in den turkmanischen Steppen ist, wird nicht gezüchtet. Die äußeren Merkmale eines guten Kameeles sind: ein gedrungener Körperbau, breite Füße, ein breites, nicht schroff abfallendes Hintertheil und hohe gerade aufsteigende Höcker. Letztere zeigen, daß das Kameel fett ist, folglich lange alle Mühseligkeiten und Entbehrungen einer Wüstenreise zu ertragen vermag.

3. Einkehr in einem Mongolenzelte.

Soweit das Auge reicht, gewahrt man nur Wiesensteppe; manchmal ist sie durch Seen und Flüsse unterbrochen, oder gewaltige Berge ragen über sie empor; meist aber sieht man unendliche Ebenen. In diesen grünen Einöden, wo der Horizont so weit entfernt liegt, glaubt man sich auf einen Ocean versetzt. Der Anblick dieser mongolischen Wiesenfluren erregt in der menschlichen Seele weder Traurigkeit noch Freude, wohl aber ein aus beiden gemischtes Gefühl, eine melancholische, religiöse Stimmung.

Zuweilen gelangt man in Landstriche, wo die Ebene sehr belebt erscheint, wenn nämlich Wasser und Weide der besten Art viele Menschen herbeigezogen hat. Dann erheben sich überall Zelte von verschiedener Größe; sie sehen aus wie Luftballons, die eben vom Gase angeschwellt sind und in die Höhe steigen wollen. Die Kinder haben Tragkörbe auf dem Rücken und sammeln Argols*) ein, welche sie dann am Zelte in einen

*) Getrockneter Kuhdünger, der das Feuermaterial bildet. Bei Prschewalski „Argals."

Haufen legen. Die Frauen fangen Kälber ein, oder kochen Thee in freier Luft, oder bereiten die Milchspeisen; die Männer tummeln feurige Rosse und treiben die Heerden von einem Weideplatz zum andern. Aber dieses belebte Bild verwandelt sich oft in allerkürzester Zeit, und wo eben noch das lauteste Treiben herrschte, wird Alles plötzlich leer und öde; denn Zelte, Menschen und Heerden sind auf Ein Mal verschwunden. Man sieht in der Einöde nur noch Aschenhaufen, schwarze Stätten, auf welchen ein Herd stand, dann und wann Knochen, um welche die Raubvögel streiten. Das ist Alles, woraus man abnehmen kann, daß am Abend vorher der wandernde Mongole dort sein Zelt aufgeschlagen hatte. Die Heerden hatten Gras und Kräuter abgeweidet, der Führer gab das Zeichen zum Aufbruch, die Hirten brachen die Zelte ab und legten sie zusammen, um sie an einer andern futterreichen Stelle wieder aufzuschlagen.

Wir ritten abermals durch eine prächtige Wiesengegend, die noch zum Rothen Banner*) gehörte, und machten Abends in einem Thalgrunde Rast. Er schien zur Zeit stark bewohnt zu sein; denn kaum waren wir abgestiegen, als auch schon viele Tataren uns umringten und hilfreich an die Hand gingen. Sie halfen beim Abladen des Gepäcks, beim Aufschlagen des Zeltes, und luden uns ein, bei ihnen Thee zu trinken. Das lehnten wir für heute ab, weil es schon zu spät war, machten aber am nächsten Morgen unsern Gegenbesuch. Denn die Einladungen waren so freundlich und dringend, daß wir uns entschlossen, einen Tag bei diesen guten Menschen zu verweilen; ohnehin mußten wir allerlei ausbessern und Ort und Wetter waren günstig. Während Sandadschiamba (der Diener der beiden Missionäre) unser Leinwandhaus bewachte, gingen wir zu unsern Freunden. Dabei mußten wir wohl aufpassen, daß unsere Beine nicht zu Schaden kamen, denn Schaaren großer Hunde liefen bellend gegen uns an. Doch genügte ein kleiner Stab, um sie abzuwehren. Diesen Beschützer mußten wir an der Thürschwelle ablegen, weil die Höflichkeit es erfordert. Denn wer mit einem Stock oder einer Peitsche in's Zelt träte, der würde der ganzen Familie eine schwere Beleidigung zufügen; es wäre das so viel, als wenn man sagte: Ihr seid Hunde!

Wer sich bei den Mongolen einführt, tritt ganz einfach und freimüthig auf; von den vielen lästigen Umständlichkeiten und Höflichkeitsformeln der Chinesen ist auch nicht eine Spur vorhanden. Man geht in's Zelt und wünscht allen Anwesenden Glück und Frieden, indem man den Willkommensgruß empfängt. Darauf setzt man sich zur Rechten des Familienvaters, der allemal seinen Platz der Thür gerade gegenüber hat. Sogleich nimmt Jeder aus dem Gürtel seine kleine Schnupftabaksdose, die herumgereicht wird; dabei wechselt man einige höfliche Worte. Man fragt z. B. ob die Weide gut sei, die Heerden sich wohlbefinden, die

*) Im Tschakar (wörtlich Grenzland), das in acht Banner zerfällt, das weiße, blaue, rothe und gelbe, das weißliche, bläuliche, röthliche und gelbliche.

Mutterpferde gut fohlen, ob Frieden ringsum sei u. dgl. m., Alles in ernster, würdiger Weise. Dann naht sich die Frau und reicht dem Fremden schweigend die Hand. Darauf zieht man aus der Busentasche das Holznäpfchen hervor, das der Mongole stets bei sich führt, und reicht es der Frau. Sie bringt es sehr bald mit Thee und Milch gefüllt wieder. In wohlhabenden Familien stellt man den Gästen auch ein Tischchen hin mit Butter, Hafermehl, gerösteter Hirse und Käseschnitten, jedes in einem besonderen lackirten Kästchen. Davon wählt man nach Belieben und wirft es in den Thee. Wer aber außerdem seinen Gästen eine noch größere Güte thun will, stellt auf den Herd in heiße Asche ein mit mongolischem Wein (Kuhmiß) gefülltes Fläschchen aus gebranntem Thon. Dieser „Wein" besteht aus Molken, die man hat gähren lassen und dann unvollkommen destillirt. Man muß Mongole sein, um einem solchen Getränke Geschmack abzugewinnen; es schmeckt fade und hat einen abscheulichen Geruch.*)

Das Zelt des Mongolen hat vom Boden bis zu halber Mannshöhe eine walzenförmige Gestalt. Auf diesem 8 bis 10 Fuß im Durchmesser haltenden Cylinder erhebt sich ein abgestumpfter Kegel. Das Gezimmer für ein solches Zelt besteht im unteren Theile aus einem Gitter von übereinander gekreuzten Stangen, die sich wie ein Netz verengen und erweitern lassen. Von dem kegelförmigen Umkreise laufen Stangen in die Höhe, die oben ebenso zusammenstoßen, wie das Fischbein am Gestell eines Regenschirms. Dieses Gerüst wird mit grober Leinwand und zwar je nach Umständen mit Einer Lage oder mit mehreren überspannt. Die Thür ist eng und niedrig, hat aber doch zwei Flügel; ein hölzerner, ziemlich hoher Querbalken, bildet die Schwelle; wer in's Zelt hinein will, muß zu gleicher Zeit den Fuß hochheben und den Kopf bücken. Oben im Kegel ist gleichfalls eine Oeffnung angebracht, durch welche der Rauch abzieht; man kann sie vermittelst eines Stückes Filz nach Belieben schließen, denn es ist ein Seil angebracht, dessen Zugende an der Thür befestigt wird.

Das Innere des Zeltes zerfällt in zwei Abtheilungen. Die Seite links vom Eingange ist den Männern vorbehalten und dorthin müssen sich auch die Fremden begeben; ein Mann, welcher auf die rechte Seite träte,

*) Auch die Zubereitung des Thees findet in wenig appetitlicher Weise Statt. Der gußeiserne Kessel, worin der Nektar gebraut wird, erfährt selten eine Reinigung; höchstens reibt man ihn mitunter mit Argols oder trockenem Pferdemist aus. Zum Kochen wird gewöhnlich Salzwasser genommen oder das gewöhnliche Wasser während des Kochens gesalzen. Nun wird der Ziegelthee mit einem Messer zerkrümelt oder in einem Mörser zerstoßen, eine Handvoll des Pulvers in das siedende Wasser geworfen und Milch dazu gegossen. Um den harten Ziegelthee vor dem Gebrauch besser zu erweichen, legt man ihn gern auf heiße Argols, deren Rauch ihm den Rest von Aroma nimmt. So zubereitet, dient der Thee nur als Getränk. Um ihn zum Nahrungsmittel zu machen, das zugleich sättigt, thut man geröstete Hirse, ein Stück Butter oder auch Hammeltalg hinein, namentlich von der Fettdrüse, welches das mongolische Schaf an der Schwanzwurzel hat. Im Lauf des Tags werden von Jedem wohl 10 bis 15 Schüsselchen solchen Thees verzehrt.

würde eine große Unschicklichkeit begehen. Denn diese rechte Seite gehört den Frauen, und dort liegt und steht auch alles Zeltgeräth, z. B. ein großes Gefäß von gebranntem Thon, in welchem Wasser aufbewahrt wird, ausgehöhlte Holzstämme von verschiedener Größe und Dicke, die als Gelten und Eimer benutzt werden; man bewahrt darin Milch und was daraus gewonnen wird auf. Mitten im Zelte steht ein großer Dreifuß und auf demselben ein großer eiserner Kessel, den man fortnehmen kann; er hat die Gestalt einer Glocke. Hinter dem Herde und gegenüber der Thür findet man eine Art Kanapee; es ist das seltsamste Geräth, das uns im Lande der Mongolen vorkam. An beiden Enden desselben sind Lehnen, mit vergoldetem, gut ausgemeißeltem Kupfer geziert. Ein derartiges kleines Bett findet man fast in jedem Zelte; es scheint ein unumgänglich nothwendiges Stück Möbel zu sein. Aber es ist uns aufgefallen, daß wir auf unserer ganzen Reise keins fanden, das in neuerer Zeit gemacht worden wäre. Es erbt von einem Geschlecht auf das andere.

Neben dem Kanapee, nach der Abtheilung für die Männer hin, steht insgemein ein kleiner Schrank von viereckiger Form; in demselben werden die vielen Siebensachen aufbewahrt, mit welchem dies einfache kindliche Volk sich herauszuputzen pflegt. Er dient zugleich als Altar für ein kleines Idol, das den Buddha darstellt. Der Gott ist aus Holz oder vergoldetem Kupfer gebildet, gewöhnlich in sitzender Figur, mit übereinander geschlagenen Beinen und bis an den Hals mit einer gelbseidenen Schärpe umwickelt. Neun kupferne Gefäße, von der Größe und Gestalt unserer kleinen Liqueurgläser, sind der Reihe nach vor dem Buddha aufgestellt; in diesen kleinen Kelchen opfern die Mongolen täglich ihrem Gott Milch, Wasser, Butter, Mehl. Den Schmuck dieser kleinen Pagode vollenden einige, gleichfalls mit gelber Seide umwickelte tibetanische Bücher. Diese Gebetbücher darf nur ein Lama, ein Mann mit geschorenem Haupte, der in ehelosem Stande lebt, berühren; ein „schwarzer“ Mann, der sie mit seinen unreinen weltlichen Händen aufschlagen wollte, beginge gleichsam eine Tempelschändung. — An den verschiedenen Pfählen und Stangen sind Bockshörner angebracht und damit ist die Möblirung eines Mongolenzeltes vollendet. An diesen Hörnern hängt man Rind- und Schöpsenfleisch auf, Blasen mit Butter gefüllt, Pfeile, Bogen und Luntengewehre; fast jede mongolische Familie besitzt eine Feuerwaffe.

Die Gerüche, welche man in einem Mongolenzelte einathmet, sind abscheulich und für Jeden, der noch nicht daran gewöhnt ist, beinahe unerträglich. Die scharfe Ausdünstung will einem das Herz aus dem Leibe drücken; sie rührt daher, daß die Kleider und alle Gegenstände, deren sich die Mongolen bedienen, mit Fett und Butter überzogen und davon gleichsam durchdrungen sind. Wegen ihrer Unsauberkeit heißen diese Leute bei den Chinesen „Stink-Tataren“ (Tsao-Ta-Dze) und alle Welt weiß, daß auch die Chinesen nicht vom Besten riechen und es mit der Sauberkeit nicht genau nehmen.

Das Hauswesen und die Sorge für die Familie ist Obliegenheit der Frau. Sie melkt die Kühe und besorgt die Milch, holt Wasser, das oft sehr weit ab vom Zelte ist, sammelt Argols, trocknet sie und stapelt sie auf; auch verfertigt sie Kleider, gerbt Felle, kämmt und spinnt Wolle, und die Kinder helfen ihr nur, so lange sie klein sind. Der Mann dagegen hat nur wenig Beschäftigung, er treibt die Heerden auf gute Weideplätze und setzt den entlaufenen Thieren nach. Um seinem Fürsten ein Geschenk zu machen, reitet er auch wohl auf die Jagd, um Rehe, Hirsche oder Fasanen zu bekommen; aber zum Vergnügen thut er es niemals. Wenn sie nicht reiten, verbringen die Mongolen ihre Tage im Müßiggang, liegen im Zelt umher, rauchen, schlafen oder trinken Thee mit Milch. Wird es dem Manne zu langweilig, so nimmt er seine Peitsche vom Bockshorn über der Zeltthür, besteigt ein Pferd, sprengt in die Steppe hinaus, gleichviel nach welcher Richtung, reitet dem ersten Besten, den er ansichtig wird, entgegen und spricht in den Zelten vor — lediglich zur Unterhaltung.

Seine Neugier ist unbegrenzt. Begegnet der Reisende einer Karawane, so stürzen die Führer derselben auf ihn zu, um ihn nach dem üblichen „Mendu" (Willkommen, Herr) zu fragen, wohin er reist und was er mit sich führt, ob er verkäufliche Waare hat und was seine Kameele gekostet haben. Alle Sachen des Fremden werden betastet, in die Hand genommen, probirt. Der Fremdling wird völlig belagert.

4. Om ma ni pat=me hum, das buddhistische Gebet.*)

„Om ma ni pat=me hum" ist die verbreitetste und beliebteste unter allen buddhistischen Gebetsformeln. Sie ist aus dem Sanskrit genommen und bedeutet wörtlich: „Heil dir, köstlich blühende Seerose." Indeß haben die Tibetaner, die diese Formel ebenfalls in ihre Sprache aufnahmen, einen umfassenderen, mystischeren und mit ihrem Glauben mehr übereinstimmenden Sinn damit verbunden. Für sie ist sie das Symbol der Seelenwanderung.

Man spricht dieses Gebet, indem man einen Rosenkranz von hundert und zwanzig Kügelchen herbetet, welcher aus hartem Holz, getrockneten Früchten, Kernen u. dgl. gemacht ist, bisweilen aus Fischgräten oder selbst aus kleinen Menschenknochen besteht. Alle Anhänger Buddha's, Männer und Frauen, Greise und Kinder, Lama's (Geistliche) und schwarze Menschen (Laien), tragen diesen Rosenkranz am Halse in Form eines Halsbandes oder, um den Arm geschlungen, in Form eines Armbandes.

*) Nouv. Ann. des Voy.

Ueberall in der ganzen Tatarei, noch mehr aber in Tibet, findet man diese Formel als Inschrift auf Monumenten, an den Giebeln der Häuser und an den Portalen der Tempel. Oft stößt man auf lange Bandketten von Papier, Seide, Häuten und anderen Stoffen, welche an Stricke gebunden sind, die von einem Baum zum anderen reichen; manchmal hängen sie in Schluchten quer über den Fluß; ja man findet solche, die in grandiosem Maßstabe vom Gipfel eines Berges bis zu dem eines anderen reichen, so daß das Thal von ihnen mit einem stets bewegten Schatten bedeckt wird. Jede dieser Ketten ist von dem tausendmal sich wiederholenden Gebet „Om ma ni pat-me hum" bedeckt.

In den Einöden werden die Bäume ihrer Rinde beraubt, um dieses Gebet auf das bloßgelegte Holz aufzunehmen. Die Wege sind mit Steinen eingefaßt, auf denen man Spuren dieser halberloschenen Inschrift findet; die Felsen sind damit bedeckt und bieten sie in gigantischen Zügen dem Auge des Reisenden dar. Auf den Berggipfeln und in den Thälern trifft man bei jedem Schritt große Denkmäler, aus rohen aufgehäuften Steinen bestehend; jeder Stein trägt auf allen Seiten diese symbolischen Worte. Häufig sieht man solche Monumente mit Baumzweigen bekränzt, an welchen Tausende von Schulterknochen oder anderen Gebeinen, ganz bedeckt mit diesem Gebete, herabhängen. Bisweilen findet man auch, statt der Baumzweige, Hirschköpfe mit ihren langen, ästigen Geweihen, Köpfe von Ochsen oder ungeheuren Steinböcken mit ihren sichelförmig zurückgebogenen oder spiralförmig gewundenen Hörnern. Die Stirn dieser Köpfe, der Haut beraubt und gebleicht, ist immer ganz und gar mit Schrift bedeckt, und diese enthält nichts als jenes Gebet.

Man schreibt es auf getrocknete Menschenschädel, auf Ueberreste von menschlichen Skeletten, die man an der Seite der Landstraßen aufhäuft.

Es findet sich namentlich rings um die Peripherie des Tschu-kor oder Gebetrades. Die Vorliebe der Buddhisten für Alles, was umlaufende Bewegung, beständigen Aus- und Rückgang darstellt, scheint der Grund zur Erfindung des Gebetrades gewesen zu sein. Es veranschaulicht in dem einfachen und richtigen Bilde seiner kreisförmigen Bewegung das Gesetz der Wanderung aller Wesen — diesen ersten und tiefwurzelndsten Grundsatz ihres Glaubens — gerade so, wie sie dieses Gesetz sich denken.

Es gibt tragbare Gebeträder, welche man in der Hand unaufhörlich sich drehen läßt; es gibt größere, die auf einer Achse ruhen, und noch andere in wahrhaft großartigen Formen, die mittelst einer Kurbel zu drehen sind. Man sieht sie am Rande der Ströme aufgestellt, wo sie mittelst ineinandergreifender Räder gedreht werden, oder an der Spitze der Häuser angebracht, um vom Winde bewegt zu werden; noch andere stehen auf dem Feuerherde und erhalten ihre Bewegung durch den Rauch. Jedes Haus hat sein Gebetrad, welches im Vorhof steht, und kein Gast unterläßt bei seinem Eintritt, es in eine starke Rotation zu setzen, in der Hoffnung, daß es ihm sowohl als dem von ihm besuchten Hause Glück bringen werde.

Jedermann kennt das Gebet „Om ma ni pat-me hum"; das Kind lernt diese sechs einsylbigen Wörter herstammeln, eben so sind es die letzten Töne von den zitternden Lippen des Sterbenden; der Wanderer murmelt sie auf seinem Wege, der Schäfer singt sie bei seinen Heerden, Mädchen und Frauen führen sie immer im Munde, in den Städten und an den Versammlungsorten der Lamapriester erschallen ihre Echo's mitten durch den Tumult des Verkehrs. Im Augenblick der Gefahr sind sie der Schreckensruf, welchen man vernimmt, und im Kriege bleibt der Soldat bei dem eben getödteten Feinde stehen, um siegestrunken durch diese Worte seinen Triumph zu feiern.

Die umherschweifenden Stämme der Mongolei und freien Tatarei, die Horden, welche nördlich von der Kette des Bokte-oola (der heilige Berg) ein wanderndes Leben führen; die wilden, menschenfressenden Buddha-Verehrer, welche südlich davon ihr ganzes Leben hindurch unaufhörlich den berühmten Berg Sumici umkreisen — alle jene auf der Wanderung begriffenen Völkerschaften murmeln beständig die mystischen Worte, deren Sinn Niemand versteht.

Das ganze Central-Asien ist mit immerwährenden Wallfahrten von Pilgern bedeckt, die sich, mit Gold und Silber beladen, zum Buddha-berge begeben oder mit den empfangenen Segnungen von dort zurückkehren — und immer hört man sie ihren langsamen, schweigenden Marsch in der Wüste mit dem Gesang der mystischen Formel begleiten. Vom japanesischen Meere bis zu den Grenzen Persiens ist dieses Gebet nur ein langes, ununterbrochenes Gemurmel, welches alle Völker, alle Feste belebt, das Symbol aller Glaubensformen und die beständige Hymne aller religiösen Ceremonien bildet.

Die buddhistische Religion mit ihren gigantischen Gestaltungen ist über einen großen Theil der Welt verbreitet, und überall ist dieses mystische Gebet das Vehikel des Lebens, der Nerv aller Bewegungen.

---

5. Der Kuku-noor,

bereist vom russischen Oberstlieutenant Prschewalski.

1.

Zur selben Zeit, wo uns das Innere Afrika's erschlossen und das Räthsel der Nilquellen gelöst wird, sind kühne und gewandte Reisende theils von Süden und Südosten in das bisher fast hermetisch verschlossene Tibet und zu den Quellen des Brahmaputra, theils von Nordosten zum oberen Hoangho (gelber Fluß) und zu den Quellen des blauen Flusses (Jang-tse-kiang), zum Kuku-noor, bis zum Küen-lün-Gebirge

vorgedrungen. Der russische Offizier, dessen Werk wir schon wiederholt citirt haben, hat von 1871 bis 1873 im nördlichen China, in der Mongolei und Tibet Entdeckungsreisen ausgeführt, deren Länge nahezu 11000 Werst = 1851 1/2 geogr. Meilen beträgt. Dieser Erfolg ist um so ruhmvoller, als der Reiseforscher von Seiten des russischen Kriegsministeriums und der St. Petersburger Geogr. Gesellschaft nur spärlich mit Geldmitteln unterstützt wurde, so daß es nicht selten vorkam, daß er unterwegs mit seinen drei Begleitern fasten mußte, wenn der geforderte Preis für ein Schaf zu hoch war und sich keine Gelegenheit bot, auf der Jagd ein wildes Schaf oder einen Yak (Grunzochsen) zu erbeuten.

Die erste Reise ging von Kiachta über Kalgan nach Peking; von dort aus ward der Südostrand der mongolischen Hochebene bis zum See Dalai-Noor besucht. Ein Steppenbrand und wüthender Sandsturm gaben dem Anfang der Wüstenreise die rechte Weihe; der Pfeifhase (Lagomys Ogotona) oder wie die Mongolen ihn nennen, der Ogotono, d. i. Kurzschwänzige, von der Größe einer Ratte, auf der wiesenartigen Steppe in Höhlen lebend — und die Dseren-Antilope (Antilope gutturosa) sind die charakteristischen Säugethiere dieses Theiles der Gobi. Von ihren gefiederten Bewohnern ward der Einsiedler (Syrrhaptes paradoxus) — von den Mongolen „Boldurn" genannt — und die mongolische Lerche (Melanocorypha mongolica) gesehen.

In der Stadt Dolon-noor verweilte P. einige Tage. Sie liegt in weiter sandiger Ebene, ist ohne Umfassungsmauern, hat wie die meisten Städte dieser Gegenden eine chinesische und eine mongolische Hälfte. Sie ist einer der wichtigsten Handelsplätze zwischen China und der Mongolei und wird im Sommer von Tausenden mongolischer Wallfahrer besucht. Am 6. April 1871 erreichte er den See Dalai-noor, in den sich vier kleine Steppenflüsse ergießen. Sein Wasser ist stark salzig; sein Umfang beträgt 9 Meilen. Im Norden und Osten umgibt ihn Salzsteppe, im Westen hügeliges Sandland; im Süden beginnen die Höhenzüge des Gutschin-Gurbu. Wegen seiner Lage mitten auf dem mongolischen Wüstenplateau bildet der See eine von den Zugvögeln mit Vorliebe benutzte Station; zur Zeit ihrer Wanderschaft wimmelt seine Fläche von Enten, Gänsen und Schwänen, denen auch Taucher, Möven, Seeraben, Kraniche, Reiher, Löffelreiher und andere Strandbewohner sich gesellen.

Dem Kuku-noor kam P. bis auf 16 Tagereisen nahe; der Geldmangel zwang ihn zur Umkehr. Anfangs Mai war er wieder in Kalgan, wo er die Vorbereitungen zur größeren Reise traf, die ihn nach dem Gelben Flusse, nach der Wüste Ordos und an den Alaschan führen sollte. Von der russischen Gesandtschaft in Peking erhielt er zwei neue Kosaken, wogegen seine bisherigen Begleiter auf ihre Posten zurückkehrten.

Am 15. Mai erfolgte der Abmarsch, zunächst auf der Poststraße, welche durch die Wüste Gobi nach Sibirien führt, von welcher man jedoch bald links abbog, um den Weg nach der Stadt Kuku-choto einzuschlagen. Die Reisenden gelangten durch hügeliges Steppenland, von nomadisirenden Mongolen bewohnt, unter denen wie auf dem ganzen Grenzgebiete sich Chinesen angesiedelt haben. Diese erwerben von den Mongolen solche Ländereien, die zum Feldbau tauglich erscheinen, sei es durch Kauf oder Pacht, und rücken auf diese Weise immer weiter vor. In einem der dortigen Chinesendörfer traf Prschewalski auch eine von belgischen und französischen Jesuiten verwaltete katholische Mission, die aber schlechte Geschäfte machte. Die Mongolen sind eifrige Buddhisten und die mehr indifferenten aber sehr schlauen Chinesen verstehen sich wohl hier und da zum Uebertritt, doch meist um irgend eines Vortheils willen.

In Folge der auf der Missions-Station eingezogenen Nachrichten beschloß P., den geraden Weg durch die Stadt Kuku-choto zu meiden und in einem nach Norden ausgreifenden Bogen die Wanderung nach dem Gelben Flusse fortzusetzen. Er hatte in dieser Richtung zwei bedeutende Bergrücken zu überschreiten, Ausläufer der großen Bergkette, welche das mongolische Steppenplateau begrenzt. In diesen Bergen sah er zum ersten Mal das Argali oder Bergschaf; es lebt in kleinen Rudeln von 5 bis zu 15 Stück, ist sehr flüchtig und, da es die steilsten Berghänge liebt, schwer zu jagen. Die mit der Führung von Feuerwaffen wenig vertrauten Mongolen erlegen deshalb auch niemals ein Argali, stellen ihm auch nicht nach und so ist es so wenig scheu, daß es sich unter die Viehheerden mischt und gemeinsam mit ihnen grast.

Bevor P. an den Gelben Fluß gelangte, mußte er einen Theil des Inschan-Gebirges, das eine Strecke weit den Lauf des Flusses begleitet, übersteigen. Es erhebt sich zwischen zwei fruchtbaren von Chinesen bevölkerten Thälern. Sein westliches Ende, das Muniula-Gebirge, setzt schroff zur breiten Thalsohle ab. Es erhebt sich bis 2800 Meter Höhe, hat wilden Alpencharakter und tief geschnittene Thäler. Das Gestein ist Granit und Syenitgranit, auch Gneiß mit Hornblende, Granulit und Porphyr. In den zerklüfteten Felswänden nisten der südeuropäische Vultur monachus und der Lämmergeier (Gypaëtos barbatus). Von Vierfüßlern finden sich Hirsche, deren Geweihe für China einen gesuchten Handelsartikel bilden; Antilopen, Wölfe, Füchse, auch Panther und Tiger. An den Abhängen erfreut eine Flora gleich der unserer Voralpen, an der Nordseite Wälder von Kiefern, Ulmen, Pappeln, Birken und Erlen.

Nachdem der ansehnliche Strom Chuan-che, uns unter dem Namen Hoangho bekannt, glücklich überschritten war, ging es am rechten Ufer desselben durch die Landschaft Ordos, eine ebene Steppe, die nur am Rande von Gebirgen durchschnitten ist, nach Alaschan, dem südlichsten

Theile der großen Gobi, den P. ebenso wie das Land Ordos für den Boden eines ehemaligen großen Binnensees hält. In Dyn-juan-in, der Residenzstadt des mongolischen Fürsten des Alaschan-Gebiets, fand er freundliche Aufnahme und erhielt die Erlaubniß, ins Alaschangebirge vorzudringen, das von Süden nach Norden den Lauf des Gelben Flusses im Westen begleitet. Weiter nach Westen vorzudringen verbot der Mangel am Nöthigsten. Der Oktober ist auf den Hochsteppen schon rauh und dem Winter durfte man nicht Trotz bieten, wenn die Geldmittel fehlten. Auf dem Rückmarsch machte sich im November der herannahende Winter sehr fühlbar und das Thermometer sank des Nachts auf 26° C. unter Null. Am 11. Januar 1872 erreichte P. mit seinen drei Begleitern Kalgan und während eines zweimonatlichen Aufenthalts daselbst wurden die Vorbereitungen zur neuen Reise getroffen, neue Kosaken in Dienst genommen, Kameele und Reisevorräthe angekauft. Prschewalski begab sich nach Peking, um dort Schnellfeuergewehre und Revolver zu kaufen, und Seitens der russischen Gesandtschaft neue — leider zu spärliche — Geldmittel in Empfang zu nehmen.

Am 17. März war Alles zum Aufbruch bereit und abermals ging der Marsch nach Westen. Nach einem Monat hatte die kleine Expedition wieder das Muniula-Gebirge erreicht, überschritt gegen Ende Mai die Grenzen des Alaschan und befand sich am 7. Juni wieder in Dyn-juan-in. Die Frühjahrswitterung, welche häufige Schneegestöber und heftige oft 3 Tage lang ununterbrochen tobende Stürme brachte, zeichnete sich durch besondere Trockenheit der Luft aus, die Haut an Lippen und Händen sprang auf, die aufbewahrten Pflanzen zerfielen wie Pulver. Im Mai kamen zwar starke Regengüsse mit Gewittern; doch hielt auch da noch die Trockenheit der Luft an.

Es war ein sehr glücklicher Zufall, daß in der Residenz des mongolischen Fürsten gerade eine 37 Mann starke Karawane von Tanguten und Mongolen, ausgerüstet von einem reichen mongolischen Heiligen (Kutuchta) in Peking, eingetroffen war, um weiter nach dem Kloster Tscheïbsen, einem Wallfahrtsorte, nur etwa 5 Tagereisen vom Kukunoor entfernt, zu reisen. Dort war der Kutuchta geboren. Die Leute waren freilich schlecht bewaffnet und hatten große Furcht vor den (muhamedanischen) Dunganen, die schon seit Jahren durch ihre Raubzüge die Gegend beunruhigten. Um so lieber war es ihnen, daß die mit Schnellfeuergewehren bewaffneten Russen sich ihnen anschlossen. Aber der „Amban“, wie der Fürst genannt wird, war nun mißtrauisch geworden und schwer zu bewegen, seine Gäste zu entlassen. Wahrscheinlich hatte man ihm von Peking aus Vorwürfe über seine Freundlichkeit gegen die Fremdlinge gemacht. Doch endlich ließ er sie ziehen.

Der Weg führte von Dyn-juan-in anfangs gerade gegen Süden, in einiger Entfernung längs des Alaschan-Gebirges hin, dann aber gerade gegen Westen nach der Stadt Dadschin zu, die schon jenseits

der Grenze von der Provinz Gan-su liegt. Der südliche Theil des Alaschan-Landes, der auf diesem Marsch durchzogen wurde, ist gleich dem nördlichen eine endlose Wüste, mit Dünen und Sandhügeln von 40 bis 50 Fuß Höhe besetzt. Pfade gibt es nicht, nur der liegen gebliebene Kameelmist und hier und da das Skelett eines Thieres bezeichnen den Weg der Karawanen. An den Grenzen der gelben Sandwüste zieht sich ein Gürtel salzigen Lehmbodens hin, auf welchem nur zwei Arten von Pflanzen gedeihen. Längs dieses Saumes bewegte sich die Karawane gegen Westen fort, — unter brennender Sonne, auf dem glühenden Wüstenboden, der die Hitze verdoppelte — bis sie, an den Grenzen von Gan-su angekommen, die Gebirge dieses Landstrichs mauergleich über die Steppen von Alaschan emporragen sah; weit am Horizont schimmerten die schneeglänzenden Kämme des Kulian und Liantschu. Noch einen Tagemarsch und die Karawane zog zwischen Ackerfeldern und blühenden, mit zahlreichen chinesischen Landhäusern besetzten Wiesen an der Stadt Datschin vorüber. Hier näherte sie sich wieder der großen chinesischen Mauer, welche von Kalgan und Hubeï-Keu gegen Westen über das mongolische Grenzgebirge weiter zieht, die Ordos-Steppe im Süden umkreist und von dem Südende des Alaschan längs der Nordgrenze von Hansu nach der Festung Tschia-jui-huan sich erstreckt. Indessen stellt sie sich in diesen entfernten Theilen des himmlischen Reichs keineswegs als das gewaltige Bauwerk dar, wie in der Nähe der Hauptstadt, denn sie ist hier nichts weiter als eine schon ziemlich schadhaft gewordene Lehmmauer, die in Abständen von je 5 Kilometern mit 20 Fuß hohen und breiten Thürmen versehen ist.

Von Datschin aus, das bereits eine Meereshöhe von 1800 Meter hat, begann die tangutische Karawane und mit ihr die russische Expedition am 2. Juni 1872 die Uebersteigung der Gebirge von Gan-su. Jenseits des ersten Passes trafen sie auf die 2620 Meter ü. M. gelegene von den Dunganen zerstörte Stadt Da-i-su, stiegen dann wieder ins breite weidereiche Thal des Flusses Tschgryn-goll hinab und gelangten dann an die südlichen Gebirgsketten, die durch das Thal des Tetung-goll getrennt sind. Sie gehören dem Gebirgssystem des nordöstlichen Tibet an und erstrecken sich vom Oberlauf des Gelben Flusses gegen Nordwesten, indem sie den See Kuku-noor von beiden Seiten umfassen. Auf ihrer nördlichen und nordöstlichen Seite stürzen sie wie Mauern zur Hochsteppe der Provinzen Kuku-noor und Zaidam ab. Die Chinesen nennen alle diese Gebirge „Sün-schan" oder „Nan-schan". Sie führen Gold und Steinkohlen. Die Südhänge sind von Wäldern bedeckt. Unter der Alpenflora ist vor Allem die Rhabarberstaude (Rheum palmatum) bemerkenswerth, die früher kein Europäer in ihrem Vaterlande beobachtet hat. Sie wird bis über 3 Meter hoch, hat große, dunkelgrüne, lappig gespaltene Blätter, nach Art unserer Ampfer hoch aufschießende Blüthenstände mit ähnlich geformten Blüthen und büschelige Wurzeln.

Diese werden von der einheimischen Bevölkerung eifrig gesammelt und nach den chinesischen Binnenstädten, namentlich nach Ssinnin, gebracht, von wo sie im Sommer zu Schiff auf dem Hoangho, im Winter aber auf dem Karawanenwege nach Peking, Tientsin und andern chinesischen Häfen abgehen und in den europäischen Handel kommen.

Die Waldzone hat außer europäischen Bäumen wie Zitterpappel, Vogelbeere, weiße Birke auch manche besondere Arten, so die rothrindige Birke, die schneeweiße Vogelbeere, eine eigene Fichten- und Tannenart, den baumartigen Wachholder. Ueber der Waldzone erstreckt sich der Gürtel des Buschwerks, unter welchem die Alpenrose (Rhododendron) die hervorragendste Stelle einnimmt, — und der grasreichen üppigen Alpwiesen, die im Anfange des Monats Juli in voller Blüthe stehen, Mitte August aber bereits abzusterben beginnen. Sie gehen bis zur Höhe von 3700 Meter hinauf. Weiter erscheint kahler von Moosen und Flechten überzogener Fels.

Zu den bemerkenswerthen Thieren zählt das Moschusthier, der Steinbock (von den Mongolen Kuka Jeman, d. i. „der blaue Bock", genannt), besonders auf dem Alaschaner Gebirgsrücken massenhaft, das Bergschaf (Felsenschaf, Ovis argali), der Hirsch in besonderen Arten; Bär, Dachs, Fuchs, Wolf und die Wildkatze. Der Reichthum an Vögeln ist bedeutend. Als eigenthümlichste Thierform für diese ganze tibetanische und südmongolische Bergwelt ist der Grunzochs zu nennen, der zum Hausthier geworden tief in das Leben der Nomaden und Steppenvölker eingreift. Er ist wie das nordische Renthier an kalte Luft gewöhnt und flieht die Wärme. Doch ziehen sich der Weide und des Wassers halber die Yaks auch in tieferen Thälern weit in das offene Land hinaus.*)

Das Klima der Gansu-Gebirge ist durch reiche Feuchtigkeitsniederschläge im Sommer, häufig auch im Frühling und Herbst charakterisirt. Während des Winters ist meist heiteres Wetter; sehr kalt, wenn der Wind weht, warm an windstillen Tagen. P. beobachtete im Juli 22, im August 27, im September 23 Regentage. — Es kommen häufig Erdbeben vor, nach Aussage der Bewohner mitunter so stark, daß die leicht gebauten Fansen (Wohnhäuser) einstürzen.

---

*) Der wilde Yak oder langhaarige Ochs (Bos grunniens) hat ein viel weicheres und längeres Haar als unser Rind. Die Männchen sind schöner als die Weibchen. Ein alter Bulle maß nach Prschewalski's Messung von der Nasenspitze über den Rücken bis zur Schwanzwurzel 3,41 Meter; der Schwanz mit seinem langen wellenförmig gekräuselten Haar war ebenfalls 1 Meter lang. Die Höhe vom Buckel bis zur Fußsohle gemessen 1,89 Meter, das Gewicht 650 bis 700 Kilogramm. Die Haare am Maul haben einen grauen Anflug, welcher bei jungen Thieren den oberen Theil des Körpers bedeckt. Sonst ist die Farbe des Haares, das am untern Theil des Körpers lang herabhängt, schwarz. Ein altes Weibchen mißt ohne Schwanz in der Länge 2,30 Meter, in der Höhe 1,60 Meter, sein Gewicht ist um die Hälfte geringer als das des Männchens; auch seine Hörner sind kürzer und dünner.

2.

Im Anfang Juli langte die Karawane an ihrem Ziele, dem Kloster Tscheïbsen, an. Es liegt unter 37° 3′ n. Br. und 70° 38′ östl. L. von Pulkowo (101° 2′ östl. L. von Greenwich) 8½ Meile nordöstlich von der chinesischen Stadt Sinin, in absoluter Höhe von 2810 Meter. Es besteht aus dem Haupttempel, der von einer Lehmmauer umgeben ist und einigen kleineren Gebäuden, neben welchen 100 Fansen stehen. Diese waren drei Jahre zuvor durch die räuberischen Dunganen zerstört worden; nur der Haupttempel, durch seine Lehmmauer geschützt, war unverletzt geblieben.

Der Tempel ist aus Ziegeln gebaut, in Quadratform wie bei allen Buddhatempeln; die Seiten sind nach den Weltgegenden gerichtet. Das Dach ist mit vergoldetem Kupferblech gedeckt und hat an den Enden phantastische Drachen als Verzierung. In der Mitte des Tempels befindet sich die Bildsäule des Hauptgottes, Schakjamuni (Buddha); sie ist aus vergoldetem Kupfer und stellt einen ruhig sitzenden Menschen dar. Ihre Höhe beträgt 6 Meter. Vor derselben brennt beständig die symbolische ewige Lampe. Ringsum stehen Gefäße mit Weihwasser, Branntwein, Reis und Gerstenmehl. Rechts und links hat der Hauptgott Bildsäulen eines Untergottes, vor denen gleichfalls Gefäße mit Speisen und Getränken stehen. Die übrigen drei Wände des Tempels sind mit kleinen kupfernen Göttern, mitunter in cynischen Stellungen, versehen, die in Spinden aufbewahrt werden.

Der Hof des Tempels ist mit einer quadratischen Gallerie umgeben, die sich an die Hauptmauer anschließt, jede Seite etwa 100 Schritt lang und mit Bildern bemalt, welche die Großthaten der Götter und Helden darstellen. An Schlangen, Teufeln und sonstigen Schreckgestalten fehlt es nicht.

Auf dem Geländer dieser Gallerie stehen, 6 Fuß von einander entfernt, eiserne Urnen, in welche die Frommen auf Papier geschriebene Gebete legen, die sie dann durch Umdrehen der Urnen tüchtig durcheinander schütteln. Das bloße Hersagen von Gebeten genügt nicht; durch diese Gebetmaschinen wird das Gebet verhundertfacht.

Vor der Ankunft der Karawane befanden sich in dem Kloster 300 Lamas (Geistliche); im Moment zählte man aber nur 150. Prschewalski fand mit seinen 3 Gefährten die freundlichste Aufnahme, ward in einer leeren Fanse untergebracht und konnte nun seine Vorräthe und Sammlungen trocknen. Von den neugierigen Pilgern und Einwohnern stets belagert, war es ihm lieb, sein überflüssiges Gepäck zurücklassen und seine Ausflüge in's Gebirge unangefochten unternehmen zu können. In der südlichen Gansu-Kette bestieg er zwei Mal den 4145 Meter hohen Sodi-Sorukstum, der ihm eine prachtvolle Aussicht in das weitgestreckte Thal des Tetung-goll gewährte. Mitte August verlegte er sein Lager

jenseits desselben auf die nördliche Kette, an den Fuß des gewaltigen Gadschur-Gipfels und schlug in einer Höhe von 3700 Meter sein Zelt auf. Auf der Höhe des Berges liegt, 4060 Meter hoch, von riesigen Steilwänden umschlossen (Thonschiefer, Felsit und Kalkstein), ein kleiner See, 210 Meter lang, 75 Meter breit, zu dem man nur durch eine enge Schlucht gelangen kann.

Am 1. September kehrte Prschewalski mit seinen drei Begleitern in's Kloster zurück, wo man sich schon lange wie nach einem Heiland nach seiner Rückkunft gesehnt hatte. Eine Dunganen-Bande war wieder vor dem Kloster erschienen und wohl wissend, daß die Russen abgezogen seien, waren die Räuber bis an die Mauern von Tscheïbsen herangeritten. Die unberittene und schlecht bewaffnete Miliz, die das Kloster vertheidigen sollte, belief sich auf 2000 Mann, konnte aber gegen die Angreifenden nichts ausrichten. Höhnend rufen diese: „Wo sind eure russischen Helfer mit ihren guten Waffen? Wir sind gekommen uns mit ihnen zu schlagen!“ Als Antwort sendeten ihnen die Milizen einige Schüsse aus ihren Luntenflinten, die aber nicht trafen.

Als nun Prschewalski mit seinen Kameelen zurückkehrte, fand er das Kloster so voll besetzt, daß er sein Zelt in der Nähe desselben auf einer offenen ebenen Wiese aufschlug. Alle Kisten und Kasten sowie die Kameelsättel wurden in ein Quadrat zusammengelegt, so daß sie ein Carré bildeten, in dessen Mitte zur Nachtzeit die Kameele gebracht wurden. Dort standen die Büchsen mit aufgepflanztem Bajonnet und lagen die Revolver zur Vertheidigung bereit. Die erste Nacht verging, die zweite und die dritte — kein Dungane ließ sich blicken. „So groß ist der Zauber des europäischen Namens unter den moralisch versumpften asiatischen Völkern“, bemerkt Prschewalski sehr bezeichnend.

Am 23. September Nachmittags verließ er das Kloster, von einigen Mongolen, die ihm als Führer dienten, begleitet, um nach dem nahen Kuku-noor vorzudringen. Sie kamen in einen Engpaß, an dessen Ende eine Schaar von Dunganen hielt. Zitternd und bleich vor Schreck sagten die Führer Prschewalski's ihre Gebete her. Wir müssen umkehren! riefen sie. Der russische Officier nahm sein Gewehr in die Hand, seine Kosaken mit ihm, so gingen sie auf die Dunganen los und diese — sprengten davon, nachdem sie einige Schüsse abgefeuert hatten, die wegen der Entfernung nicht treffen konnten.

Die fünf weiteren Tagereisen vergingen ohne alle Abenteuer. Die Gebirgspfade waren sehr holprig, die kleine Karawane ward durch ein Schneetreiben überrascht, am linken Ufer des Tetung hinziehend kamen sie an ein Tanguten-Lager und ein niedriger Bergpaß führte sie in das Wassergebiet des Kuku-noor. Die Berge wurden niedriger, die Abhänge gelinder; sie sind häufig mit buschigen Sümpfen bedeckt. Die Sträucher verschwinden ganz und nur der gelbe kurilische Theestrauch macht eine Ausnahme, da er größere Flächen dicht bedeckt. Mit einem Worte:

Alles verkündet die Nähe der Steppe von Kuku-noor. Am 12. October gelangte die kleine Karawane in die Ebene, am 13. October schlug sie am Ufer des Sees ihr Lager auf. Das lang ersehnte Ziel war glücklich erreicht!

3.

Der See, den die Mongolen Kuku-noor, d. i. „blauer See", die Chinesen Zin-chai, d. i. „hellblaues Meer", die Tanguten „Zackgumbum" nennen, hat eine Höhe von 3315 Met. ü. M. Seine Form ist eine gestreckte Ellipse, deren Längenachse von Ost nach West streicht. Sein Umfang mag 300 bis 400 Kilometer betragen; eine genauere Messung war nicht möglich. Die Anwohner versicherten, daß man vierzehn Tage brauche, um zu Fuß um den See zu kommen, während man ihn zu Pferde in sieben bis acht Tagen umreiten könne.

Die Ufer sind nicht gebuchtet und sehr flach, das Wasser ist salzig, zum Trinken nicht geeignet. Aber dieser Salzgehalt theilt dem See eine ausgezeichnet schöne tiefblaue Färbung mit, die selbst den Mongolen aufgefallen ist, so daß sie ihn sehr glücklich mit einem Stück blauen Seidenzeugs vergleichen. Im Spätherbst, wenn die Höhen ringsum schon im weißen Schneekleide schimmern, ist der Contrast mit der Bläue des Seespiegels besonders eindrucksvoll.

Selten ist die Wasserfläche ruhig und glatt. Sie wird oft von starken Winden aufgewühlt. Im Winter ist der See zugefroren, schon von Mitte November an. Das Aufthauen beginnt Ende März.

Unter den kleinen Flüssen, die sich in den Kuku-noor ergießen, ist der Buchain-goll der größte; er fällt in den Südwestwinkel des Sees.

Im westlichen Theile des Sees liegt, nach Angabe der Bewohner, die einzige Insel, ein Felseneiland von 8 bis 10 Kilometer Umfang. Dort ist ein kleines Kloster erbaut, in welchem 10 Lamas leben. Im Sommer ist die Verbindung dieser Geistlichen mit dem Ufer unterbrochen, da auf dem ganzen See kein Kahn zu finden ist. Im Winter pilgern Fromme zu den Einsiedler-Lamas über das Eis und bringen als Opfergaben Butter und Dsamba (geröstetes Gerstenmehl). In dieser Jahreszeit begeben sich auch die Lamas an's Ufer, um Almosen zu sammeln.

Der Kuku-noor ist sehr fischreich; doch mit dem Fischfange befassen sich kaum einige Dutzend Mongolen, die ihre Beute zum Verkauf nach der Stadt Dankyr schaffen.

Ueber die Entstehung des Sees hat sich unter den Anwohnern eine merkwürdige Legende erhalten, welche erzählt, daß der Kuku-noor einst unter der Erde in Tibet, dort wo jetzt Lhassa steht, gewesen und von dort hierher gekommen sei.

Das Nord- und Südufer ist von nahen Gebirgen umsäumt, während sich diese vom östlichen und westlichen Ufer ferner halten. In dem engen Strich, der sich zwischen diesen Saumgebirgen hinzieht, befinden sich

ausgezeichnete Steppen, die mit den besten der Gobi wetteifern. Auch die Bewohner der mongolischen Steppe aus dem Thierreich sind am Kuku-noor zu finden. Unter den Vögeln fällt besonders eine riesige Lerche auf (Melanocorypha maxima), welche größer als ein Staar ist und vortrefflich singt. Gänse, Enten, Seeraben und Möven waren noch auf dem See zu finden, obschon der Hauptzug der Wandervögel vorüber war. Als das größte und merkwürdigste Thier der Steppen des Kuku-noor ist der wilde Esel oder Chulan (Equus Kiang) zu betrachten, von den Tanguten Dschan genannt. Er ist nach Größe und Körperform dem Maulthier sehr ähnlich. Das Haar seines Oberkörpers ist hellbraun, das am untern Körper weiß. Die Ohren sind groß, gerade stehend, der Hals mäßig lang, die Mähne schwärzlich. P. fand den Chulan zuerst am oberen Tetung-goll, wo das Gebirge von Gansu waldlos wird und einen Wiesencharakter annimmt. So gern er die weite flache Steppe hat, so meidet er doch das Gebirge nicht und ist in Nord-Tibet weit verbreitet. Man findet Heerden von 10 bis 50 Stück, angeführt von einem muthigen Hengst.

Was die menschlichen Anwohner des Kuku-noor betrifft, so sind diese theils Mongolen, welche zum Stamme der Olüthen (Eleuthen) gehören, theils Kara-Tanguten (d. i. schwarze Tanguten). Letztere haben viel Aehnlichkeit mit den Zigeunern und verstehen sich gut auf's Rauben, Stehlen und Betrügen, so daß die furchtsamen und matteren Mongolen viel von ihnen zu leiden haben.

In administrativer Beziehung umfaßt die Provinz Kuku-noor ein weit größeres Gebiet, als das Becken des Sees; sie erstreckt sich gegen Norden bis zum Oberlauf des Tetung-goll, im Süden bis an die Grenzen Tibets, im Westen gehören zu ihr die flachen sumpfigen Landstriche des Zaïdam, über die sie sich noch weit gegen Nordwesten erstreckt.

Der Tangute und der Yak.

Die Kara-Tanguten begnügen sich nicht mit ihren Räubereien in der nächsten Umgebung; sie machen weite Ausflüge nach West-Zaïdam und zwar in kleinen Abtheilungen von zehn Mann, die zu Pferde sind. Wie die Mongolen angeben haben diese Räubereien vor etwa 80 Jahren begonnen und dauern seitdem ununterbrochen fort. Die chinesischen Statthalter von Gansu sehen diesem Treiben ruhig zu, da sie von den Räubern einen Tribut erhalten.

Uebrigens sind die Tanguten ein Nomadenvolk wie die Mongolen, haben mitunter reiche Viehzucht und leben in Zelten. Nur in waldreichen Gegenden von Gansu bauen sie sich Fansen (Holzhäuser), die an die Rauchhütten der Weißrussen in Mohilew, Minsk 2c. erinnern. Dies geschieht aber nur dann, wenn sie sich dem Ackerbau hingeben und unter Chinesen wohnen.

Die Universalwohnung des Tanguten ist das schwarze Zelt, das mit grobem Tuch aus Yakhaaren überdeckt ist. Die Tuchdecke ist mit Pflöcken und Schleifen am Erdboden befestigt. Im fast wagerechten Dache ist eine Oeffnung gelassen, die als Schornstein dient. Das beständig unterhaltene Feuer im Innern dient zugleich zur Erwärmung, wie zur Zubereitung der ärmlichen Nahrung. Für die Nacht und wenn Regen droht, wird die Oeffnung geschlossen. Dem Eingange gegenüber steht wie im Zelte der Mongolen eine Art Altar mit verschiedenen Heiligenbildern (Burchany), die wahrscheinlich die Aufgabe haben, die neben ihnen auf dem Boden liegende Habe zu beschützen und zu bewahren.

An den Seitenwänden des Zeltes befindet sich die Lagerstätte der Bewohner, sehr einfach aus hingestreuten Baumzweigen gebildet, welche hin und wieder mit halbverfaulten Filzdecken belegt sind und die darauf Liegenden kaum vor der Bodennässe schützt. Es ist gewiß, daß der Bau des Hamsters viel reinlicher und comfortabler ist, als ein solches Zigeunerzelt, und daß der Pfeifhase in der Steppe viel wärmer und bequemer wohnt, als der Tangute. Denn seine Schatra schützt ihn im Sommer nicht vor Regen, im Winter nicht vor Kälte.

Trägheit und Gewohnheit lassen den Tanguten in seiner Roheit beharren. Die reichen Weiden in den Gebirgen von Gansu und in den Steppen am Kuku-noor ermöglichen das Ernähren großer Heerden. Der russische Officier sah hin und wieder Heerden zahmer Yaks von einigen hundert, Schafheerden von tausend Stück, die Einem Eigenthümer gehörten. Trotzdem ist selbst in der Kleidung der Reiche von dem Armen kaum zu unterscheiden. Sie wird aus Tuch oder Schaffellen gefertigt. Da das Klima im Sommer sehr feucht, im Winter sehr kalt ist, ist das dicke grobe Material nothwendig. Ein Rock aus grauem Tuch, der nur bis ans Knie reicht, bildet die Sommerkleidung der Männer und Frauen; im Winter ein Pelz, beide auf bloßer Haut getragen. Hemden und Hosen sind unbekannt. Es gilt schon als Luxus, wenn die Reichen einen Sommerrock aus blauem chinesischem Baumwollenzeug tragen. Die Lamas tragen wie bei den Mongolen gelbe, seltener rothe Kleider.

Bei den Mongolen ist das Kameel das wichtigste Hausthier, bei den Tanguten der langhaarige Yak. Er liefert nicht nur seine Haare zum Weben, seine fette wohlschmeckende Milch und sein Fleisch zur Nahrung, sondern wird gleich dem Kameel auch zum Transport von Lasten benutzt. Es bedarf zwar vieler Geduld und großer Geschicklichkeit, um ihm die Last aufzulegen, aber dafür geht er auch mit einem Gepäck von 90 bis 120 Kilogramm ausgezeichnet sicher über hohe und steile Berge, selbst über gefährliche Felsvorsprünge. Im Gebiete der Tanguten, wo nur wenig Kameele vorhanden sind, dient der Yak ausschließlich als Lastthier, und es gehen große Yak-Karawanen vom Kuku-

noor nach Lhassa. In den Bergen von Gansu weiden die Yakheerden fast ohne jegliche Aufsicht; sie laufen den Tag über frei auf ihren Weideplätzen umher und werden des Abends zu den Zelten ihrer Herrn zurückgetrieben.

II. China.

1. Ein Aufenthalt in Peking.*)

In den ersten Tagen unseres Aufenthaltes in Peking fühlten wir die Unbequemlichkeit unserer europäischen Kleidung bei den kalten, chinesischen Wohnhäusern sehr und eilten darum, uns in chinesische Gewänder zu stecken; mit Hülfe unserer Bekannten kauften wir die Stoffe und Pelze für die Hauskleider wie für die Paradekleider zum Ausgehen ein, was keine geringe Summe, nämlich über 500 Silberrubel ausmachte; und doch waren wir nur zur Nothdurft anständig gekleidet und standen hinsichtlich der Kostspieligkeit des Anzuges jedem bemittelten Chinesen nach. Und dabei war unsere Garderobe noch sehr unvollständig. Man macht sich gar keine Vorstellung, wie viel Ober- und Unterabtheilungen in der chinesischen Garderobe stattfinden; jede Jahreszeit führt einen Wechsel des Costüms mit sich, und diese durch die Gewohnheiten befestigten Wechsel werden von anständigen Chinesen so heilig beobachtet, als die Gesetze der Mode von unsern Damen und „Löwen", nur mit dem Unterschiede, daß hier die Mode keinen Einfluß hat, und der Schnitt am Kleide des Großvaters kein anderer ist, als der am Kleide des Enkels. Nur die Façon der Mützen und Schuhe wechselt fast jährlich. Man darf indeß nicht glauben, daß es eine Sache der Liebhaberei ist, bei dem Wechsel der Jahreszeit auch die Kleider zu wechseln; die bestimmte Zeit tritt ein, und ein kaiserlicher Befehl verkündet dem Volke, daß von dem und dem Tage an die Frühjahrsmützen mit den Sommermützen, oder die Sommermützen mit den Herbstmützen vertauscht werden sollen; wer kann nun noch sagen, daß sich die weise chinesische Regierung nicht um die Köpfe ihrer Unterthanen bekümmert?

Die chinesische Kleidung hatte ihre nicht geringen Unbequemlichkeiten; was man anfaßte, Alles war theuer, und die Nothwendigkeit, anständige Bekanntschaften zu unterhalten und doch auch mit der Wissenschaft und dem Leben der Chinesen bekannt zu werden, nöthigte auch zu einer anständigen Kleidung. Dabei muß ich bemerken, daß mein Wuchs im Vergleich mit dem der Chinesen ziemlich groß war, und es ganz besondere Mühe kostete, Kleider für meine Größe zu erhalten. In China wird der Stoff für jedes Kleidungsstück besonders gewoben, und so viel man nun auch

*) Aus den Mittheilungen eines Russen. Otet. Sap.

Stücke herbeibrachte, der Schneider besah sie, maß, sprach sein Verwerfungs-urtheil „bugoi" (es reicht nicht) und legte sie bei Seite. Endlich ist der Stoff ausgesucht, der Schneider mißt die Größe vom Kopf bis zur Ferse und merkt sich das Maß. Nach drei Tagen bringt er die Kleider; wir bezahlen ihm eine Kleinigkeit für seine Mühe, so wie das Dreifache für seine Zuthat, und unsere Verwandlung beginnt. Zuerst wurde mit dem Kopfe angefangen; ein schmieriger, zerlumpter, nach Knoblauch duftender Bader erschien mit einer ungeheuren Tasse heißen Wassers und begann ohne alle Ceremonie uns den Kopf einzureiben. Dann zog er aus einem leinenen Säckchen ein kurzes Scheermesser und fing nun an, uns im Kreise umher die Haare abzuscheeren, so daß sie nur am Wirbel für den Zopf stehen blieben. Als ich von seinem etwas stumpfen Instrument befreit war und mich im Spiegel betrachtete, wußte ich nicht, ob ich lachen oder mich ärgern sollte; ich kam mir so einfältig vor, und mich übermannte eine solche Trübseligkeit, daß ich mich unwillkürlich von dem Spiegel abwandte und gute Lust hatte, mich in einen finstern Winkel zu verstecken.

Unsere Hauskleidung bestand aus leinenen genähten Strümpfen mit gestopften Sohlen, aus schwarzen Schuhen von chinesischem Atlas mit weißer Sohle von mehr als einem Zoll Dicke, aus seidenen Kniestücken, die am Knieband befestigt waren, aus einem Ueberrock von Hammelpelz mit seidenem Ueberzug und einem grauen Creppgürtel zugebunden, einem Biberkragen, der besonders umgelegt wird, und einer runden, kleinen schwarzen Atlasmütze mit einem rothen seidenen Knopf und einer dicken nach hinten hinabhängenden Trobdel. Die chinesischen Hammelpelze sind, wie ich bei dieser Gelegenheit bemerken will, ausgezeichnet leicht und zart, und die Wolle manchmal gegen vier Zoll lang; sie sind dabei so vortrefflich gegerbt, daß die innere Seite fein ist wie Papier und durchaus keinen Geruch hat. Ein solcher Pelz kostet aber auch ohne allen Ueberzug 80 Gulden Conv.-Münze.

Zum Ausgehen zogen wir an: erstens ein Winterkleid, d. h. einen blauen Crepprock mit seidenem Futter von derselben Farbe, einen Rock von Eichhornfellen mit Schlitzen hinten und vorn, und bedeckt mit einem blauseidenen, mit Biber besetzten Stoff; dazu kam noch ein besonderer Biberkragen, ein kurzes Oberkleid mit breiten kleinen Aermeln; über den mit einem violetten Seidenstoff bedeckten Eichhornpelz kam ein seidener Gürtel, der an den Enden mit schwarzem Atlas besetzt war, und womit man den Rock zusammenband. An diesem Gürtel hängen unmittelbar sieben bis acht seidene Beutelchen mit verschiedenen Gegenständen; in dem einen befindet sich eine europäische Uhr, in dem andern eine steinerne chinesische Dose mit einem beinernen Löffelchen und ganz zu Staub gestoßenem Schnupftabak; in dem dritten sind die beißenden Sachen, an denen die Chinesen nach dem Essen kauen; im vierten Geld u. s. w. Unter diesen Beutelchen hängt auch ein Futteral mit einem Messer und zwei beinernen Stäbchen, welche die Stelle der Gabel ver-

treten. Zu dem Wintercostüm gehören endlich noch Mützen von violettem Atlas mit ponceaurother seidener Quaste und einer ganz schwarz gefärbten Zobelverbrämung, Schuhe aus schwarzem Atlas mit zwei Zoll dicken und mit weißer Leinwand besetzten Filzsohlen, die nicht, wie man bei uns glaubt, an den Zehen aufwärts gebogen sind. Dies ist das vollständige Wintercostüm eines anständigen Chinesen für die ersten Wintermonate. So wie aber die Kälte stärker eintritt, wird der Eichhornpelz mit einem Fuchspelz vertauscht, und der Oberrock besteht aus Zobel oder Biberpelz und wird mit dem Fell auswärts getragen. — Außer der Winterkleidung ließen wir uns auch Kleider für die übrigen Jahreszeiten machen; ich will aber die lieben Leser nicht mit einer genaueren Aufzählung aller einzelnen Theile ermüden, um so weniger, als Façon und Farbe fast immer dieselben sind, und die Kleider sich nur dadurch unterscheiden, daß die einen aus kurzwolligem, die andern aus langwolligem Pelz bestehen; die einen wattirt sind, die andern aus einfachem Tuch oder aus Seide mit Unterfutter von Camelot, oder Seide ohne Unterfutter, Flor u. dgl. bestehen.

So kleidete ich mich also wie ein echter Chinese. Die erste Zeit meines Aufenthalts war sehr langweilig. Stellt Euch einen Menschen vor, der mit einem Male in eine so volkreiche Stadt, in einen Schwarm von Menschen geschleudert wird, deren Sitten, Gewohnheiten, Lebensweise ihm ganz fremd sind, deren Sprache ihm ganz unverständlich ist, — und Ihr werdet meine trübselige Lage erkennen. So allein mitten unter dieser Menschenmenge sollte ich zehn meiner besten Lebensjahre in Peking zubringen? Ich fragte mich oft, welchen Nutzen für meine Kenntnisse ich aus dieser meiner Reise ziehen könne, und ob der Erfolg auch das gebrachte Opfer aufwiege? Doch ich war einmal da und mußte aushalten. Um inzwischen so viel als möglich aus meiner unangenehmen Lage herauszukommen, und bei der mir verliehenen Gabe der Sprache nicht stumm zu bleiben, suchte ich mir vor allen Dingen einen Lehrer des Chinesischen auf und ich fand denselben auch bald in der Person eines entlassenen chinesischen Beamten, Tun-sjan-scheu. Es war ein Mann von 60 Jahren, übrigens munter und frisch, und sehr belesen. Er erschien mit aller Gravität eines chinesischen Pädagogen, setzte sich ohne Ceremonie auf den Ehrenplatz, rauchte seine Pfeife und sah mich und seine andern Schüler mit einem durchdringenden Blicke an, ob wir auch wohl tauglich sein möchten. Nachdem wir seinen inspicirenden Blick ruhig ausgehalten hatten, baten wir ihn, mit uns zu speisen. Dies ist nicht als ein Zeichen besonderer Höflichkeit anzusehen, sondern eine unerläßliche Bedingung der Bekanntschaft mit einem chinesischen Lehrer: ohne Mittagsmahl kann hier keine Lection beginnen. Erst am folgenden Tage nach dem Mittagsmahl fingen die Lectionen an; unser Lehrer begann sie damit, daß er eine ziemliche Menge Tusche einrieb, dann nahm er einen kleinen, in ein Rohr gesteckten Pinsel, tauchte ihn in die zubereitete Tusche und begann nun mit unnach-

ahmlicher Leichtigkeit und erstaunlicher Reinheit Chinesisch zu schreiben. Als er die erste Zeile beendigt hatte, las er das Geschriebene laut vor und forderte uns dann auf, jedes Wort ihm nachzusprechen. Man kann sich kaum eine Vorstellung machen, wie schwer das ungewohnte Ohr die Klänge dieser Sprache auffaßt, und wie wir Alles, was unser geduldiger Lehrmeister uns wiederholte, unter gewaltigen Gesichtsverzerrungen ihm nachsprachen. Das Interessanteste aber war, daß wir unsere Lectionen anfingen, ohne ein einziges chinesisches Wort zu verstehen, und daß unser Lehrer kein Wort russisch verstand, so daß er uns die Bedeutung der chinesischen Worte in chinesischer Sprache erklärte. Mit allem Eifer und im Schweiße seines Angesichts arbeitete unser Chinese, wir hörten ihm mit nicht minderem Eifer zu, schlugen jeden Augenblick das französisch-chinesische Lexikon nach, überzeugten uns aber endlich, daß wir für den Anfang nothwendig zu einem Manne unsere Zuflucht nehmen müßten, der Russisch verstände. Das Haupthinderniß für uns war die für einen Europäer außerordentlich mühsame Aussprache, indem ein und derselbe Laut, je nachdem er einfach, hoch oder tief, oder abgestoßen ausgesprochen wird, eine eigene Bedeutung hat. In dem ersten Halbjahre machten wir kaum einen Fortschritt, und erst nach zwei Jahren fingen wir an, in die Geheimnisse dieses Labyrinths, das man die chinesische Sprache nennt, einzudringen, aber erst nach vier Jahren konnten wir uns frei mit Chinesen unterreden. — Wir hatten indeß große Lust, Peking zu sehen, und sobald wir in vollkommen chinesische Kleidung gehüllt waren, fuhren wir alsbald in gemietheten Carriolen durch die Straßen der Hauptstadt. Zuerst lenkten wir die Fahrt nach dem kaiserlichen Palaste, wo der Kaiser in den Wintermonaten verweilt, während er den Frühling, Sommer und Herbst in einem Palaste drei Stunden von Peking zubringt. Der Winterpalast nimmt einen außerordentlichen Raum ein und besteht aus einer Menge besonderer, einstöckiger, aus Backsteinen ausgeführter Häuser, von denen jedes seine besondere Bestimmung hat. In dem einen wohnt der Kaiser, in dem andern macht er seine Geschäfte ab, in einem dritten ist die Kaiserin, in einem vierten sind die anderen dem Kaiser gehörenden Frauen, in anderen seine Kinder, die verwittwete Kaiserin, die Frauen des verstorbenen Kaisers, die Eunuchen und das weibliche Hofgesinde. Jede dieser Abtheilungen ist mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben, deren Grenzen nur die Hofleute überschreiten dürfen. Im Kreise um diese Mauer zieht sich eine Einfriedigung, innerhalb deren sich viele Privatbuden befinden, und wo Jeder gehen und fahren darf. Die Paläste selbst konnten wir nicht sehen, und nur das gelbe Dach aus glasirten Ziegeln blickte über die Mauer herüber. Die Straßen in der Nähe des Palastes sind eben so wenig wie in ganz Peking gepflastert.

Ohne auch nur im Geringsten unsere Neugier befriedigt zu haben, fuhren wir vom Palast aus durch die Straße Sy-vi-lu, welche, wie alle Hauptstraßen, durch ihre Breite und Regelmäßigkeit sich auszeichnet.

Mitten in jeder Hauptstraße von Peking ist ein etwa drei Fuß hoher Erdaufwurf für leichte Fuhrwerke und Fußgänger; schwer beladene oder mit fünf oder sieben Maulthieren bespannte Wagen müssen auf der schmalen Straße zur Seite der Erhöhung fahren. Nur zur Zeit starker Regen, durch welchen die Straße zwischen der Erhöhung und den Häusern mit einem undurchdringlichen Koth sich füllt, dürfen auch schwere Wagen auf dem Damme fahren. Dieser ist ziemlich breit und würde für die Equipagen sehr bequem sein, wären nicht an den Seiten fortlaufende Zelte und Buden aufgeschlagen, welche die Straßen dermaßen einengen, daß kaum zwei Wagen neben einander fahren können. Wenn aber der Kaiser ausfährt, was einige Male im Jahre geschieht, so werden alle diese Zelte und Buden abgebrochen, der hohe Weg wird geebnet und mit gelbem Sande überschüttet, so daß der Beherrscher des chinesischen Reiches nie Etwas von den Unannehmlichkeiten schlechter Wege in den Straßen seiner Hauptstadt erfährt.

Bei der ungeheuern Bevölkerung Pekings sind die Straßen den ganzen Tag hindurch mit zwei ununterbrochenen Reihen von Wagen bedeckt, welche sich langsam in entgegengesetzter Richtung fortbewegen. Es ist eine wahre Noth, wenn ein zu Fuß gehender Chinese einem fahrenden Bekannten begegnet; der Letztere muß nach den mit der strengsten Pünktlichkeit einzuhaltenden Gesetzen chinesischer Höflichkeit anhalten, aussteigen, trotz Wetter und Schmutz sagen: Wie steht es mit Deiner Gesundheit? — und ihn dann einladen, sich zu ihm in die Equipage zu setzen. Es versteht sich von selbst, daß der Fußgänger verbunden ist, diese Fragen zurückzugeben und seinen Bekannten zu bitten, den Weg fortzusetzen. Der Fahrende will nicht einsitzen, ohne abzuwarten, bis der Fußgänger weiter geht, und dieser will warten, bis jener sich wieder in den Wagen gesetzt hat. Die Ceremonie dauert manchmal eine halbe Stunde, und während dieser ganzen Zeit müssen die hinteren Wagen warten, weil gar keine Möglichkeit da ist, den anhaltenden Wagen zu umfahren. Wenn der Aufenthalt durch das Zusammentreffen von Beamten veranlaßt wird, so warten die Chinesen geduldig, aber zuweilen reißt auch den Geduldigen die Geduld, wie wir das gleich bei unserer ersten Ausfahrt erfuhren. Ein zerlumpter, gemeiner Mensch in einem schmierigen leinenen Kittel fuhr auf einem halbzerbrochenen Wagen daher, an den ein magerer Esel gespannt war; er machte Halt, als er einem ähnlich gekleideten Bekannten begegnete, und hielt alle hinter ihm Fahrenden 15 Minuten lang auf. Da verloren die Chinesen doch die Geduld und forderten ihn mit lautem Geschrei auf, den Höflichkeitsbezeigungen ein Ende zu machen.

Nachdem wir drei Stunden lang durch die Straßen von Peking gefahren waren, hatten wir einen ziemlich vollständigen Begriff von dem Aeußern der Stadt bekommen. Die Hauptstraßen sind ziemlich breit, die Seitenstraßen aber so eng, daß zwei sich begegnende Carriolen einander nicht ausweichen können, weshalb ein Kutscher erst immer in die Straße hineinrufen muß, ob ihm nicht Jemand entgegen komme. Jede Seiten-

straße hatte vormals bei der Kreuzung mit andern Seitenstraßen ein Thor, von denen viele noch jetzt erhalten sind; diese Thore wurden damals von Wächtern, die in der Nähe in kleinen Wachthäusern wohnten, des Nachts geschlossen, und es bedurfte einer besonderen Erlaubniß, um das Thor passiren zu können. Jetzt hat diese Strenge aufgehört; die Wächter rufen nur noch die bei Nacht Hindurchgehenden an, und selbst dies geschieht jetzt selten. Bei der Gewohnheit der Chinesen, sich mit hohen Mauern zu umgeben, sind die Straßen Pekings äußerst einförmig; allenthalben dehnen sich hohe, aus halbgebrannten, grauen Backsteinen aufgeführte Einschließungsmauern aus, allenthalben blicken hinter diesen Mauern spitzige, ausgeschweifte Dächer hervor, die durch Form und Farbe wieder ganz eintönig sind. Nur der kaiserliche Palast ist mit verglasten grünen Ziegeln, die übrigen Wohnungen sind aber sämmtlich mit grauen, halbgebrannten gedeckt. Außer dem kaiserlichen Palaste finden sich noch etwa sieben bis acht fürstliche Paläste; alles Uebrige ermüdet durch seine Staubfarbe den Blick, und das Auge könnte durchaus auf Nichts ruhen, wenn nicht die auf den Straßen befindlichen Kaufläden die ertödtende Einförmigkeit belebten. Vor dem Eingang in eine jede Bude hängen schwarz lackirte Tafeln, die mit dicken goldenen Buchstaben beschrieben sind. Unter den Buden ist indeß durchaus kein äußerer Unterschied, und nur diejenigen, in denen Süßigkeiten verkauft werden, zeichnen sich durch ihren Luxus aus. Die ganze vordere Wand dieser Buden ist fast ohne Ausnahme bis zum Dach vergoldet und mit Drachen und verschiedenen andern Bildern geziert. Die Pracht dieser Läden ist um so auffallender, als daneben eine halb eingestürzte Ringmauer, oder ein dem Einsturz drohendes Häuschen steht.

Oeffentliche Plätze und Gärten gibt es in Peking nicht; unter den Gebäuden sind nur die verschwenderisch mit Zinnober bemalten Tempel bemerkenswerth. Man hätte in der That unrecht, den Chinesen Bigotterie vorzuwerfen: ihre Tempel stehen fortdauernd leer, und nur hier und da hält es ein Beamter, der eine neue, versteht sich einträgliche Stelle bekommen hat, für seine Pflicht, alle Tempel der Stadt zu besuchen. Dabei benimmt er sich folgendermaßen: Beim Eintritt in den Tempel trägt er ein Bündel Kerzen, die aus Baumrinde von wohlriechendem Holz gemacht sind, zündet diese vor dem Götzenbild an und macht einige Verbeugungen bis auf die Erde; während dieser Zeit schlägt der Priester mit einem hölzernen Schlägel auf eine metallne Schale. Hat der Pilger auf solche Weise seine Andacht verrichtet, so wirft er einiges Geld hin, geht dann in den zweiten Tempel, hierauf in den dritten u. s. f. Selbst die gemeinen Leute gehen nur bei besonderen Veranlassungen in den Tempel; wenn z. B. eine große Trockenheit eintritt, sammeln sich alsbald Schaaren von Bauern in dem Tempel, um von Gott Regen zu erbitten, und zünden dabei nicht bloß Kerzen an und machen tiefe Verbeugungen vor dem Götzenbilde, sondern sie bringen auch Opfer dar, die aus verschiedenen Broden bestehen. Ein wahres, nicht auf Interesse berechnetes, die Seele

des Betenden erhebendes Gebet kennt der Chinese gar nicht. Allerdings sind in jedem Monate einige bestimmte Tage, in denen die Tempel von dem Volke besucht werden, aber dann strömt man nicht des Gebetes, sondern des Handelns willen dahin. Auf den Höfen der Tempel werden Waaren ausgestellt, namentlich Galanteriewaaren, und die Besuchenden spazieren von Mittag bis zum Abend unter den Reihen der Verkäufer herum und handeln mit den Kaufleuten, die gewöhnlich unmäßige Preise fordern. Für einen Nephrit z. B., einen Stein von grasgrüner Farbe, der bei den Chinesen besonders geachtet ist, und den man zu Ringen, Tabaksdosen, Armbändern u. s. w. verwendet, verlangte ein Kaufmann 250 Lan (der Lan etwas über 4 Gulden) und überließ ihn mir zu 26! Hier zeigen auch die Gaukler ihre Künste; der Eine geht auf den Händen, der Andere wirft Messer u. dgl. Gegen Abend verödet der Hof des Tempels, es wird wieder still bis zum folgenden Jahrmarkt, und nur die Priester brennen dreimal am Tage eine Kerze vor jedem größeren Götzenbilde an, wobei sie sich jedesmal auf die Erde werfen. Wenn es dem Priester nicht zu Sinne steht, diese beschwerliche Pflicht zu erfüllen, so schickt er einen seiner Schüler, der die Kerzen anzündet und sich verbeugt; und hat der Schüler nicht Lust, so thut es auch wohl ein gewöhnlicher Tagelöhner.

Wenn auch die Tempel fast immer leer stehen, so sind dagegen die Gasthäuser vom Morgen bis zum Abend mit Menschen angefüllt, obgleich in jeder Straße sich deren einige finden. Im Aeußern zeichnen sie sich durch Nichts von den Kaufläden aus, auch bei ihnen geht eine Thür auf die Straße hinaus, und an der Seite der Thür sind Tafeln mit goldenen Inschriften aufgehängt. Das Innere dieser Anstalten ist nach dem Range der Besucher eingerichtet, für welche das Gasthaus bestimmt ist. Für das gemeine Volk sind in einem ungeheuern Raum Tische und Schemel aufgestellt, für reiche Besucher sind besondere Zimmer bestimmt, die gewöhnlich von einer ganzen Gesellschaft gemiethet werden, die sich darin einquartiert. Die reiche chinesische Jugend verschwendet namentlich ungeheure Summen in Wirthshäusern, und hält es für eine Ehre, an eine Mahlzeit 200 Gulden zu wenden. Das „Verzehren" muß man hier ganz wörtlich nehmen, da das Weintrinken ganz wegfällt, und der Hauptgenuß im Essen besteht. Aber was essen sie denn? Allerlei theure Sachen, z. B. gebratenes Eis, wovon man einen kleinen Teller mit 6 Lan (24 Gulden) bezahlt. Es wird in folgender Weise bereitet: Der Koch nimmt kleine Stückchen Eis; auf einem aus Stäbchen gemachten Sieb taucht er es in einen ziemlich flüssigen, aus Zucker, Eiern und scharfen Sachen gemischten Teig und stößt es dann rasch in eine mit siedendem Schweinefette gefüllte Pfanne. Die ganze Kunst des Kochens besteht nur darin, daß er das Gericht früher auf den Tisch bringt, als das Eis in den Teighäutchen geschmolzen ist. Einen besonders angenehmen Geschmack darf man nicht erwarten; bringt man es in den Mund, so verbrennt man sich, zerbeißt man es, so ist es kalt. Der hohe Preis der Schüssel

kommt daher, daß sehr wenig Köche sie gehörig zu bereiten verstehen. Im Ganzen genommen sind die chinesischen Gerichte für den Europäer unangenehm, denn sie bereiten Alles ohne Salz und verschwemmen es in einem Ueberfluß von Schweinefett; wenige Gerichte sind ohne Ingwer und Knoblauch: nur die Braten sind sehr schmackhaft.

Die Ursache der unmäßigen Anzahl Traiteurs liegt in der Gewohnheit der Chinesen, einander nicht zu Hause, sondern in den öffentlichen Anstalten zu bewirthen; nur Verwandte und genaue Bekannte laden zum Mittags- und Abendessen im Hause ein. Bei den Traiteurs sammelt sich die Jugend, und die Alten speisen da nach dem Theater; Theater und Gastmahl beim Traiteur gehören zu den Vergnügungen, welche unwandelbar auf einander folgen müssen. Die theatralischen Vorstellungen beginnen um 11 Uhr Morgens und dauern bis zu 6 Uhr Abends. Im Laufe des Spiels kommen hübsche Knaben, welche die Rollen von Weibern spielen, in die Logen der Reichen und bestimmen ihnen einen Traiteur, wohin sie zu kommen versprechen, um mit ihnen zu Abend zu essen. Während des Abendessens wählen diese Knaben die Speisen aus, verlangen gewöhnlich die theuersten Sachen, weil sie zuvor mit dem Traiteur über eine Belohnung verhandelt haben. Alle diese Knaben sind sehr reich und mit Geschmack gekleidet, gewandt im Umgange, behend und witzig.

Weder in den Theatern, noch in den Speisehäusern, noch in den Tempeln zur Zeit der Jahrmärkte sieht man Frauen, aber auf den Straßen begegnet man ihnen sehr häufig. Frauen der gemeinen Classe gehen zu Fuß, wer aber nur etwas wohlhabend und angesehen ist, fährt in Carriolen; Frauen und Töchter von Fürsten lassen sich in Sänften tragen. Frauen wie Mädchen erscheinen auf den Straßen mit offenem Gesicht und ungekünstelten Haaren, welche sie mit schönen künstlichen Blumen verzieren. Selbst die zerlumpteste, schmutzigste alte Köchin hat, wenn sie nur vor die Thüre geht, um etwas Knoblauch oder Kohl zu kaufen, unfehlbar irgend eine wo möglich rothe Blume in ihrem grauen Haare stecken. Die Kleidung der Frauen zeichnet sich durch helle Farben aus, und besteht bei den Mandschurinnen hauptsächlich aus einem langen Oberrock mit ungeheuern weiten Aermeln. Dieser Rock bedeckt die Taille ganz, aber die Chinesen kümmern sich wenig um diesen Nachtheil, da sie die Schlankheit der Frauen in engen Schultern und einer flachen Brust suchen, weshalb die Frauen auch die Brust mit einem breiten Gürtel zubinden, der die Stelle unserer europäischen Corsette vertritt. Die Kleidung der eigentlichen Chinesinnen besteht aus rothen oder grünen Hosen, die mit verschiedenfarbiger Seide gestickt sind, aus einigen gleichfalls gestickten Jacken und einem reich gestickten Ueberrock. Noch mehr unterscheiden sich die Chinesinnen von den Mandschurinnen durch die Füße; letztere verderben ihre Füße nicht durch starkes Einwickeln und tragen Pantoffeln wie die Männer, nur ihre Strümpfe werden aus hellfarbigen Stoffen gemacht mit Fußsohlen, die nicht weniger als 4 Zoll dick sind. Die Chinesinnen dagegen binden vom

fünften Jahre an ihre Füße mit breiten Bändern ein, so daß vier Zehen hinab gebogen werden, und die große Zehe darüber gebogen wird. Die Nägel dringen dadurch in das Fleisch ein und verursachen fast immer Wunden. Die unglücklichen Frauen leiden fast ihr ganzes Leben lang an dieser barbarischen Sitte, nicht eine kann auf dem ganzen Fuße stehen, und alle gehen bloß auf den Fersen. Ihr Gang ist deshalb sehr unschön, und sie schwanken immer von einer Seite zur andern. Man stelle sich einen Fuß mit abgehauenen Zehen, mit unmäßig hohem Oberbein, einem Pferdefuß nicht unähnlich, vor, in ein farbiges, mit Seide ausgenähtes Pantöffelchen mit einer ganz dünnen Sohle gesteckt, so hat man einen Begriff von dem Fuß einer chinesischen Schönen. Versucht aber einmal, einem Chinesen die Dummheit dieser Sitte zu beweisen, er lacht euch gerade in's Gesicht und ist fest überzeugt, daß die Schönheit dieses kleinen Füßchens mit Nichts zu vergleichen ist. Vergebens wendet der kluge Kaiser Kan-si alle Kräfte an, China aus seinem tausendjährigen Schlafe zu wecken, und wollte auch diese barbarische Gewohnheit ausrotten, indem er den mit dem Tode bedrohte, der die Füße seiner Töchter durch Einschnüren verunstalten würde. Die furchtbare Maßregel konnte die Kraft der Gewohnheit nicht brechen, und der Kaiser war genöthigt, sein Gesetz unausgeführt zu lassen, und bloß zu verordnen, daß die Frauen und Nebenweiber des Kaisers und selbst der Fürsten nur aus den Töchtern der Mandschuren*) genommen werden sollten.

Das Ausgehen einer reichen Mandschurin oder Chinesin geschieht immer mit ziemlichem Prunk. Voran zieht ein Reiter; hinter ihm führt ein Kutscher das an einem zweiräderigen Karren gespannte Maulthier am Zügel; Dach und Seiten des Wagens sind mit blauem Tuch verhängt, in welchem auf jeder Seite Stücke von schwarzem Sammet und Glas eingenäht sind; links und rechts vom Wagen gehen zwei Leute, welche denselben halten, um das Umfallen bei Unebenheiten zu verhindern; hinter dem Wagen kommt wieder ein Reiter. Man steigt von vorn in die und von da aus der Equipage, weshalb auch jedesmal der Kutscher das Maulthier ausspannt; die an den Seiten gehenden Leute führen die Carriole bis hart an die Treppe, lassen die Stangen auf die Stufen der Treppe nieder und wenden dann sogleich der Equipage den Rücken, indem sie nach chinesischer Sitte der Herrin nicht in's Gesicht schauen dürfen. Dann steigt die gewöhnlich vorn sitzende Dienerin auf den Boden herab, stellt ein Schemelchen hin und hilft ihrer Gebieterin aussteigen. Bei der Abfahrt wiederholt sich dies, d. h. zuerst setzt sich die Frau und die Dienerin hinein, dann spannt der Kutscher das Maulthier vor, und die Cortège folgt in der obigen Ordnung. Die Pracht bei der Ausfahrt

*) Bei einem innern Regentenkriege China's wurden die mongolischen Mandschus im Amurlande zu Hilfe gerufen, die ihr eigenes Oberhaupt Kang-hi zum Kaiser machten, 1662, und seitdem über China herrschten.

des Mannes besteht in der großen Anzahl Reiter, welche die Carriole begleiten. Diese Anzahl steigt oft auf zwanzig und darüber. Aber worin besteht das Gefolge? Die zwei oder drei Vordersten sind noch ziemlich gekleidet, die Andern aber haben Lumpen an und schleppen sich auf dürren, lahmen Maulthieren fort, der Hochmuth gestattet aber dem Chinesen nie, beim Ausfahren die Zahl seiner Diener zu beschränken, obwohl die Unterhaltung dieser müssigen Schaar sehr hoch zu stehen kommt.

Die Straßenbewegung in Peking beginnt mit Anbruch des Tages, d. h. im Sommer um 4 Uhr, im Winter um 6 Uhr Morgens. Zuerst erscheinen in den Straßen die Beamten, die mit Acten in den Palast gehen, und dann die Kleinhändler mit Eßwaaren. Der Lärm und die Bewegung nimmt allmählich zu und gegen 7 Uhr Morgens sind alle Straßen mit einer zahllosen Menschenmenge bedeckt. Der Chinese, wenn er Morgens aufsteht, wäscht sich auf besondere Weise: er taucht ein ganz kleines Handtuch in warmes Wasser, das man ihm in einer kupfernen Schale bringt, und reibt sich Kopf und Hände damit. Nach dem Waschen trinkt er Thee, ohne vorher irgend religiöse Gebräuche vorzunehmen; nach einer oder anderthalb Stunden, nämlich um 9 Uhr, setzt er sich zum Mittagsmahl nieder, und geht dann seinen Geschäften nach. Um 2 Uhr kommen die Beamten aus dem Bureau und gehen dann in's Theater oder machen Besuche. Um 5 Uhr kommen sie nach Hause zurück, um zu Abend zu speisen, und um 9 oder 10 Uhr legt man sich schlafen. Um diese Zeit herrscht auf den verödeten Straßen bereits völlige Stille, und nur da und dort brennt das trübe Licht der Papierlaternen, die an niederen Säulen befestigt sind. Bei Nacht finden keine Aufsichten und Patrouillen statt; die Wächter schlafen ruhig in ihren Wachtstuben, und nur zuweilen, wenn sie gerade einmal aufwachen, rufen sie einem verspäteten Fußgänger zu: Na-erl? (Wohin gehst du?) — Der Wanderer antwortet: Zjä-ka! (Nach Hause!) und setzt ruhig seinen Weg fort. Räubereien und Gewaltthaten kommen nie auf der Straße vor: aber Diebe schlüpfen nicht selten in die Fenster der reichen Häuser hinein und bestehlen die Unvorsichtigen auf eine sehr geschickte Weise.

Bekanntlich sind die Chinesen die ärgsten Memmen auf der Welt und entschließen sich nie, mit den Waffen Jemanden anzufallen, oder auch nur sich zu vertheidigen, so lange noch irgend eine Möglichkeit da ist, sich davon zu machen. Aber es kommt doch auch vor, daß selbst diese Schafsnaturen in eine rasende Stimmung gerathen und dann sind sie zu Allem fähig. So waren wir in den ersten Zeiten unseres Aufenthalts in Peking Zeugen eines Straßenauftritts. Zwei gemeine Chinesen, die auf einen Dritten durch irgend Etwas erbittert waren, geriethen in eine unbeschreibliche Wuth und begannen auf den Unglücklichen mit dicken Prügeln loszudreschen. Der arme Mensch, welcher einige harte Schläge auf den Kopf erhalten hatte, fiel besinnungslos zu Boden, aber seine erbitterten Feinde fuhren nur um so mehr fort, ihre Bosheit an ihm

auszulassen. In einem Augenblick sammelte sich eine ungeheure Menge Zuschauer um sie und war bemüht, dem unmenschlichen Dreinschlagen durch Schreien ein Ende zu machen; aber Keiner entschloß sich, die Leute mit Gewalt zu trennen. Nach einigen Minuten erschienen die „Wächter der guten Ordnung", d. h. die Polizeidiener, aber auch diese scheuten sich vor dem furchtbaren Anblick, den funkelnden Blicken und wohl noch mehr vor den dicken Prügeln der Erbitterten, und warteten, bis diese ihre Wuth gesättigt hatten und mit dem Schlagen aufhörten. Dann erst wagten sie einzuschreiten, banden den beiden Uebelthätern, ohne den geringsten Widerstand zu erfahren, die Hände und führten sie vor die Behörde.

---

2. Ein chinesisches Gastmahl.*)

Minqua, bei dem wir eingeladen waren, ist einer der reichsten Hong-Kaufleute.**) Am 2. März erhielten wir die chinesisch auf rothes Papier geschriebene Einladung, und am 4. um 6 Uhr des Abends begaben wir uns in das Haus, wo die beiden Brüder Minqua uns empfingen. Der englische Kaufmann Dent stellte uns vor; wir waren acht Officiere der Fregatte, außerdem noch der Consul Durand und fünf andere Personen. Die beiden Minqua, sowie die von ihnen eingeladenen chinesischen Freunde waren in großem Costüm. Ihre langen Gewänder von blaubrochirter Seide hatten das prächtige Drachenzeichen aufgestickt. Ein kegelförmiger Strohhut mit einer Quaste von Seidenplüsch bedeckte den Kopf. Bei ihrer Jugend und vortheilhaften Gestalt stand ihnen dies Costüm recht gut und hatte trotz dem spitzigen Hut und dem langen Zopf etwas Würdevolles.

Wir wurden in einen langen, durch Laternen von jeder Form und Farbe, die in Form von Lüstren am Plafond hingen, beleuchteten Saal geführt, dessen Ameublement in einer Reihe kleiner Theetische bestand, an deren jedem zwei Lehnstühle von Bambus standen. Ich nahm einen Schluck Thee, um das wunderbare Getränk in seiner Reinheit zu genießen, konnte ihm aber, obgleich das Parfüm vortrefflich war, keinen sonderlichen Geschmack abgewinnen; bei dem Mangel an Zucker schien er mir scharf und trocken. Die andern Gäste theilten meinen Geschmack.

Nach einigen Minuten kam Herr Dent mit einer Liste, rief fünf der Eingeladenen zu sich und verließ mit ihnen den Saal; er kam dann noch zweimal, um die letzten Abtheilungen von Fünfen zu rufen, und so fan-

*) Episode aus der Reise der Artemise. „Journal de la Marine", December-heft 1840.

**) So heißen die chinesischen Kaufleute in Canton, die von der Regierung eigens dazu bestimmt sind, mit den fremden Nationen zu verkehren, und darum in besonderen abgeschlossenen Etablissements (Factoreien) wohnen, die gleichfalls Hongs heißen. Hier haben auch die Fremden Zutritt.

den wir uns allesammt in dem Speisesaal versammelt, wo unsere Gastwirthe uns erwarteten. Auch dieser Saal war mit Laternen, die voll glänzender Zeichnungen und mit seidenen Quasten behängt waren, beleuchtet und in der That in jeder Beziehung reich ausgeschmückt. Ungeheure Rahmen mit farbigen Gläsern bildeten statt der Mauer den Hintergrund des Zimmers, das auf der andern Seite mit Papierrollen behängt war, auf denen eine Menge moralischer Sentenzen in chinesischer Schrift geschrieben standen.*) Ein prächtiger Teppich bedeckte den Boden, und alle aus grün gefirnißtem Holze gefertigten Stühle waren mit Decken von blauem Tuch überzogen, auf welchen Blumen mit Seide eingestickt waren. Anrichtetische waren im Saale umhergestellt und sollten dazu dienen, um Platten und Teller darauf zu stellen und um die Braten zu zerschneiden; endlich in der Mitte waren drei Tische im Triangel aufgestellt, aber ganz von einander getrennt. An jedem derselben sollten fünf Gäste Platz nehmen mit einem der Herren des Hauses, der die Honneurs machte. Es ist zu bemerken, daß diese Aufstellung im Triangel nicht bloß Modesache ist, sondern durch die Nothwendigkeit geboten wird, denn die großen Gastmähler bei den Chinesen sind stets von Tänzen oder Darstellungen von Jongleurs begleitet; damit nun Jedermann gut sehen könne, ohne von der Stelle zu rücken, müssen die Tische so aufgestellt sein, daß die eine Seite leer bleibt. Dies war denn auch hier der Fall. Ein Freund der Minqua machte die Honneurs an dem Tische, wo ich aß. Jeder hatte vor sich eine Untertasse von Porzellan, zwei kleine Stäbchen von Ebenholz, unten mit Silber verziert, und in einem dreieckigen, rothen und weißen Papier einen Zahnstocher aus dem Flügelglied einer Fledermaus, endlich eine ganz kleine Tasse zum Trinken des Kamschu und eine kleine Untertasse voll schwarzer Sauce aus Asseln (cloportes). Ein Dutzend Schüsseln aus blaubeblümtem Porzellan mit delicat zubereiteten, uns aber ganz unbekannten Speisen bedeckten einen großen Theil des Tisches; der nicht besetzte Theil desselben, der nur das Auge reizen und unberührt bleiben sollte, war mit einer Menge von Schüsseln voll Blumen und Früchten, so wie mit Kuchen bedeckt, die mit Orangenkörnern so künstlich und in so bizarren Formen bespickt waren, daß man vergebens nach einem Namen für diese bedeckten Platten suchte.

Nun begann das Mahl; zuerst hatte ich meine liebe Noth mit den Stäbchen, endlich aber gelang es, aus einem wunderlichen Gemische, worin ich Gurkenschnitte, Würste u. dgl. erkannte, einige Brocken herauszufischen; es war nicht schlecht, obgleich in dem Ragout sich getrocknete und geräucherte Haienflossen befanden. Ich kostete sodann etwas Gebratenes, das aus Schwalben gemacht sein sollte; auch dies war sehr gut, nur fand ich einen starken, ekelerregenden Geschmack wieder, den ich schon bei der ersten Schüssel bemerkt hatte. Auch die berühmten Vogelnester waren

*) Auch auf den Aushängeschildern der Buden steht häufig ein Sinnspruch, z. B. „Plaudern und langes Sitzen verhindert das Geschäft".

etwas fad, und der fatale Geschmack, der mir den Magen umdrehte, verfolgte mich allenthalben, so daß mein Widerwille gegen das Essen sich fortwährend steigerte. Eine infernalische, der europäischen Küche unbekannte Zuthat befand sich in allen, übrigens vortrefflich zubereiteten Speisen. Ich fragte, was es sein könne — es war Ricinusöl.*) Noch etwas plagte mich fortwährend. Jeden Augenblick mußte ich meinem Nachbar, dem Chinesen, auf die Gesundheiten, die er ausbrachte, Bescheid thun und die kleine Tasse mit Kamschu leeren; es ist dies eine Art süßsaurer, weißer Wein, aus gegohrenem Reis und andern Ingredienzen bereitet, und wird warm genossen. Ich hätte viel darum gegeben, einige Gläser Wasser trinken zu können, aber Brod und Wasser sind an einem chinesischen Tische verbotene Dinge. Die Etikette nöthigte mich, auf die Gesundheiten Bescheid zu thun und dann die Tasse umzustürzen, zum Zeichen, daß nichts mehr darin sei. Der verzweifelte Mundschenk aber mit seiner unerbittlichen Kanne kam jeden Augenblick wieder, um sie zu füllen.

---

3. Die chinesische Cultur.**)

China bietet das Bild einer rein materiellen Cultur, die sich mit dem äußern Leben, so gut es gehen will, abfindet, ohne alles ideale Streben, somit ohne allen wahren lebendigen Fortschritt. Religion, Kunst und Wissenschaft bleiben im Materiellen stecken, selbst die Lehre eines Confutse (etwa 500 Jahre v. Chr.) war keineswegs eine für hohe Ideen begeisternde Religion, sondern eine praktische Sammlung moralischer Regeln, zu Nutz und Frommen des Lebens in beschränktem Kreise. Kein Streben nach bürgerlicher Freiheit; wie die Sprüche des Confuzius mechanisch nachgebetet wurden, so ward auch die bürgerliche Ordnung ein mechanisches Uhrwerk, und von der Regierung den Unterthanen ihr Wissen und Denken zugemessen. Das materielle Leben entwickelt wohl den Verstand, aber es macht ihn spitzfindig abgefeimt, wenn die ideale Seite des Lebens abstirbt. Man trifft unter den chinesischen Gelehrten scharfsinnige Freidenker, aber nirgends wirkliche Philosophie, im großen Ganzen aber den krassesten Aberglauben und Unglauben.

Eine Hauptursache der Versumpfung chinesischer Cultur lag bisher in der Abgeschlossenheit dieses großen Reichs. China ist ein sehr fruchtbares, an Erzeugnissen aller Art ungemein reiches Land, aber dennoch

---

*) Der französische Missionär Huc widerspricht der Behauptung, daß die Chinesen ihre Speisen mit Ricinusöl fett machen, gibt jedoch zu, es möchte hier und da in Canton geschehen, „um die Europäer zu mystificiren".

**) Journal des voyages en Chine en 1843, 44, 45, 46 par M. Jules Itier. Vgl. Magazin der Lit. d. Ausl. 1853, Nr. 138.

kann sich nie ein Land zum eigenen Vortheil von der übrigen Welt abschließen. Nicht Einem Volke, und zählte es auch 400 Millionen, ist es gegeben, Alles zu erfinden, Alles zu vervollkommnen. Im Menschenleben ist die Geselligkeit nicht allein eine Quelle der Freude und des Glücks, sondern auch gebieterische Nothwendigkeit, eine heilige Pflicht. Kein Volk hat mehr Erfindungen gemacht, als die Chinesen, aber es ist ein Gesetz, daß eine Erfindung durch die Welt gehen muß, um sich zu vervollkommnen. Abgeschlossen auf der Landseite durch seine berühmte Mauer und durch Wüsteneien, abgeschlossen auf der Meerseite durch tyrannische Verordnungen oder stupide Vorurtheile, hat China einen großen Theil seiner Erfindungen in ihrem ursprünglichen Zustande behalten, ja manche wieder eingebüßt. Der Compaß, den uns die Araber im Mittelalter aus China zuführten, war hier schon 1700 Jahre vor Christus bekannt. Schießpulver und andere brennbare Zusammensetzungen zu glänzendem Feuerwerk waren ihnen längst bekannt, als das Schießpulver in Europa auf das Culturleben umgestaltend einwirkte; aber die chinesischen Feuergewehre sind Kinderspielzeuge geblieben, die vor europäischer Artillerie aus einander stieben, und sie müssen ihre Gewehre den europäischen nachbilden. Sie haben sich von jeher auf das Schneiden und Poliren von Steinen und Metallen verstanden, aber zu großen Maschinen, wie sie das europäische Fabrikwesen kennt, haben sie es nicht gebracht. Ihre mechanischen Mittel beschränken sich auf den Hebel, die Rolle, den Wellbaum und auf das einfache gezahnte Rad. Erst kürzlich haben sie den Europäern die Schraube entlehnt. In der Optik haben sie niemals die Construction eines Fernglases oder Teleskopes begreifen können. Ihre Mathematik beschränkt sich auf das Rechnen und die ersten Elemente der Meßkunst.

Die Bereitung des Porzellans erreichte bei den Chinesen einen so hohen Grad von Vollkommenheit, daß man in Europa die größte Mühe hatte, sie nur einigermaßen nachzuahmen. Sie hatten da längst die Theilung der Arbeit, wie wir sie jetzt in unsern Fabriken anwenden. In ihren Porzellanfabriken zeichnet z. B. Dieser eine Blume, Jener einen Vogel, der Eine trägt nur die blaue Farbe auf, der Andere die rothe. Und doch gestehen sie selbst, daß heutzutage ihre Arbeiter nicht mehr so vorzügliche Porzellanwaaren liefern, als es vor mehreren Jahrhunderten der Fall war.

Es ist bewundernswerth, was der Chinese mit geringen Mitteln zu leisten versteht. Aus dem Bambus verfertigt er tausenderlei Sachen, sogar ein feines Papier; das chinesische Baumwollenzeug, der Nanking, ist in der ganzen Welt berühmt; der geblümte Atlas, auf einem einfachen Webstuhle bereitet, ist sammt den chinesischen Crèpes noch heute musterhaft. Aber die europäische Cultur wird sie auch bald hierin überflügelt haben, und das Geheimniß ihrer Tusche und trefflichen Farben ihnen ablauschen.

Die Chinesen sind der Bilder- und Symbolschrift treu geblieben, mit welcher alle Völker begonnen haben, weil ein Bild für den bezeichneten

Gegenstand das Einfachste schien, so lange man noch wenig zu bezeichnen hatte. Aber sobald ein Volk sich aus dem Zustande der Rohheit herausgearbeitet hat, muß es zu den phonetischen oder Laut-Zeichen übergehen und ein Alphabet haben, das mit einer geringen Anzahl von Zeichen alle möglichen Sprachlaute darstellt. Die Chinesen haben das Ueberlieferte zäh festgehalten und nichts weiter gethan, als daß sie neue Zeichen erfanden für die neuen Ideen, die ihnen zuströmten, womit ihr Vorrath von Schriftzeichen so anwuchs, daß das Behalten derselben immer schwieriger wurde.*) Es lernt zwar auch das Volk schreiben und rechnen, aber Jeder nur so viel, als er zu seinem Geschäft braucht. Ein Bedienter des Herrn Itier, seines Handwerks ein Schuster, konnte die Schilder der Kaufleute nur insoweit lesen, als sie auf das Schuhmachergewerbe Bezug hatten.

Die Chinesen sind ein passives Culturvolk; es fehlt ihnen die Energie, jene unruhige Kühnheit, welche „die Race Japhets" auszeichnet. Zur lebenskräftigen Civilisation gehört nicht bloß Verstand, sondern auch Kraft. Der Chinese ist verständig, aber es fehlt ihm das energische Temperament, welches erforderlich ist, damit der Verstand Frucht bringe und dem Druck der Tyrannei nicht unterliege. Der Chinese ist nicht so weich wie sein Nachbar, der Hindu, aber er ist doch viel zu weich, kräftigeren Stämmen Asiens gegenüber. Darum wurde das Reich der Mitte mehrere Male von einer Handvoll Tataren erobert, darum erträgt es die Tyrannei, darum hat es sich durch argwöhnische und gebieterische Herren von andern Nationen abschließen lassen, obwohl sie ein echtes Handelsvolk sind.

---

*) An sich sind die Wortzeichen einfach, aber ihre Menge muß dennoch die Uebersicht erschweren. So bedeutet das Zeichen 人 den „Mann"; fügt man zwei Punkte oder Augen hinzu, so erhält man das Schriftzeichen für „Feuer" 火. Das Zeichen für Schaf (Jang im Chinesischen) sieht so aus 羊. Das oberste Zeichen mag den Rest des Kopfes, die beiden Querstriche den Körper und der unterste Strich den Erdboden bedeutet haben. Durch häufigen Gebrauch lernte man es sich bequem machen und beschränkte sich auf die nothwendigsten Striche. Auch die hebräischen Buchstaben entstanden auf ähnliche Weise, aber die Bilder sanken eben zu Buchstaben herab, was in China, wo man conservativ war, unterblieb.

4. Chinesische Culturbilder.*)

1.

Die Chinesen als Handelsvolk.

Uralt ist auch der chinesische Handel. Während Fremde die Häfen des himmlischen Reichs besuchten, fuhren chinesische Kaufleute mit ihren Dschunken in den Indischen Ocean und handelten auch in Arabien und Aegypten. Noch heute kommen ihre Schiffe nach den Inseln des östlichen Archipelagus, nach Malakka, Bengalen, Cochinchina und Japan. Am Landhandel haben sich die Chinesen lebhaft betheiligt, und es leidet keinen Zweifel, daß eben des Handels wegen chinesische Colonien in der Mongolei sich ansiedelten. Gegenwärtig wird auswärtiger Landhandel auf der Nord- und Westgrenze getrieben. Die Chinesen kaufen besonders mongolische Pferde, Nephrit (Nierenstein), Moschus und Shawls aus Khotan und Tibet, Pelzwerk aus Sibirien, Tuche, Seife, Leder, Gold- und Silberdraht aus Rußland. Aus dem nordwestlichen Kan-su und über die Kleine Bucharei sind in alten Zeiten chinesische Seidenwaaren nach Europa gekommen; aber der Transport ist schwierig und der Landhandel deshalb bei Weitem nicht so wichtig als der Seehandel. Für den europäischen Verkehr war bekanntlich bis vor Kurzem allein der Hafen von Canton geöffnet. Bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts nahm China für seinen Thee nur Silber, keine Waaren. Erst seit Anbeginn des laufenden Jahrhunderts werden Baumwollenwaaren, Tuche, verarbeitete Metalle, Uhren u. dgl. eingeführt. Indien liefert Gewürze, Kampher, Elfenbein und insbesondere eine große Menge Opium, dessen Gebrauch in China unglaublich um sich gegriffen hat. Die Hauptausfuhren China's bestehen in Thee und Rohseide. China hat nöthig zu verkaufen, nicht zu kaufen. Es nimmt Opium und Baumwolle, weil es an beiden nicht so viel liefert, um die Nachfrage zu decken; die übrigen Einfuhrartikel nimmt es nur, um dem Absatz seiner eigenen Waaren förderlich zu sein.

Die Regierung hat niemals den Handel mit den Europäern begünstigt; auch könnte China des Verkehrs mit dem Auslande um so leichter entbehren, als in der That sein Binnenhandel ungeheuer ausgedehnt ist. Derselbe beschäftigt Fahrzeuge jeder Größe, die zu Hunderttausenden auf den Strömen, Flüssen, Seen und Kanälen schwimmen. Er umfaßt hauptsächlich Getreide, Salz, Metalle und viele andere Natur- und Kunstproducte, welche die verschiedenen Provinzen mit einander austauschen. China hat eine so gewaltige Ausdehnung, ist so reich, so mannigfach gegliedert, daß der innere Handel Alle, die sich mit Kaufen und Verkaufen befassen wollen, vollauf beschäftigt.

---

*) Wanderungen durch das chinesische Reich, von Huc und Gabet. In deutscher Bearbeitung von K. Andree (Leipzig 1855).

Wer die drei Binnenstädte Hanyang, Utschang-fu und Han-keu gesehen hat, kann sich einen Begriff von dem Umfange des Handelsbetriebes machen. Namentlich in Han-keu, dem „Mund der Handelsniederlage", ist Alles ein Waarenlager und Verkaufsladen, und das Menschengewühl so stark, daß man nur mit Mühe sich hindurchwindet. Die Stadt hat aber auch eine günstige Lage, die sie zum Hauptstapelplatz für alle 18 Provinzen macht. Sie liegt so recht im Herzen von China, wird vom Blauen Strome umflossen und steht vermittelst desselben in directer Verbindung mit dem Westen und Osten. Große Handelsdschunken gelangen nach Süden hin in den Puyang-See und in den Thung-ting-See, die gleichsam Binnenmeere bilden. In diese Seebecken fallen viele kleine, aber schiffbare Flüsse, auf welchen die Waaren aus Han-keu nach den Südprovinzen befördert werden. Nach Norden zu hat man dem Mangel natürlicher Verbindungswege durch ein wunderbar künstliches Kanalsystem abgeholfen. Dasselbe verbindet alle Seen und schiffbaren Flüsse unter einander, und man kann alle Provinzen durchreisen, ohne nöthig zu haben, sein Fahrzeug zu verlassen.

Der Chinese hat ein wahres Genie für den Handelsbetrieb. Er ist im höchsten Grade geldgierig und gewinnsüchtig, er liebt die Speculation und wuchert gern, sein ganzes Wesen ist pfiffig und verschlagen; er ist abgefeimt und versteht die Wechselfälle eines Handelsgeschäfts vortrefflich zu erwägen. Der echte Chinese sitzt mit Vergnügen vom Morgen bis zum Abend in seinem Laden und harrt geduldig der Kunden; wenn seine Bude leer ist, rechnet er, wie viel Profit er gemacht hat und noch machen wird. Er bringt den Handels- und Schachergeist mit auf die Welt, es ist sein Wesen, sein Naturtrieb. Der erste Gegenstand, welcher das Kind reizt, ist die Sapeke (ein kleines rundes Stück, aus einem Gemisch von Kupfer und Zinn, die einzige legale Münze); sprechen lernen und zählen lernen sind beim Kinde gleichbedeutend; sobald es den Pinsel halten kann, fängt es an, Zahlen zu schreiben, und sobald es sprechen und laufen kann, treibt es auch sogleich Handel, kauft und verkauft. Wer in China einem Kinde den Auftrag gibt, etwas einzukaufen, darf dabei ganz getrost sein, denn das Kind läßt sich nicht betrügen. Selbst die Spiele der kleinen Chinesen sind von diesem Handelsgeiste gleichsam durchschwängert; sie halten offene Bude oder ein Pfandhaus und gewöhnen sich von Kindesbeinen die Handels- und Schacherausdrücke an.

Die „Thien" (Sapeken) haben in der Mitte ein viereckiges Loch, damit man sie auf eine Schnur ziehen kann; ein Strang von tausend Sapeken kommt etwa einer Unze Silber gleich. Bei größeren Käufen gibt man Gold und Silber, die wie jede andere Waare gewogen werden, weshalb in den Städten jeder Chinese eine kleine Geldwage in der Tasche hat. Im ganzen Reiche laufen auch Bankbillets um, zahlbar auf den Inhaber; sie werden von den größeren Handelshäusern ausgestellt und in allen Hauptstädten angenommen.

Die Sapeke ist für den Kleinverkehr von unberechenbarem Vortheil; sie macht es möglich, daß auch mit dem winzigsten Gegenstande Handel getrieben werden kann. Der Chinese kauft ein Schnittchen von einer Birne, einer Nuß, ein Dutzend gerösteter Bohnen, einen Becher Melonenkerne, eine Tasse Thee, eine Pfeife Tabak — Alles für eine Sapeke. Wer nicht Geld genug hat, eine Orange zu bezahlen, kauft eine halbe. So sind in China eine Menge kleiner Industrieen entstanden, von welchen Millionen Menschen leben. Mit 200 Sapeken Capital macht der Chinese schon eine Handelsspeculation. Mit einer Sapeke lassen sich aber auch die Bettler abfinden, deren Zahl Legion ist.

2.

Pauperismus und Kindermord in China.

Arme Leute hat es zu allen Zeiten gegeben und es wird deren stets geben; aber schwerlich hat jemals in irgend einem andern Lande ein solches Elend geherrscht, wie im himmlischen Reiche. Es vergeht kein Jahr, wo nicht auf dem einen oder andern Punkte eine erschreckliche Menge von Menschen vor Hunger oder vor Kälte umkommt. Sobald in Folge von Ueberschwemmung oder Dürre oder sonst durch ein Mißgeschick die Ernte in einer Provinz schlecht ausfällt, sind gleich zwei Drittheile einer Provinz der Hungersnoth preisgegeben. Dann streifen große Banden, förmliche Bettlerheere, Männer, Weiber und Kinder, im Lande umher und fordern in Stadt und Dorf Lebensmittel. Manche sinken vor Erschöpfung nieder und sterben im freien Felde, wo ihre Leichname liegen bleiben. Man geht gleichgültig daran vorüber und achtet kaum darauf, denn man ist an dergleichen gräßliche Scenen schon gewöhnt. Höchstens aus Egoismus findet man sich in einigen Gegenden bewogen, solche Todte zu beerdigen, die keine Freunde und Verwandten haben. Man glaubt nämlich, die Seelen der Abgeschiedenen verwandeln sich in böse Geister, welche die Lebendigen quälen, aber den verschonen, der zur Beerdigung der Leiche beiträgt.

Die Wohlhabenden stiften keine Vereine, um den Armen ihr Elend zu erleichtern. Dagegen bilden die Armen Commanditgesellschaften, um die Reichen auszubeuten. Jeder Theilhaber bringt dem Vereine eine wirkliche oder künstliche Körperschwäche oder Krankheit als Capital zu, das man zu verwerthen sucht. Diese Bettler-Armee zerfällt in Rotten und Bataillone, und hat als Oberhaupt einen „König der Bettler", welchen der Staat gesetzlich anerkennt. Er muß für seine zerlumpten Untergebenen haften, und an ihn hält man sich, wenn das Unwesen zu arg wird, daß es die öffentliche Ruhe gefährdet. Der Bettlerkönig in Peking ist gewissermaßen eine Macht; er darf an bestimmten Tagen seine Schaaren in's Feld führen, und es ist ihnen dann gestattet, in der Umgegend der Hauptstadt um Almosen zu bitten. Sie sind einem verheeren-

den Insectenschwarme vergleichbar, und suchen die Leute einzuschüchtern. Der König läßt dann die Vorsteher der Dorfschaften und Gemeinden zusammenberufen und erklärt, daß er gegen Empfang einer gewissen Summe sich anheischig mache, seine Leute zurückzuziehen. Nach langem Hin- und Herstreiten einigt man sich, das Dorf zahlt seine Ranzion und die Bettler suchen einen andern Landstrich auf, um dasselbe Spiel von Neuem zu beginnen. Manchmal fällt die Beute sehr ergiebig aus; Alles, was eingeht, wird dem König abgeliefert, welcher die Vertheilung besorgt.

In Folge des Pauperismus kommt der Kindermord in China sehr häufig vor. Wenn die neugebornen Kinder den Eltern Unbequemlichkeit verursachen, werden sie ertränkt oder erstickt; namentlich trifft dies Schicksal die Mädchen. Ein Knabe kann arbeiten, sobald er heranwächst, und kann seinen Eltern behilflich sein, wenn sie alt werden. Ein Mädchen ist der Familie zur Last; der chinesischen Sitte gemäß wird es gleichsam eingeschlossen gehalten bis zum Tage der Hochzeit, und da es keine Arbeit treibt, welche Geld einbringt, entschädigt es die Eltern nicht für die Kosten, die es verursacht. Doch weiß man da, wo der Baumwollenbau und die Seidenzucht den Mädchen eine lohnende Beschäftigung gewähren, auch ihr Leben zu schützen.

In großen Städten gibt es geräumige Gerüste, in welche die Kinder geworfen werden, die man nicht anderweitig begraben läßt. Die Behörde trägt Sorge, daß ungelöschter Kalk hinzugethan wird. In Peking ziehen alltäglich vor Sonnenaufgang fünf von einem Ochsen gezogene Karren durch die fünf Stadttheile und man erkennt an bestimmten Zeichen, welche der Fuhrmann gibt, seine Ankunft. Wer todte oder lebendige Kinder los sein will, übergibt sie ihm. Die Leichen werden in gemeinschaftliche Gruben gelegt und mit ungelöschtem Kalk bedeckt. Die lebendigen liefert der Fuhrmann in Yü-yng-lang, d. i. im Tempel der Neugeborenen, ab, in welchem Ammen auf Staatskosten unterhalten werden. Dergleichen Aufnahmehäuser für Kinder findet man in allen großen Städlen.

3.

Eine chinesische Heerschau.

Im letzten Jahr unseres Aufenthaltes in China besorgten wir eine kleine Mission in einer südlichen Provinz. Wir hatten eine Capelle und ein Haus mit einem kleinen Garten; das Ganze war von hohen Bäumen, Bambusgesträuch und einer hohen Steinmauer umgeben. Dort lebten wir mit zwei Chinesen. Der Eine, etwa 30 Jahre alt, war Katechist, lehrte die Kinder christliche Gesänge und besorgte den Haushalt. Außerdem war er seines Zeichens ein Schneider; im Uebrigen ein sanfter wackerer Mensch, der wenig überflüssige Worte sprach und mit Eifer medicinische Bücher las. Der Andere, 60 Jahre alt, fegte die Capelle und hatte die Besorgung des Gartens, war Koch und sehr freigebig mit Thee und Tabak

gegen Jedermann. In früheren Jahren lag er dem Schmiedehandwerk ob, und die Leute nannten ihn nur den Schmied Siao. Diese zwei Biedermänner kamen einst und fragten uns um Rath. Aus Peking war ein außerordentlicher Truppeninspector angekommen mit der Meldung, daß demnächst eine große Musterung und Heerschau abgehalten werden solle. Nun fragten sie, ob wir damit einverstanden seien, daß sie sich dabei betheiligten. Wir erfuhren bei dieser Gelegenheit, daß der Schmied und der Schneider kaiserlich chinesische Soldaten seien, und daß Jeder, der nicht erscheine, dafür 500 Bambushiebe erhalte, außerdem noch eine Geldstrafe erlegen müsse. Der Schneider-Katechist gestand ein, daß er in seinem Leben noch kein Gewehr abgefeuert und mit dem Schießen überhaupt nichts zu thun habe.

Am Tage der Heerschau frühstückten unsere beiden Kriegshelden, leerten eine Schale Wein, setzten einen Strohhut auf und zogen einen schwarzen, mit breiten rothen Streifen besetzten Rock an. Auf diesem befand sich vorn und hinten ein weißes Stück Zeug, auf welchem das Schriftzeichen P i n g stand, d. i. S o l d a t. Auch wir Missionäre begaben uns als Zuschauer zur Musterung, die auf einer sandigen Ebene vor der Stadt abgehalten wurde. Die Krieger kamen in kleinen Rotten heranmarschirt, mit Flinten, Bogen, Lanzen, Säbeln, Dreizacken und sogar mit Sägen an einem langen Stiele, mit Schilden aus Bambusgeflecht und mit einigen Feldschlangen, denen die Schultern zweier Soldaten als Laffetten dienten. In diesem bunten Gewirr fiel uns aber doch eine Uebereinstimmung auf: Jeder hatte einen Fächer und eine Tabakspfeife, Viele trugen auch einen Schirm unter dem Arme. An einem Ende des Platzes erhob sich ein Brettergerüst, überschattet von einem gewaltigen rothen Schirme, und mit Fahnen, Wimpeln und Laternen geschmückt; wozu diese letzteren dienen sollten, wurde uns nicht recht klar, denn es war heller Sonnenschein. Auf dem Gerüste befanden sich der Inspector und die höchsten Civil- und Militärmandarinen. Sie hatten es sich bequem gemacht, in Lehnsesseln Platz genommen, tranken Thee und rauchten Tabak; ein Diener ging mit brennender Lunte umher, nicht um Kanonen abzufeuern, sondern um Pfeifen anzuzünden. An verschiedenen Stellen hatte man detachirte Forts gebaut, aus Bambusstäben und bemaltem Papier. Die Uebung begann, das Zeichen wurde durch Abfeuern einer Feldschlange gegeben; die Richter auf dem Gerüste hielten sich mit beiden Händen die Ohren zu. Auf dem einen Fort wurde eine gelbe Flagge aufgezogen, die Kesselpauken erdröhnten, die Soldaten liefen durcheinander, schrieen, drängten sich um die Fahnen ihrer Rotte und versuchten sich einigermaßen zu ordnen; doch gelang das nur sehr dürftig. Darauf ein Scheingefecht mit allerlei Schwenkungen.

Man kann sich kaum etwas Komischeres denken, als solch eine chinesische Heerschau. Die Soldaten laufen vorwärts, gehen zurück, springen, hüpfen, verkriechen sich hinter den Schild, als wollten sie den Feind erspähen; stehen rasch auf, hauen von rechts nach links um sich, und rennen

von dannen mit dem Rufe: Sieg! Sieg! Es kommt Einem vor, als sähe man eine Seiltänzerbande.

So lange diese Art Scheingefecht dauert, schwenken zwei an jedem Ende des Gerüstes aufgestellte Officiere eine Fahne, und deuten durch mehr oder weniger rasche Bewegung an, wie hitzig es hergehe. Sobald die Fahne gesenkt wird, ruhen auch die Kämpfer aus, und jede Rotte begibt sich an ihren Standplatz.

Nach dieser großen Schlacht mußten ausgewählte Compagnien manövriren. Sie waren recht gut eingeübt, doch erschien uns auch ihr Auftreten sehr komisch. Die englische Artillerie hat ein leichtes Spiel mit Leuten gehabt, deren Soldatengeschicklichkeit hauptsächlich darin besteht, daß sie allerlei Capriolen machen und lange auf einem Beine stehen können, ohne das Gleichgewicht zu verlieren. Die Füsiliere und Bogenschützen zielten nach der Scheibe und trafen nicht übel, trotzdem daß die chinesischen Flinten keinen Kolben haben, sondern nur einen Handgriff*), wie die Pistolen; man setzt sie nicht an die Schulter, sondern oberhalb der Hüfte an. Man faßt das Ziel in's Auge und läßt den Haken mit brennender Lunte fallen. Den Feldschlangen fehlen die Laffetten; die menschlichen Unterlagen gewähren aber einen seltsamen Anblick, wenn Feuer gegeben wird. Sie suchen Ruhe und Seelengröße zu behaupten, verziehen aber doch das Gesicht im kritischen Moment. Ihre Ohren sind jedoch, auf vorsorglichen Befehl kaiserlicher Regierung, tüchtig mit Baumwolle verstopft.

Die Heerschau wurde mit einem allgemeinen Sturme gegen die detachirten Forts beschlossen. Uns blieb die Taktik völlig unverständlich; wir begriffen nicht, was die seltsamen Märsche und Bewegungen eigentlich bedeuten sollten. Aber an Geschrei war kein Mangel. Endlich wurden die Fahnen nicht mehr geschwenkt, die Mandarinen auf dem Gerüste erhoben sich und riefen: Sieg! und die gesammte Soldatesca wiederholte diesen Ruf dreimal aus voller Kehle.

Unsere beiden Christen, der Schneider und der Schmied, kehrten mit Staub und Ruhm bedeckt heim. Sie wußten auf unsere Fragen wenig zu antworten, weil sie selber nichts von der Sache verstanden; sie meinten, dasselbe sei reichlich mit zwei Dritteln der übrigen Mannschaft der Fall. Die Zahl der Mandschu-Soldaten mag etwa 60,000 betragen;

*) „Ich besitze die Ausrüstungsgegenstände eines chinesischen Soldaten: Bogen und Pfeile sind vorzüglich, die Schwerter, zwei in einer Scheide, von schlechtem Eisen und das Gewehr eine ganz erbärmliche Luntenflinte mit plumpem, schwerem Lauf und einem langen Draht statt des Ladestockes; man sagt, sie wagten nicht, das Gewehr an den Backen zu bringen, und ich gestehe, daß ich meinem Ordonnanzstück ein solches Zutrauen auch nicht schenken möchte. Dazu kommt der Schild von spanischem Rohr, der mit der abscheulichen Fratze eines Tigerkopfes den Feinden Schrecken einflößen soll, und die Montur mit dem Worte „Muth" auf Brust und Rücken; Alles mehr darauf berechnet, den Gegner durch solche Schrecknisse vom Kampfe abzuhalten, als ihm selber Widerstand zu leisten." (Graf Görz, Reise um die Welt, III. Band.)

sie sind stets unter den Waffen und besser eingeübt, als die 500,000 Mann Chinesen, denen es ein Leichtes wäre, die Mandschu-Dynastie aus dem Lande zu treiben, wenn kriegerischer Geist sie beseelte.

4.

Complimente.

Nie darf man sicher sein, ob das, was ein Chinese sagt, wirklich seine Meinung ist. Es ist alles Firniß, Schein, Künstelei geworden in ihrer verzwickten Cultur. Das Heulen und Weinen bei Leichenbegängnissen ist gezwungen und gemacht, nicht minder die übertriebenen Betheuerungen von Zuneigung und Hochachtung Leuten gegenüber, die man haßt. Ein Chinese hat mehrere Landsleute zu einer Ceremonie zu sich gebeten; er veranlaßt sie, noch zum Essen zu bleiben, aber Alle, dem Ceremoniell getreu, refüsiren. Er läuft von Einem zum Andern, ohne Erfolg; endlich wendet er sich an einen seiner Vettern und bittet ihn, wenn er denn doch nicht bei ihm essen wolle, wenigstens ein Glas Wein zu trinken. — „Ein Glas Wein? Meinetwegen, das kostet nicht viel Zeit." Der Herr des Hauses befiehlt mit lauter Stimme, doch ohne sich eigentlich an Jemand zu wenden, daß man den Wein warm mache, und ein paar Eier dazu backe. In der Erwartung, daß diese Befehle ausgeführt werden, zündet man die Pfeife an und raucht, plaudert dann und raucht weiter. Der Vetter, der vielleicht wirklich Eile hat, fragt endlich seinen liebenswürdigen Verwandten, ob es wohl noch lange dauere, bis der Wein warm sei. — „Wein?" bricht nun dieser ganz verwundert aus, „Wein? Haben wir denn welchen hier? Weißt Du nicht, daß ich nie Wein trinke, daß er meinem Unterleibe schädlich ist?" — „In diesem Falle hättest Du mich sollen gehen lassen. Warum so in mich dringen?" Nun erhebt sich der Herr des Hauses und stellt sich mit Unwillen vor den Herrn Vetter. „In Wahrheit," sagt er, „ich möchte wissen, aus welchem Lande Du kommst. Wie? ich erweise Dir die Artigkeit, Dich einzuladen, ein Glas Wein mit mir zu trinken, und Du erweisest sie mir nicht, es auszuschlagen? Wo hast Du denn die Manieren gelernt? Wohl bei den Mongolen, nicht wahr?" Und der arme Vetter bittet beschämt um Verzeihung wegen seiner Unhöflichkeit.

Das Ceremoniell schreibt in vielen Fällen vor, die Freunde einzuladen, aber die Freunde müssen regelmäßig die Einladung ablehnen. Ebenso unhöflich wäre es freilich, abzulehnen, wo die Etikette die Annahme fordert. Wer einen Besuch abstatten will, sendet einige Stunden vorher durch seinen Diener ein Billet; dieses, ein Bogen rothen Papiers, ist aber mehr oder minder groß, wird so oder so viel Mal doppelt gefaltet, je nach der Würde und dem Respect, den man bezeichnen will. Um in die Höflichkeit etwas Großartiges zu legen, werden die Schriftzüge groß hingemalt, man macht sie kleiner gegenüber solchen Personen, denen man

wirkliche Ergebenheit und Achtung erweisen will. Der Hausherr tritt zuerst auf die rechte Seite des Besuchenden; nach dem Empfange geht er zur linken und sagt: „Ich bitte Dich, vorauszugehen.“ Dann begleitet er ihn in der Weise, daß er ein wenig hinter ihm zurückbleibt.

Ist eine Gesellschaft geladen, so findet man im Empfangssaale die Sitze bereits in zwei geraden Reihen einen vor dem andern aufgestellt. Beim Eintreten macht man eine Reverenz, d. h. man verbeugt sich an der Seite des Besuchenden, aber einen Schritt hinter ihm, so tief, daß die in einander gelegten Hände den Boden berühren. In den Südprovinzen ist die Südseite die respectvollere; im Norden ist es umgekehrt; man gibt also je nach der Provinz dem Besucher die Ehrenseite. Durch eine sinnreiche Höflichkeit kann man mit zwei Worten den Stand der Dinge ändern, und wenn man jenen auf die Südseite gestellt hat, sagen: Pe-li; das ist hier die Ceremonie des Nordens, was so viel sagen will, als: ich hoffe, Du wirst mir die geringere Stellung anweisen, wenn ich mich nach Süden stelle. Aber der Hausherr gibt das nicht zu, sondern entgegnet: Nan-li, das ist die Ceremonie des Südens, und Du befindest Dich an der geeigneten Stelle.

Bei den Hochzeitsceremonien spielt die Familie der Braut eine sehr bescheidene Rolle. Wenn z. B. der Vater des Bräutigams nach dem Namen des Mädchens fragt, antwortet der Vater desselben: „Ich habe mit Hochachtung die Beweise der Güte empfangen, welche Du für mich hast. Du thust meiner Tochter die Ehre an, daß sie Gemahlin Deines Sohnes werden soll; aus dieser Wahl erkenne ich, daß Du meine arme, kalte Familie höher achtest, als sie verdient. Meine Tochter ist ein plumpes Geschöpf ohne Geist, und mir hat es an Talent gefehlt, sie gut zu erziehen; indessen wird es mir zum Ruhme gereichen, wenn ich Dir in dieser Angelegenheit Gehorsam bezeige. Du wirst auf einem besondern Papier den Namen meiner Tochter nebst dem Tage ihrer Geburt finden, sodann auch den Namen ihrer Mutter.“

Das Ceremoniell greift bei keinem Volke so tief in's Leben ein, wie bei den Chinesen, darum wird es aber auch schon im Elementarunterricht als ein Hauptlehrfach der Jugend beigebracht.

5.

Wider die Natur.

Auch der Natur sucht der Chinese die Fesseln anzulegen, in denen er selber mit seiner ganzen Natur erstarrt ist. Nicht nur, daß er Bart- und Haupthaar abrasirt, und von letzterem nur so viel übig läßt, um den charakteristischen Zopf zu bilden, auf dessen Pflege er die größte Sorgfalt verwendet, auch die Augenbrauen werden nach hergebrachter Form beschnitten und rasirt. Den Katzen aber verkrüppelt man gern die Schwänze, damit diese nichts haben, was dem Zopfe ähnlich sieht.

In den chinesischen Kunstgärtchen richtet sich der Fleiß des Gärtners vor Allem dahin, die Natur nach beliebten Schablonen zu formen, und nicht etwa nur die Felspartien, sondern auch die Bäume und sonstigen Gewächse, welche regelrecht nach den bekannten Modellen eines Drachen, Eichhorns oder sonst eines Thieres verschnitten oder verstümmelt werden. Ja, fast das ganze weibliche Geschlecht achtet weder Schmerzen noch Entbehrungen, damit der Fuß die pferdefußähnliche Gestalt bekomme, die seit Jahrtausenden für schön gilt.

Frau Ida Pfeiffer erzählt (Eine Frauenfahrt um die Welt. II.): „Obwohl ich viel über die kleinen Füße der Chinesinnen gelesen hatte, überraschte mich doch deren Anblick im höchsten Grade. Durch Vermittelung einer Missionärsfrau gelang es mir, solch ein Füßchen in natura zu sehen. Die vier Zehen waren unter die Fußsohle gebogen, an dieselbe fest gepreßt und schienen mit ihr verwachsen; nur die große Zehe ließ man ungestört auswachsen. Der Vordertheil des Fußes war mit starken breiten Bändern so zusammengeschnürt, daß er, statt in die Breite und Länge, in die Höhe ging und sich mit dem Rohre des Fußes vereinte; an der Stelle des Knöchels bildete sich daher ein dicker Klumpen, der sich an das Bein anschloß. Der Untertheil hatte kaum vier Zoll Länge und anderthalb Zoll Breite. Der Fuß wird stets in weißes Linnen oder in Seide gewickelt, mit starken, breiten Seidenbändern umwunden und in niedliche Schuhe mit sehr hohen Absätzen gesteckt.“

„Zu meiner Verwunderung trippelten diese verstümmelten Geschöpfe, trotz uns breitfüßigen Wesen, ziemlich schnell einher, nur mit dem Unterschiede, daß sie dabei gleich Gänsen wackelten; sie stiegen sogar Trepp' auf Trepp' ab ohne Hilfe eines Stockes.“

„Von dieser chinesischen Verschönerung sind nur die Mädchen der ärmsten Classe, das ist jener, die in Booten wohnt, ausgenommen; in den vornehmen Familien trifft alle das Loos, in den geringeren gewöhnlich die erstgeborne Tochter. — Der Werth der Bräute wird nach der Kleinheit der Füße bestimmt.“

6.

Der Reisbau.

Reis und Thee sind die hauptsächlichsten Nahrungsmittel der Chinesen. Den Reis essen sie meist in Wasser gekocht mit zwei dünnen Stäbchen, welche sie so geschickt zu gebrauchen wissen, daß sie selbst einzelne Körner damit zum Munde führen. Der Morgenreis, etwa um 10 Uhr Vormittags, und der Abendreis, um 5 Uhr Nachmittags, bilden die Hauptmahlzeiten. Die ganze große chinesische Armee, alle Regierungsbeamte erhalten ihre Bezahlung zur Hälfte in Reis. Aber auch der dem Kaiser zu entrichtende Tribut besteht in Reis, der alljährlich auf Tausenden von

Dschunken ihm zugeführt werden muß.*) Die Regierung handelt mit Reis, der Reishandel ist gewissermaßen die Grundlage alles Handels im chinesischen Reiche.

Der Reisbau gedeiht aber nur im Süden des Hoangho und ganz besonders im Delta und dem oceanischen Küstenstriche. Die vielen Kanäle erleichtern die Bewässerung, ist doch das ganze chinesische Niederland noch halb oceanisch. Solche Felder aber, welche höher als Flüsse und Kanäle liegen, werden durch die im Lande überall üblichen Schöpfräder bewässert.

Die Uebervölkerung gestattet dem Boden keine Ruhe. Selbst im Winter muß er Gemüse tragen; im Frühling, nach stattgehabter Ueberschwemmung, werden dann mit einem leichten, durch Büffel gezogenen Pfluge die Aecker durchfurcht und die schon auf einem anderen stark gedüngten Acker gezogenen jungen Pflanzen hineingesetzt, jede 10—12 Zoll von einander entfernt. Die Bewässerung wird öfter wiederholt, und in den südlichen Provinzen eine doppelte Ernte erzeugt.

Durch den Reisbau ist das chinesische Niederland der am meisten bevölkerte Theil des ganzen Reichs, der Sitz großer volkreicher Städte, der Mittelpunkt des Handels und industriellen Verkehrs. Es ist gleichsam der Magen des ungeheuren Reichs, „die Blume der Mitte", wie die Chinesen zierlich es nennen. Der Werth von Grund und Boden ist hier zu einer Höhe gestiegen und der Mensch zu einem Sclaven der Scholle geworden, wie sonst nirgend auf der Erde.**)

Uebrigens deckt der chinesische Reis den Bedarf nicht und es werden alljährlich mehrere Millionen Centner aus Siam, Cochinchina und Japan eingeführt.

7.

Der Theebau.

Die Theestaude — zur Gattung des Lorbeerbaumes gehörig, aus der auch die prächtige Camellia ist — hat in China und Japan ihre Heimath; im südlichen China, zwischen 23° und 31° nördl. Breite, wird sie künstlich gezogen. Die weiße Blüthe, der Kirschblüthe ähnlich, ist schwach wohlriechend; der Theesamen reift im September. Nachdem er in der Sonne getrocknet worden, mischt man ihn mit feuchtem Sand und bewahrt ihn in Körben auf, die mit Stroh zugedeckt werden. Im März wird der Boden für die Anpflanzung hergerichtet, gewöhnlich unter Bambusbüschen und Maulbeerbäumen, um die jungen Schößlinge vor den drohenden Sonnenstrahlen zu schützen. Man gräbt 2 Fuß von einander runde, 3 Fuß im

*) Außerdem bilden noch Thee, Seide und Kattun Naturalabgaben. Die ganze Einnahme in baarem Gelde, die dem kaiserlichen Schatz alljährlich zukommt, wird nur auf 25 Millionen Thaler gerechnet.

**) Vergl. Ritter, Erdkunde von Asien. III. Band.

Umfang haltende und 1 Fuß tiefe Löcher aus, mischt die herausgenommene Erde mit Humus und füllt dann die Löcher wieder aus. In jedes Loch kommen 60 bis 70 Samenkörner, die dann einen Zoll hoch mit Erde bedeckt werden; bei trockenem Wetter begießt man sie mit Wasser, in welchem man Reis ausgewaschen hat. Zwei Jahre wächst die Theestaude mit dem wilden Grase fort, im dritten Sommer aber jätet man das Gras aus und hüllt die Staude in Seidenwurmmist. Zu diesem Geschäft gehört eine Gewandtheit, die man nur durch Uebung lernt. Im vierten Jahre endlich kann man Thee ernten.*)

Die Pflanzungen werden an den Bergabhängen angelegt, damit das Regenwasser ablaufe; muß man aber die Staude auf ebenem Grunde anpflanzen, dann werden, damit das Wasser ablaufe, tiefe Rinnen gezogen, denn bei übermäßiger Feuchtigkeit verdirbt die Pflanze. Die Abhänge, an denen Pflanzungen angebracht werden, müssen die Richtung nach Süden haben; die Nordabhänge sind weit ungünstiger, und darum erntet man auch auf einem und demselben Berge Thee von verschiedener Güte. Zwischen die Bäumchen pflanzt man nicht selten Buschwerk, um die Pflanze im Herbste vor dem Reif, im Sommer vor der Sonne zu schützen. Gewöhnlich hält man drei Mal des Jahres Ernte, und von der Zeit des Einsammelns hängt die Güte des Thees ab. Die erste Ernte geschieht im März, wenn die Blätter anfangen zu treiben und noch ganz zart sind; sie liefert den besten und theuersten, den sogenannten Kaiserthee. Man pflückt aber nicht viel und geht sehr ökonomisch damit zu Werke. Dieser Thee soll ausschließlich für den kaiserlichen Hof bestimmt sein. Die Arbeiter, welche ihn bereiten, müssen sich schon einige Wochen zuvor einer strengen Diät unterwerfen, damit ihre Ausdünstung dem zarten Duft der jungen Blätter keinen Abbruch thue. Die Hände, welche die Theeblätter pflücken und sortiren, müssen sorgfältig gewaschen und dann noch mit Handschuhen überzogen werden. Schon vor Sonnenaufgang geht es an die delicate Arbeit.

Die abgenommenen Blätter werden kurze Zeit in siedendes Wasser geworfen, damit der giftige narkotische Stoff im Thee entweiche; man legt sie dann, wenn sie abgetropft sind, in flache, eiserne, erhitzte Pfannen, in denen sie umgerührt werden, dann auf einen Rolltisch, wo sie ausgebreitet und noch feucht mit den Händen zusammengerollt werden. Die aufsteigenden Dünste werden stets fleißig mit einem Fächer vertrieben. Soll der Thee schwarz werden, schwenkt man die Theeblätter in Drahtsieben über kochendem Wasser und rollt sie dann auf heißen Blechen. Durch diese Behandlung mag der schwarze Thee etwas von der nervenreizenden Kraft des grünen einbüßen, aber eben deshalb vorzuziehen

*) Im siebenten Jahre erreicht der Baum die Höhe von 6—7 Fuß, die Blätter werden zähe, doch benutzt man sie bis zum 10. Jahre.

sein, um so mehr, da man schlechten farblosen Blättern auch wohl durch Zusatz von Berlinerblau die grüne Farbe gibt.

Die feineren Sorten werden durch Zusatz von den Blüthen der Olea fragrans, des Jasmin, der Camellia sasangua, vielleicht auch der Theerose, noch wohlriechender gemacht, und unter dem Namen „Blumenthee", auch wohl „Kaiserthee" genannt, sorgfältig verpackt und versandt. Denn jeder starke Geruch von Eßwaaren, Kaffee und Gewürz benimmt dem Thee den eigentlichen Duft; auch das Salzwasser des Meeres soll ihm schaden, weshalb der nach Kiachta an die russischen Kaufleute versandte sogenannte Karawanenthee in so gutem Rufe steht. Rußland empfängt für seine Fabrikate: metallene Waaren, wollene Gewebe und Tuche, baumwollene und leinene Zeuge, Leder und Pelzwerk, ausschließlich Thee; es ist den russischen Kaufleuten, die in Kiachta Handel treiben, verboten, für ihre Waaren baares Geld zu nehmen. Ehe aber der Thee vom Süden nach Kiachta gelangt, hat er einen Weg von 5000 Werst, theils auf den Flüssen und Kanälen, theils auf den Schultern von Menschen zu machen. Der Austausch mag sich per Jahr auf den Werth von 12 Millionen Silberrubel belaufen. Rußland versorgt auf diese Weise die eigenen Länder und die Bewohner Westasiens mit Thee.

Die Tataren und Mongolen verbrauchen den sogenannten Ziegelthee, der in ziegelförmigen Tafeln hart zusammengepreßt ist, und aus schlechten Blättern des alten Theebaums, oder aus den Blättern eines eigenen Strauches, mit etwas Thee vermischt, zubereitet wird. Auch im Asiatischen Rußland wird dieser Thee verbraucht und als Mahlzeit mit Milch und Butter gekocht genossen.

Für die Europäer sind Canton und Schanghai die Hauptstapelplätze für den Theehandel; der Chinese gibt uns seinen Thee und wir bringen ihm das Gift des Opiums dafür. In Canton hat jedes Handlungshaus sein eigenes Theezimmer und zum Kosten der verschiedenen Sorten einen besonderen „Theeschmecker" angestellt. Vom schwarzen Thee ist Bohea der geringste, dann Congo, dann Souchong und Towchong, der beste aber Pekoe. Man zählt über 40 Arten.

Im Jahre 1851 gingen nach England 68 Millionen Pfund, nach Nordamerika 43 Millionen, nach Australien 4 Millionen, nach Bremen und Hamburg 4½ Millionen Pfund Thee, und doch ist die ganze Menge Thee, welche China an's Ausland liefert, gering im Verhältniß zu derjenigen, welche es selber consumirt.

5. Hochachtung der Chinesen vor dem Ackerbau und der Seidencultur.*)

Ein von den Chinesen sehr geehrtes und ihre alte Hochachtung für den Ackerbau beweisendes Fest ist dasjenige, welches stattfindet, wenn die Sonne den 15. Grad des Wassermannes erreicht. Der Gouverneur jeder Hauptstadt begibt sich in Procession nach dem östlichen Thore, um „den Frühling zu empfangen", den ein Zug mit einer großen Thonfigur darstellt, die einem Büffel ähnlich sieht, welchen die Chinesen „Wasserochs", wegen seiner Neigung für schlammige Gewässer, nennen, und der verwendet wird, um ihre Pflüge durch die Reisfelder zu ziehen. Den Zug begleiten Tragbahren, auf denen sich phantastisch gekleidete und mit Blumen geschmückte Kinder befinden, die mythologische Figuren darstellen, und das Ganze ist von einer Musikbande begleitet. Sobald Alle das Haus des Gouverneurs erreicht haben, hält derselbe in seiner Eigenschaft als Priester des Frühlings eine Rede, worin er die Sorge für den Ackerbau empfiehlt; darauf, wenn er den thönernen Büffel dreimal mit der Peitsche geschlagen hat, fällt das Volk darüber her und bricht das Bild entzwei, das in seinem Innern noch eine Menge kleiner Thonfiguren birgt, um die nun die Menge sich reißt und rauft. Diese Ceremonie hat einige Aehnlichkeit mit der Procession des Apisochsen der alten Aegypter, die auf gleiche Weise mit den Arbeiten des Feldbaues und den Hoffnungen auf ein fruchtbares Jahr verknüpft war.

In derselben Zeit ehrt auch der Kaiser den Ackerbau durch die Ceremonie des Pflügens. Begleitet von einigen Prinzen und den ersten Ministern des Reichs begibt er sich nach dem eigens für diesen Zweck bestimmten Felde in dem abgeschlossenen Raume, der den „Tempel der Erde" umgibt, wo Alles durch dazu angestellte ordentliche Pflüger gehörig vorbereitet worden ist. Nachdem der Kaiser von dem auf diesem Felde gewonnenen Getreide den Göttern geopfert hat, pflügt er einige Furchen, worauf ihm die Prinzen und Minister der Reihe nach folgen. Darauf werden „die fünf Getreidearten" gesäet, und sobald der Kaiser die Vollendung der Arbeit durch die gegenwärtigen Feldarbeiter angesehen hat, wird das Feld der Aufsicht eines Beamten übergeben, dessen Geschäft es ist, den Ertrag davon einzusammeln und für die Opfer aufzubewahren.

Die nämliche Aufmunterung und das Beispiel, welches der Kaiser in Person der Production der Hauptnahrungsmittel gewährt, wird von der Kaiserin dem Anbau des Maulbeerbaums und der Pflege der Seidenwürmer gegeben, da diese die hauptsächlichsten Kleiderstoffe liefern, deren Anfertigung größtentheils Sache der Frauen ist. Im neunten Monat des Jahres begibt sich die Kaiserin mit ihren ersten Damen zum Erfinder des

*) Nach „China und die Chinesen" von John Francis Davis.

Seidenbaues, demselben ein Opfer darzubringen. Nach Beendigung dieser Ceremonie wird eine Quantität Maulbeerblätter gesammelt, die zur Ernährung des kaiserlichen Depots von Seidenwürmern bestimmt sind. Hierauf werden andere mit der Seidenbereitung verknüpfte Geschäfte vorgenommen, z. B. das Erhitzen der Cocons im Wasser, das Abwinden des Gespinnstes u. s. f., und so schließt die Ceremonie. — Von den sechszehn an das Volk gerichteten „heiligen Gesetzen" bezieht sich das vierte ausschließlich auf die vorerwähnten Gegenstände. „Besorgt," heißt es daselbst, „eure Landgüter und Maulbeerbäume, damit ihr genügende Nahrung und Kleidung erhalten mögt." Ein Kaiser der vorigen Dynastie ließ ausdrücklich zur Erklärung der beiden Industriezweige ein Werk verfassen, das den Titel führt: „Keng-tschi-tu" (Erklärung des Ackerbaues und der Weberei). Es besteht aus vielen Holzschnitten, welche die verschiedenen Processe bei der Erzeugung von Reis und Seide darstellen, und mit einer Beschreibung in Worten begleitet sind. Die großen Vorzüge, welche die chinesischen Regenten dieser inländischen Industrie vor dem Handel, besonders dem ausländischen, geben, scheint von dem Gefühl dictirt zu werden, daß die Herrschaft des Handels der Vergänglichkeit unterworfen ist, während Staaten, die nur von sich selbst abhängen, der Zeit trotzen können.

---

6. Das Opium.

Die verderblichste Gewohnheit, der sich die Chinesen hingeben, ist der Gebrauch des Opiums, oder einer Zubereitung dieses Arzneimittels, die sie Tschandu nennen. Folgendes ist die Art, wie sie es zum Rauchen zurecht machen. Zwei Opiumbeutel werden aufgeschnitten und ihr Inhalt in eine eiserne Pfanne geschüttet, die man auf ein langsames Feuer setzt. Ein Mann rührt mit einem Stück Holz darin herum, bis das Ganze geschmolzen ist, dann wird es getheilt und in zwei Pfannen geschüttet; diese werden über dem Feuer gedreht und erhitzt, bis alle Feuchtigkeit absorbirt ist; das Opium kann dann in einzelnen Schnitten abgelöst werden. Nun wird die Haut, die von den Beuteln abgezogen worden ist, in Wasser gesotten, bis alles Opium sich von ihr gelöst hat; das Wasser wird dann geseiht und über die Opiumschnitte ausgegossen. Dann werden Körbe in Bereitschaft gesetzt, deren Böden mit mehreren Schichten gewöhnlichen chinesischen Papiers belegt sind, und nachdem man sie mit den Opiumschnitten gefüllt, setzt man sie abermals auf Pfannen, läßt siedendes Wasser hineinlaufen und das aufgelöste Opium durchsickern. Das Opiumwasser wird wiederum gesotten, bis es sich zu der geeigneten Festigkeit verdichtet. Während des Siedens steht ein Mann mit einem Bund Federn daneben, womit er die Pfannen am oberen Rand benetzt und feucht erhält, um das

Anbrennen zu verhüten, wie er damit auch allen Schmutz wegnimmt, der etwa in die Höhe steigt. Wenn das Präparat so dicht geworden ist, daß es zwei oder drei Fuß weit aus der Pfanne gezogen werden kann, ohne zu brechen, so hat es genug gekocht. Die Pfannen werden vom Feuer abgenommen, auf den Boden gestellt, und der Tschandu wird mit Fächern gekühlt; ist er ganz kalt, wird er in zinnerne Büchsen geschüttet und dem Handel übergeben. Fast immer wird er aber dadurch verfälscht, daß man aufgelösten Kandiszucker in das Opiumwasser schüttet, bevor es gesotten wird. Die Fabrikanten von unerlaubtem Tschandu mischen doppelt so viel Zucker darunter, als in der Opiumpächterei geschieht.

Der Chinese will sich auch das geringste Atom des „kostbaren" Opiums nicht entgehen lassen. In allen Tschanduläden hält der Kaufmann ein Tuch in seiner Nähe, um seine Finger, Messer oder irgend einen mit Tschandu in Berührung gekommenen Gegenstand daran abzuwischen; dieses Tuch wird so lange gebraucht, bis es wohl gesättigt ist, und dann wird es für einige Cents verkauft. Die Lumpen werden in Wasser getaucht, das nun geseiht und gesotten wird, bis man den darin enthaltenen Tschandu gewinnt, in welchen dann junge Zuckerrohrblätter ganz klein zerhackt geworfen werden; nachdem die Masse wohl umgerührt ist, wird sie zu Pillen geformt, gekauft und gegessen. Dieses Präparat wird „Muddeth" genannt.

Tschandu ist ein tödtliches Gift, wovon der vierte Theil vom Gewicht eines Dollars einen Mann binnen einer Stunde tödten kann. Das beste Gegenmittel gegen die Vergiftung ist Oel, namentlich Cocusnußöl, das augenblickliches Erbrechen verursachen muß. Ist der Tschandu in Arak oder Wasser aufgelöst worden, so wird das Oel nicht die gewünschte Wirkung hervorbringen, und der Patient muß dann durch mechanischen Reiz zum Erbrechen gebracht werden.

Der Tschandu wird geraucht. Der Raucher nimmt eine Pfeife, an deren Kopf ein convexes Stück Zinn angebracht ist, das ein ganz kleines Loch in der Mitte hat, das kleinste Körnchen Tschandu wird in das Loch gelegt, der Raucher, nachdem er eine liegende Stellung genommen, hält den Tschandu an die Flamme eines Lämpchens, saugt den Dampf ein, und in wenigen Secunden ist der Tschandu verbrannt, dessen Asche in den Kopf der Pfeife fällt. Wenn eine Pfeife eine Zeit lang gebraucht ist, wird der zinnerne Deckel des Kopfes abgenommen und der Abfall ausgeschüttet. Aber auch dieser — Tyle-Tschandu genannt — wird noch benutzt; die Kaufleute verkaufen ihn an die ärmere Classe, zu 25 bis 40 Cents den Tyle.

Ein eingefleischter Raucher wird einen halben Tyle oder noch mehr auf Ein Mal verbrauchen, er fällt dann zurück und verschläft die Wirkung. Es ist aber merkwürdig, daß ein Opiumraucher nicht lange schlafen kann; beim Erwachen wird er, abgemattet, zu seiner Pfeife zurückkehren, bis der Schlaf von Neuem seine Augenlider schließt. Die Träume und

Phantasien bei einem solchen Schlafe sind sehr wonnevoll. Der unmäßige Gebrauch dieses verhängnißvollen Artikels zerstört in wenigen Jahren alle Kräfte eines Mannes und macht ihn zu jeder Arbeit unfähig. Man erkennt die Opiumraucher leicht an ihrem abgemagerten, von Leiden verzehrten Gesichte.

Obgleich eine ungeheure Quantität von unprivilegirtem Tschandu aus dem malayischen Gebiet und der Provinz Wellesley nach der Insel geschmuggelt wird, muß der Pächter doch noch einen bedeutenden Gewinn haben, da er der Regierung 2600 Dollars monatlich Abgabe zahlt. Er hält sich fünf Kleinhändler oder Commis, welche die Rechnungen führen und die Waare im Einzelnen verkaufen; ferner sechs Tukangs oder Arbeiter, einen Koch, zwei Wasserführer und acht Einnehmer.

III. Japan.

1. Das Inselreich Japan.*)

Wie es den Engländern gelungen ist, den Chinesen fünf Freihäfen (Canton, Amoy, Futschofu, Ningpo und Shanghai) abzuzwingen und so die Kette, womit auch von der Seeseite her das Reich verschlossen gehalten werden sollte, zu sprengen: so gebührt neuerdings den Vereinigten Staaten Nordamerika's das Verdienst, die Sprödigkeit der Japanesen gebrochen zu haben. Laut Vertrag vom 31. März 1854 können fortan die amerikanischen Schiffe in die Häfen von Simoda und Hakodadi einlaufen. Die Engländer machten es den Amerikanern nach, und erzwangen unter Lord Elgin im August 1858 gleichfalls einen Handelsvertrag.

Simoda ist eine kleine Stadt von ungefähr 3000 Einwohnern, an der gleichnamigen Bucht gelegen, unter 34° 39′ 49″ nördl. Breite und 138° 57′ 30″ östl. Länge von Greenwich. Der Hafen, durch eine kleine Auszackung des Landes in der Richtung von Nordost nach Südwest gebildet, ist den Südwestwinden offen, welche das Ankern oft sehr schwierig machen, dagegen vor Nord- und Ostwinden vollkommen geschützt. Simoda liegt an der südöstlichen Spitze der Halbinsel Idzu, an der östlichen Seite der Insel Nipon, südlich von der Stadt Jeddo.

Hakodadi liegt an der Südseite der Insel Jesso und wird als einer der prächtigsten Häfen der Welt gelobt; nördl. Breite 40° 49′ 23″, östl. Länge 40° 17′ 45″.

Das Königreich Japan wird von vier größeren Inseln gebildet: Jesso, Nipon, Sikok, Kiusiu, und einer Menge von kleinen Eilanden,

---

*) Mit Bezugnahme auf die Berichte der preußischen Expedition nach Ost-Asien. Nach amtlichen Quellen (1864) und die Reisebriefe von Reinh. Werner (Leipzig, Brockhaus 1865).

von denen die bedeutendsten im Süden die Liu-kiu-Gruppe (Lutschu-Inseln) sind. Alle diese Inseln gehören zu jenem vulkanischen Gürtel, der sich von Kamtschatka und den Kurilen nach Süden hinab zu den Molucken und nach Westen über zahlreiche Inseln des indischen Archipelagus, die Philippinen, Java, Sumatra zu den Küsten Arakans und den Andamanen und Nikobaren im Bengalischen Meerbusen erstreckt.

Die Hauptinsel der Japaner, Nipon (auf 4081 □Meilen geschätzt), wird ihrer ganzen Länge nach von einer Bergkette durchschnitten, welche durch den vorherrschenden Basalt und die trachitischen Gebilde auf ihren vulcanischen Ursprung hinweist, aber auch noch viele jetzt thätige Vulcane enthält, von denen der Fusi-Yama der bedeutendste (13,300 Fuß hoch) ist. Seine imposante Pyramide ist den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt; der letzte Ausbruch fand im Jahre 1707 statt, und seitdem ist ein Stillstand eingetreten. Hinwiederum ist ein anderer Vulcan, der Wurzendaken, auf der Insel Sinabara, seit dem heftigen Ausbruche von 1792 der Schrecken der Nachbarn geworden. Im genannten Jahre stürzte plötzlich der Gipfel des Berges ein, während ein Theil seiner Abhänge in die Luft geschleudert ward, und aus einem neu emporgetriebenen Krater einen Strom heißen Wassers sprudelte, der, die Ebenen überfluthend, Häuser und Bäume mit sich fortriß. In Simoda und Jeddo waren kurz nach der Anwesenheit der Amerikaner (in Simoda am 23. December 1854) sehr heftige Erdbeben. Die russische Fregatte „Diana", welche in der Bai von Simoda Anker geworfen hatte, kam in große Gefahr, da unmittelbar nach dem Erdstoß die See hoch aufwallte und in eine strudelnde Bewegung gerieth, so daß sich die Fregatte während eines Zeitraums von einer halben Stunde 43 Mal wie ein Kreisel herumdrehte. Niemand an Bord konnte auf seinen Füßen stehen; die Ankertaue und Ankerketten zerrissen wie Spinnfäden.

Das Japanische Meer ist sturmvoll, doch das Klima der Inseln selber gemäßigt, ziemlich regelmäßig und durchaus gesund. In Folge der nördlichen und nordwestlichen Winde, die von dem schnee- und eisreichen asiatischen Festlande wehen, ist das Klima der Nordwestküsten natürlich kälter, als die entsprechenden Breitegrade im mittleren Europa. Es kommt schon am 32° nördlicher Breite (der Südspitze Spaniens parallel) Eis vor, und auf der Insel Dschesima, 34° 12′ nördl. Breite, gedeiht der Reis nicht mehr, im Norden von Jesso, 45° nördl. Breite, tritt auch der Weizenbau zurück. Dagegen schützt wieder die ganze Nipon durchschneidende Bergkette die südöstliche Küste, welche sich eines milden Klima's und großer Fruchtbarkeit erfreut. Die Ebenen nordöstlich von Jeddo bis an den 38. Breitengrad sind so fruchtbar, daß sie die Kornkammer von Japan genannt werden; fast auf der ganzen Südostküste von Nipon, Sikok und Kiusiu trägt der Reis zwei Ernten.

Wer im Frühjahr in die Bai von Jeddo segelt, kann schon im März und April die Camellia japonica, deren Gebüsche bis zur Baum-

größe von 25 bis 30 Fuß aufwachsen, in voller Blüthe finden. Auf günstig gelegenen sonnigen Ebenen wächst das Bambusrohr, die Palme, der Bananenbaum, auch an Orangen ist kein Mangel, aber der japanische Theestrauch soll an Güte dem chinesischen nachstehen.

Die Japaner sind tüchtige Ackerbauer und eifrige Gärtner, und wissen selbst dem vielfach steinigen Boden ihrer Berge ergiebige Ernten abzugewinnen. Es fehlt bei der natürlichen Gestaltung ihrer Inseln an langen Flußthälern, doch sie verstehen auch ihre kurzen Flüsse und Bäche gut für eine regelrechte Bewässerung auszubeuten. Die steilsten Bergabhänge, in Terrassen abgetheilt, werden angebaut, und selbst der harte Fels wird durch darauf geworfenen Humus zum Acker gemacht. Sogar in den bevölkertsten Städten muß der Japanese ein grünes Stück Land um und bei sich haben und das kleinste Haus hat sein Gärtchen. Freilich sind die Leute bei der großen Bevölkerung, die in Folge der Absperrung des Landes keinen Abzug finden konnte, wie in China zur größten Oekonomie gezwungen. Reis und Fische bilden die Hauptnahrung; der Gartenbau liefert Erbsen, Karotten, Zuckerwurzeln, Rettige, Salat, Melonen, Gurken, auch Bataten und Kartoffeln. Büffel, Ochsen und Kühe werden nur zum Lasttragen verwendet, da religiöse Scrupel dem Japanesen den Genuß des Rindfleisches verbieten. Auch der Genuß der Milch ist unbekannt. Die Pferde sind von kleiner, kräftiger Race; Esel, Maulthiere, Elephanten und Kameele fehlen. Schweine und Schafe sind in geringer Zahl vorhanden, der Hunde und Katzen aber ist Legion, auch — wie in China — an Ratten und Mäusen kein Mangel. Vogelfang durch Leimruthen ist sehr beliebt, die Jagd auf Enten, Feldhühner, Fasanen, Schnepfen sehr ergiebig. In den steinigen, gering bevölkerten nordöstlichen Landstrichen Niphon's leben Hasen und Wildschweine, Affen und Füchse. Die Literatur der Japanesen weiß von manchen Schelmstücken Reineke's zu erzählen und der Volksglaube hält dafür, daß auch die bösen Dämonen sich in die Fuchsgestalt hüllen. Der Natursinn ist bei weitem mehr ausgebildet, als bei den Chinesen, obwohl auch diese keineswegs so prosaisch sind, als man gemeinhin glaubt. Jede Blume, jeder Baum, jedes Thier fast hat von einem begeisterten Japanesen eine dichterische Verherrlichung gefunden. Ueber die schöne Nachtfliege, welche für ein heimtückisches, in allen Künsten der Verstellung wohl bewandertes Wesen gehalten wird, ist in unzähligen Reimen gesungen. Ihre über einander geschichteten Flügel glitzern in allen Farben und sind mit himmelblauen und goldenen Streifen überzogen.*)

---

*) Wegen ihrer Schönheit — so erzählt die japanische Fabel — hatten sich einst alle Nachtvögel in sie verliebt und stellten ihre Anträge. „Bringet erst Licht herbei!" antwortete die Listige, „denn der Schönheit geziemt es, sich in vollem Glanze zu zeigen." Da flogen sie alle hinweg, die in Finsterniß geborenen und erzogenen Freier, die das Licht nicht gesehen haben und keinen Gebrauch davon zu machen wissen.

Die Rinde des vielfach geästeten Papiermaulbeerbaums (Broussonetia papyrifera) wird von den Japanesen nicht bloß zur Bereitung des Papiers benutzt, sie liefert ihnen auch Stoff für Lunten und Stricke, für Zeuge und Kleider. Ganz vorzüglich gedeiht der Firnißbaum, besonders in der Landschaft Jamato, wo der Dairi Hof hält. Das Wort „Firniß", ursprünglich „Frusi", ward von Japan aus in alle Länder verbreitet. Der Baum gibt einen milchartigen Saft, womit Geräthe, Tische und Tafelgeschirre überzogen werden. Die Seidenzucht ist seit den ältesten Zeiten in Japan heimisch, doch die Seide nur von mittlerer Güte. Desgleichen ist die Baumwollenweberei sehr unvollkommen, allein in der Fabrikation lackirter Waaren und namentlich in der Bearbeitung von Metallen sind die Japanesen Meister. Der Bergbau steht in hoher Blüthe und bringt eine nicht unbedeutende Menge edler Metalle, mehr Gold als Silber. Das japanische Kupfer ist bekanntlich das beste in der Welt. Was sie von europäischen Instrumenten sehen, erregt stets das größte Interesse der Japanesen, und man findet in ihren Werkstätten bereits Uhren, Barometer und Thermometer. Da die Länge der japanesischen Stunde in verschiedenen Jahreszeiten verschieden ist, so versehen sie ihre kleinen, netten, durch ein Gewicht getriebenen Uhren mit mehreren Zifferblättchen, um sie diesen Veränderungen anzupassen. Nur auf die Baukunst verwenden sie keinen Fleiß. Ihre Gebäude sind meist leicht aus Bambus und Holz auf einem niedrigen Fundamente von Stein aufgeführt und wegen der häufigen Erdbeben gewöhnlich nur ein Stock hoch. Ein großer leerer Raum im Innern wird durch bewegliche Wände nach Belieben in größere oder kleinere Zimmer verwandelt. Feuerbecken und das Herdfeuer ersetzen die Oefen und Kamine; der Rauch muß aus der Thür oder aus der in der Mitte des Daches befindlichen Oeffnung seinen Ausgang nehmen. Die Reicheren haben ihre Häuser auch wohl mit Kupferblech oder schweren Ziegeln gedeckt, die Aermeren mit Schindeln, die sie mit Steinen (wegen der öfteren Stürme) beschweren. Diese Dächer, wie auch die um das Haus laufenden Gallerien, die von einem zweiten Dach geschützt sind, erinnern an die Bergländer der Schweiz und Deutschlands.

Der Japanese sitzt auf Matten, die den Boden einnehmen und über welche auch noch Teppiche gebreitet werden; er ißt mit Hilfe kleiner Stäbchen in echt orientalischer Stellung, nämlich mit übereinander geschlagenen Füßen. Schränke mit vielen Schubfächern und Schirme, die er vor sich setzt, wenn er schlafen will, bilden das einzige Stubengeräth. Die Wände sind mit geblümtem Gold- und Silberpapier, bei Reicheren auch wohl mit fein geschnitztem Holzwerk überzogen und mit Porzellan verziert. Feuersbrünste sind bei so leichter Bauart sehr häufig, weshalb man auf dem Giebelende der Häuser ein Wasserfaß aufgestellt sieht; auch vor den Häusern werden Wasserkübel placirt. In den verschiedenen Stadttheilen sind Standquartiere für die Löschmannschaften eingerichtet, eben so ist an allen Straßenecken ein Brett aufgehängt, auf welches bei ausbrechendem Feuer

der in jeder Straße angestellte Wächter mit einem kurzen eisernem Stocke das Lärmzeichen gibt.

Um ihre Vorräthe zu sichern, haben Bauern und Kaufleute besondere aus Steinen erbaute Vorrathshäuser, die mit Ziegeln gedeckt sind. Recht zierlich sehen die Veranda's und Vorhallen mit hölzernen Säulen vor den Stadthäusern aus. Glasfenster trifft man nirgends, geöltes Papier versieht die Stelle des Glases. Des Abends werden die Zimmer durch hölzerne, mit geöltem Papier verklebte Laternen beleuchtet, worin ein flacher, mit Fett gefüllter Napf aufgehängt ist, der einen Papierdocht speist.

Ein bis ins Kleinste durchgeführtes Beamten- und Polizeisystem regelt das Staats- und Gemeindeleben. Sogar das Bewässern der Felder wird von besonders dazu angestellten Beamten sorgfältig überwacht; sie geben einem Jeden nach Verhältniß der Ausdehnung der Felder eine bestimmte Quantität Wasser aus dem Kanale. Alle Beamten sind von Spionen umgeben und zum Theil selber Spione. Um das System, nach welchem Einer für die Handlungen des Andern verantwortlich gemacht wird, durchzuführen, ist das Haupt der Familie zugleich der Aufseher des Hauses; je fünf Häuser haben wieder einen besonderen Vorstand, der seinerseits an den Vorsteher der Straße (Kachnia) zu berichten hat, was vorfällt, und dieser hat wiederum seinen Bericht dem Ottom oder Bezirksvorsteher zu machen, welcher denselben an den Magistrat abliefert. So bewacht eine Hälfte der Nation die andere. Bei manchen Vergehungen trifft die Strafe nicht bloß den Verbrecher, sondern dessen ganze Familie.

Ueber die Befolgung der Gesetze, die in jedem Dorf und jeder Stadt laut vorgelesen und dann an einem bestimmten Orte angeschlagen werden, wird streng gewacht, und selbst die Würdenträger finden keine Gnade, wenn sie gefehlt haben. Da die Todesstrafe auch Confiscation des Vermögens nach sich zieht, so benutzt der Fürsten- und Adelsstand sein Vorrecht des Hara-kiri (Bauchaufschlitzens), indem sich der in Ungnade Gefallene mit einem Messer den Bauch aufschlitzt. Auch bei Duellen findet der Hara-kiri statt. Glaubt ein Bewohner von einem Andern tödtlich beleidigt zu sein, so schneidet er sich auch wohl den Leib auf und läßt dies den Andern wissen, worauf derselbe ein Gleiches thun muß, wenn er nicht entehrt sein will. Für die Ehre ist der Japanese höchst empfindlich und jede Trübung derselben wird mit Blut abgewaschen; daher die vielen Morde und Selbstmorde namentlich in den höhern Ständen. Wer sich selbst den Leib aufschlitzt, der hat seine Ehre gerettet und der Sohn darf Vermögen und Würde des Vaters übernehmen.

Obwohl kein eigentliches Kastenwesen herrscht, sind doch die Rangstufen der Gesellschaft erblich und werden sehr genau unterschieden. Der Adel stellt sich dem Volke schroff gegenüber und unterscheidet sich auch äußerlich durch weitere Beinkleider und zwei Schwerter, die im Gürtel getragen werden. Im Adel selbst gibt es wieder verschiedene Rangclassen vom Reichsfürsten bis zum gemeinen Soldaten herab. Zum Volke gehören

die Handel und Gewerbe treibenden Classen und unter diesen gibt es wieder viele Abstufungen. So dürfen die Ackerbauer das kürzere Schwert tragen, die Kaufleute müssen sich aber das Recht dazu erst erkaufen, indem sie sich als Lehnsleute eines Adeligen einschreiben lassen.

Jedes Mitglied der Adelsclasse ist auch als solches Soldat, wird mit einem bestimmten Range in der Armee geboren und muß das Waffenhandwerk lernen; er muß, zum Jüngling herangewachsen, seinem Lehnsherrn den Eid der Treue leisten und erhält fortan seinen bestimmten Sold aus dessen Kasse. Alle Daïmios sind verpflichtet, nach dem Maß ihrer Einkünfte Soldaten zu unterhalten.

Weite Beinkleider sind Zeichen hoher Würde. Die Hauptkleidung ist eine Art Kaftan, je nach dem Stande der Person von Seide, Baumwolle oder Hanf. Die Männer ziehen nach Umständen bis sechs solcher Röcke übereinander, die Frauen das Doppelte und Dreifache dieser Zahl. Der weite, am Oberarm offene Aermel ist vorn zusammengenäht und dient als Tasche. Die Schuhe sind einfache hölzerne Leisten bei schlechtem Wetter, oder mit Stroh geflochtene Sandalen. Die Hüte sind von Stroh oder Leder, auch von Holz und Pappe und gewöhnlich lackirt, werden aber vorzugsweise nur vom Militär getragen. Auch die Männer tragen Sonnenschirme und Fächer; im Gürtel steckt ein Schreibzeug mit der Brieftasche, die Papier, Geld und Arzneimittel enthält. Arme Leute gehen im Sommer fast ganz nackt. Da die Fischer und Seeleute an den Küsten fortwährend der Sonne und Luft ausgesetzt sind, hat ihre Körperfarbe einen bräunlichen Teint angenommen. Die Bewohner der Städte und die Vornehmen haben ihre weißere Hautfarbe bewahrt.

Kopf und Bart sind bei den Männern stets geschoren, aber ungleich den Chinesen scheeren die Japanesen nur den Vorderkopf, binden dann die Haare zu einem fingerlangen Zopf zusammen, den sie nach vorn überlegen. Geistliche, Aerzte und geschiedene Frauen tragen ein völlig geschorenes Haupt. Die Mädchen und Frauen verwenden auf den Haarputz die größte Sorgfalt; nur eine kleine Stelle auf der Mitte des Scheitels wird kahl geschoren, das Haar von allen Seiten nach dieser Mitte hinaufgestrichen und dann in einen leichten, vollen Knoten geschlungen. Goldene und silberne Nadeln werden hindurchgesteckt, auch wohl eine Menge kleiner, schön polirter Stückchen Schildpatt diademartig im Kreise aufgesteckt. Das Haar der Japanerinnen ist meist schwarz und sehr weich. So hübsch die unverheiratheten Japanerinnen sind, so häßlich erscheinen sie als Frauen, da sie die Haare der Augenbrauen ausraufen und die Zähne schwarz färben.

Alle Japanesen halten sehr auf Reinlichkeit in ihren Wohnungen, wie an ihrem Leibe. In allen Städten gibt es öffentliche Badehäuser, wo jedoch seltsamer Weise beide Geschlechter sich ganz unbedenklich zusammenfinden, sich auch wohl gegenseitig einseifen und abwaschen.

Die neugebornen Kinder werden gleich nach der Geburt gebadet, und

bleiben so lange nackt, bis ihnen nach einem Monat im Tempel der Name gegeben wird; dann empfangen sie erst ein Kleid. Die Kinderzucht ist streng und der Elementarunterricht unter dem ganzen Volke verbreitet. Die Kinder der Vornehmeren erhalten noch besondere Lectionen über das Ceremoniell, eingeschlossen die Fälle, wo es die Ehre erfordert, sich den Bauch aufzuschlitzen. Es zeigt übrigens von der höhern Cultur der Japanesen, daß sie auch die Mädchen nicht nur in den Fertigkeiten der Haushaltung, sondern auch in Kenntniß der Literatur unterrichten. Selbst die Dienstmädchen benutzen ihre Freistunden, um sich freundschaftliche Briefe zu schreiben. Die Soldaten vertreiben sich die Langeweile des Postenstehens mit Lectüre und Räthselaufgeben; Witzspielen und Sinnsprüchen sind Alle ergeben, die einigermaßen auf Bildung Ansprüche machen. Es fehlt nicht an illustrirten Büchern mit Holzschnitten, die eine gute Sicherheit in Perspective und Zeichnung verrathen; die Farbendrucke sind etwas roh, aber geistreich ausgeführt.

Es ist im Vergleich mit den Chinesen im japanischen Volke bei Weitem mehr Energie, Thatkraft, Muth und Tapferkeit. Wie bei den Engländern die Mischung des britischen, sächsischen und normannischen Blutes eine sehr kräftige Race hervorgebracht, so ist auch bei den Japanesen die Verschmelzung verschiedener Nationalitäten das Mittel geworden, die Race vor physischem und moralischem Siechthum zu bewahren. Wahrscheinlich sind die Japanesen ein Mischlingsvolk aus mongolischen und malayischen Stämmen; unverkennbar wohnen noch kleine gedrungene und größere schlankere Leiber als verschieden geartete Landsleute nebeneinander. Einen gemeinschaftlichen Ursprung mit den Chinesen weisen die Japaner jedoch mit Abscheu zurück. Kämpfer hat die freilich nicht bewiesene Behauptung aufgestellt, daß sie von den alten Babyloniern abstammten, die über Korea bis nach Nipon hinüber ausgewandert seien. Nach alten Ueberlieferungen der Japanesen selbst soll aber ihr Land ursprünglich von Papuas bewohnt gewesen, dann aber durch Männer von den Kurilen (Ainos) eingenommen sein; doch hätten auch Einwanderungen von Hindu's stattgefunden. Im Norden der Insel Jesso tritt ganz deutlich die Race der kleinen Ainios hervor, während z. B. im Innern von Kiusiu die Gesichter mit platter Nase, vorstehenden Backenknochen und ein wenig schiefgestellten Augenwinkeln auf mongolische Abstammung hinweisen.

Der Engländer Adams, aus Gillingham in Kent gebürtig, der sich der ersten Expedition der Holländer nach Japan anschloß und dessen Berichte in einem Werke aufbewahrt sind, das unlängst von der Hakluyt-Gesellschaft herausgegeben wurde,*) sagt u. A. von den Japanesen: „Sie haben viel Verstand und ertragen Schmerzen, Mühen und Kummer mit

*) Memorials of the Empire of Japan, edited with notes by Thomas Rundall. London: published by the Hakluit-Society. Der Verfasser dieses Werks war ein Zeitgenosse Shakespeare's.

unglaublicher Geduld. Sie setzen ihren Stolz darein, weder in Worten, noch in Handlungen, sei es Furcht, sei es Betrübniß zu verrathen und machen Niemanden, wer es auch sei, zum Mitwisser ihrer Sorgen. Ihre Ruhmsucht ist außerordentlich; zugleich sind sie im Punkt der Ehre überaus empfindlich und lassen die kleinste Beleidigung nicht ungerächt. Armuth thut bei ihnen dem Adel des Blutes keinen Eintrag. In Würde und Galanterie thun sie es den Spaniern gleich. Im Umgange sind sie meist verbindlich und voller Complimente. Sie würden lieber ein Glied ihres Körpers verlieren, als eine Förmlichkeit auslassen, wenn sie einen Freund begrüßen. Gegen die Fremden sind sie nicht minder höflich und in allen Beziehungen zu denselben pünktlich und worttgetreu."

Diese Schilderung paßt noch heute, mit Ausnahme des letzten Punktes. Als es den Portugiesen geglückt war, in Japan festen Fuß zu fassen, als die Jesuiten und Mönche der verschiedenen Orden die christliche Religion immer weiter ausbreiteten und selbst Fürsten zu ihrer Lehre sich bekannten: wies der Kaiser die Beschwerden und Anklagen der buddhistischen Priester zurück mit den Worten: „Wo fünfunddreißig Confessionen geduldet werden, kann auch noch die sechsunddreißigste bestehen." Das Volk freute sich des Fortschritts und der geistigen Anregung, welche ihm von den Europäern zu Theil wurde, aber der Neid der Portugiesen, Spanier und Holländer und die Unduldsamkeit und der Stolz der christlichen Priester, die sich mit ihrem geistlichen Einfluß nicht begnügen wollten, verdarben wieder Alles. Der Bürgerkrieg, der zu Ende des sechszehnten bis in das erste Viertel des siebzehnten Jahrhunderts hinein in Japan wüthete, kostete sämmtlichen Portugiesen das Leben, und seit 1640 schloß sich Japan gänzlich von der ferneren Berührung mit den Fremden ab. Die Holländer, welche das Feuer geschürt hatten, erreichten nur mit größter Anstrengung, daß ihnen gestattet wurde, im Hafen von Nangasaki auf einem künstlich aufgeworfenen Damm (Insel Desima) eine Factorei zu halten. Die holländische Compagnie ward auf 11 Personen*) beschränkt, und diese hielt man unter so strenger Aufsicht, daß ihr Leben wie eine Gefangenschaft war und noch ist.

Man kann es den Japanesen nicht verdenken, wenn sie mißtrauisch gegen die fremden Eindringlinge werden, deren Uebermacht sie wohl kennen. Kaum hatten neuerdings die Engländer Zutritt im Lande erhalten, so traten sie auch mit der bekannten Insolenz und Grobheit auf und thaten, als wären sie Herren im Lande. Die Daily Preß von Hongkong meldete bereits vom 21. April 1859 sehr ärgerliche Scandale, hervorgerufen durch europäische Matrosen, die betrunken an's Land gegangen

*) Der Chef der Factorei, ein Magazindirector, ein Buchhalter, ein Arzt, fünf Commis und zwei Magazinwächter. Die Dienstboten mußten Japaner sein und mit Sonnenuntergang die Insel verlassen.

waren und allerlei Excesse verübt hatten, welche die von ihrer Polizei stets in Zucht und Ordnung gehaltenen Japanesen sich nicht zu schulden kommen lassen. Die altadelige conservative Partei haßt die Fremden und scheuet sich nicht, auch Mörder zu dingen, um sie auszurotten. Das Volk im Großen und Ganzen ist aber für fremde Bildung sehr empfänglich und liebt den Fortschritt, und auch die Regierung ist noch immer in den Händen der Fortschrittspartei. Die Handelsverträge, die sie jetzt mit so vielen Weltstaaten geschlossen hat, und der Verkehr mit den gebildeten Nationen des Abendlandes werden manche wohlthätige Verbesserungen und Fortschritte in der ganzen Cultur der Japanesen zur Folge haben; diese werden Alles aufbieten, sich von der Macht höher entwickelter Nationen nicht überrumpeln zu lassen, und der Eifer, mit dem die japanesischen Gesandten (1862) in Paris und besonders in London Alles studirten, was auf Industrie, Technik im Kriegswesen, sociale und politische Verhältnisse Bezug hatte, zeigt ihren Ernst, in der Bildung fortzuschreiten.

Die Kämpfe, welche Europa fast, wenn nicht schon ganz, hinter sich hat, beginnen erst für Japan. Die Fesseln des Lehnswesens haben das Volk viele Jahrhunderte hindurch eingezwängt in feste Kastenunterschiede, in einen Polizeizwang, der jede Bewegung leiten oder hemmen wollte; der große grundbesitzende Adel war im Grunde der allein gebietende Herr. Ihm haben die liberalen Beamten die Waage gehalten, obwohl auch diese die arbeitende Classe des Volkes in strenger Abhängigkeit hielten. Nun aber werden sich die Kaufleute und Handwerker im Verkehr mit den Fremden fühlen lernen; der Engländer Hodgson hörte bereits öfter Leute aus der Mittelclasse fragen: Weshalb sollen wir nicht auch auf Pferden reiten, zwei Schwerter tragen, ein Landhaus besitzen und die Bücher lesen, die uns gefallen?

---

2. Wanderskizzen auf einer Fahrt von New=York nach China und Japan.

Gesammelt von W. Heine.

In der Bai von Jeddo, am Bord der Dampffregatte Susquehanna, 11. Juli 1853.

Nachdem wir auf der Susquehanna, begleitet von der Mississippi, der Saratoga und dem Plymouth, am 2. Juli aus dem Hafen von Napa abgesegelt waren, erwarteten wir am 8. mit Tagesanbruch in Sicht von Nipon zu kommen, weshalb ich mich schon von Tagesanbruch an auf dem Deck aufhielt. Ein dichter Nebel lag auf der See, und die Sonne machte sich nur langsam Bahn. Die Susquehanna, mit der Saratoga im Schlepp-

tau, fuhr voraus, die Mississippi mit dem Plymouth folgte. Manchmal ward eine japanische Dschunke sichtbar, sobald sie uns aber gewahr wurde, machte sie sich schleunig davon. Die Fahrzeuge sind von der Größe von 80 bis 100 Tonnen, von ziemlich guter Bauart, führen gewöhnlich ein sehr großes Segel aus Baumwollenstoff, manchmal aber außer diesem noch zwei kleinere an besonderen Masten, eines im Stern, das andere im Vordertheil, und segeln ziemlich gut. Sie sind, im Gegensatz zu den chinesischen und den Liu-Kiu-Dschunken, nicht bunt gemalt, sondern mit einer einfachen Holzfarbe überstrichen, und haben nur einige kupferne Verzierungen, die durch die Einwirkung des Seewassers ganz grün geworden sind.

Gegen 6 Uhr kamen wir zwischen eine Gruppe kleiner zerstreuter Inselchen, südwestlich von der Bai von Jeddo; gegen 9 Uhr sahen wir über dem Nebel die Gebirgsspitzen von Nipon, und zugleich ward der Befehl gegeben: „Klar gemacht zum Gefecht!" Das nahm denn eben nicht viel Zeit weg, denn mit Ausnahme, daß die alten Schüsse aus den Kanonen gezogen und diese frisch geladen wurden, die Mannschaft scharfe Patronen ausgetheilt erhielt, ist an Bord eines Kriegsschiffes in der Regel Alles bereit, augenblicklich ein Gefecht zu beginnen.

Die Gebirge, welche wir sahen, waren von schöner pittoresker Form, gegen die Küste in steile Felswände abfallend. Die Höhen sind zum Theil bewaldet; wo jedoch ein wenig steiler Abhang, oder ein Tafelland es irgend möglich macht, ziehen sich schöne Felder oder Wiesen entlang. Gegen 10 Uhr ward über dem Gipfel der näher liegenden Berge, deren Höhe wohl 6000 bis 7000 Fuß betragen konnte, der Gipfel des großen Vulcans Fusi-Yama in einer Entfernung von 30 bis 40 engl. Meilen sichtbar. Er bildet, gleich allen Vulcanen, einen abgestumpften Kegel, dessen Seiten sich in einem Winkel von 40 bis 50° erheben. Wir bemerkten einige lichte Stellen und Streifen, konnten jedoch wegen der dunstigen Atmosphäre nicht unterscheiden, ob es Schnee oder sehr heller Sand war.

Gegen 2 Uhr gelangten wir an den Eingang der äußern Bai von Jeddo. Die nächsten Höhen sind von mäßig ansteigendem Hügelland gebildet, hinter dem sich jedoch höhere Gebirge erheben. Die Hügel enden sich an mehreren Stellen in malerisch geformten Klippen, mit üppiger Vegetation und einzelnen Gruppen von schönen großen Kiefern bedeckt; an anderen Stellen laufen sie in kleine Ebenen und Wiesenthäler aus, in denen manche Städte und Dörfer gelegen sind. Wo Feldbau irgend möglich ist, sind schöne grüne Reisfelder, die mit den dazwischen zerstreuten felsigen Kuppen und kleinen Gehölzen einen sehr lieblichen Anblick gewähren. Erhöht wird der Reiz der Landschaft durch einen zarten grauen Duft, der sich darüber lagert, und den Eindruck ruhiger und massenhafter macht, womit die tiefblaue See im Vordergrund schön harmonirt.

In dem Maaße, als wir uns der Küste näherten, vermehrte sich auch die Anzahl der Dschunken, und seit wir in die Bai getreten, war das Wasser im buchstäblichen Sinne von ihnen und einer Unmasse kleiner Fischer-

boote bedeckt. Anfangs gingen uns alle sorgfältig aus dem Wege; als aber eine kleine Fischerbarke, die sich nicht schnell genug davon machen konnte, dicht an uns vorüber kam und die andern sahen, daß wir sie ganz unbeachtet und ruhig ließen, faßten die Leute ein Herz und ließen uns an sich vorbei paradiren, mit neugierigem Staunen auf die wunderlichen Seeriesen schauend, die ohne Segel und noch dazu dem Winde entgegen fuhren. Um 4 Uhr kamen wir an eine Stelle, wo die bis dahin 30 bis 40 Meilen breite Bai sich bis auf 10 bis 12 Meilen verengert. Dies ist der Eingang in die eigentliche oder innere Bucht, die sich noch 30 bis 35 Meilen weiter erstreckt, und an deren oberem Ende Jeddo liegt.

An dem westlichen Vorsprung dieser Stelle liegt eine ziemlich große Stadt und die Seiten der Hügel sind an mehreren Punkten mit Batterien versehen. Als wir etwa noch drei Meilen von dieser Landspitze waren, stieg aus einer der Batterien ein leichtes Rauchwölkchen auf, worauf dann der Knall erfolgte; allein statt die erwartete Kugel in's Wasser schlagen zu lassen, platzte nach kurzer Zeit gerade über der Batterie in der Luft entweder eine Bombe, oder eine große Rakete. Es war dies folglich nur ein Signal, das sich dreimal wiederholte, und von andern Hügeln in großer Entfernung beantwortet ward.

Ohne sich daran zu kehren, liefen die Schiffe weiter, und gingen nach kurzer Zeit in einer Entfernung von anderthalb Meilen vom Lande vor Anker, in Schlachtordnung und so, daß jedes Schiff einer der Landbatterien seine Breitseite zeigte. Nicht lange dauerte es, so kamen vom Lande zahlreiche Boote von ziemlicher Größe, deren jedes sechs bis acht Ruder, mit zwei Mann an jedem Ruder, führte, die dieselben, nach Art der Chinesen, nicht von vorne nach hinten, sondern gegen die Bootsseite in drehender Bewegung, wie ein Fisch seinen Schwanz und Flossen, handhabten. In diesen Booten befanden sich einige Obrigkeitspersonen, die an Bord zu kommen wünschten. Nach einigem Unterhandeln ward dem ersten dieser Beamten mit seinem holländischen Dolmetscher Zutritt gestattet; da es jedoch nicht der höchste Befehlshaber des Ortes war, so unterhandelte nur der Flaggen-Lieutenant mit ihm. Es wurde ihm mit kurzen Worten der Zweck unseres Hierseins erklärt, zugleich aber der Oberbeamte des Ortes eingeladen, an Bord zu kommen.

Mittlerweile hatte sich die Zahl der Barken vermehrt, und man machte Miene, gleich wie bei früheren Gelegenheiten, unsere Schiffe dicht mit Booten einzuschließen. Der Commodore ließ den Leuten kurz bedeuten, daß sie weggehen sollten, da solch seerechtwidriges Verfahren nicht von ihm gestattet werden würde. Die Bursche sahen sehr verblüfft aus, als jedoch die Aufforderung in drohender Weise wiederholt ward, sendeten sie die Boote heim, und baten bloß, daß bis auf Weiteres Niemand an's Land gehen möge, da sie sonst schwerer Verantwortung ausgesetzt sein würden. Das ward ihnen denn versprochen, und wesentlich beruhigt gingen sie an's Land zurück.

Am andern Morgen sehr zeitig kam der Oberbefehlshaber der hier stationirten Truppen, begleitet von einer Art von Präfecten oder Oberbürgermeister, an Bord. Diese wurden wegen ihres höheren Ranges vom Flaggencapitän empfangen, ihnen der Inhalt unserer Mission mitgetheilt, und zugleich gesagt, daß die Flotte die Bai hinauf bis Jeddo gehen würde, um dort das Sendschreiben der amerikanischen Regierung an die gehörige Autorität gelangen zu lassen. Die beiden Beamten wollten Vorstellungen machen, als aber darauf nicht geachtet ward, baten sie um vier Tage Zeit, einen Bericht nach Jeddo zu schicken, was auch insoweit angenommen ward, daß bis zum 12. Mittags die Schiffe in ihrer jetzigen Stellung verbleiben sollten.

Was die Leute selbst betrifft, so waren wir Alle höchst angenehm überrascht von ihrem höflichen und anständigen Betragen. Die Personen der höheren Stände hatten nur einen leichten Anflug der hinterasiatischen Gesichtsbildung, und selbst bei den niederen Classen der Fischer und Bootsleute war dieser Zug nicht in unangenehmer Weise vorherrschend. Das einzige Auffallende war, daß der Unterkörper etwas zu kurz im Verhältniß zum Oberkörper war, was durch die tief getragenen Schärpen oder Gürtel noch mehr in die Augen fiel. Die Kleidung war ziemlich so, wie ich sie bereits in Liu-Kiu an Bord der japanesischen Dschunke gesehen hatte, d. h. ein weites, kaftanähnliches Gewand mit weiten Hängeärmeln, deren unteres Ende zugenäht war, an den Hüften von einem Gürtel gehalten, in dem ein sehr langes, zweihändiges Schwert und ein kürzeres staken, welche jedoch in dieser Tragweise die Eigenthümer sehr zu belästigen schienen, da sie beständig daran herumschoben. Die Unterkleider waren aus dünnem durchsichtigem Stoff, und bestanden aus einer kurzen Tunica von lichter Farbe, dergleichen Hosen, die am Knöchel gebunden waren, bis wohin ein aus dunklem Stoff genähter Strumpf, mit der großen Zehe gesondert, reichte. Die Sandalen waren aus Reisstroh, und zwischen der großen Zehe gingen zwei aus Stroh zierlich geflochtene Bänder über den Fuß nach der rechten und linken Seite des Schuhes. Die Haare waren ebenfalls größtentheils geschoren und die übrig gebliebenen auf dem Wirbel in ein kurzes Zöpfchen geflochten, das bis auf den obern Stirnrand platt niedergelegt war. Auf diesen Kopfputz war viel Sorgfalt verwendet, und das Haar sehr sauber gekämmt und geölt. Bärte habe ich keine gesehen, und bei den Civilbeamten keine Kopfbedeckungen, mit Ausnahme des Fächers, mit welchem sie sich gegen die Sonnenstrahlen schützen. Die Soldaten hatten breite lackirte Hüte, die sehr flach mit ganz vorzüglichem Lack überzogen waren. Die höheren Beamten trugen schwarze Oberkleider, auf den Schultern, dem Rücken, der Brust und dem Saum des Kleides mit wappenartigen Verzierungen in farbiger Seide gestickt. Ebenso befand sich auf den Hüten der Officiere eine Art kleines, entweder bunt gemaltes, oder goldenes Wappen. Die Bootsleute waren kräftige, wohlgebaute Leute, die fast alle, mit Ausnahme eines Stücks Baumwollenzeug um die Lenden,

unbekleidet waren; als sie sich jedoch unsern Schiffen näherten, zogen sie kurze bunte Gewänder an, die, je nach dem Eigenthümer des Bootes, von verschiedener Farbe waren. Im Stern des Bootes stand der Steuermann, und neben ihm, rechts und links, staken zwei Flaggen, deren eine das Wappen des Eigenthümers zeigte, die andere durchgängig aus einem schwarzen Streifen zwischen zwei weißen bestand, wie wir später erfuhren, die kaiserlichen Farben.

3. Jeddo im Jahre 1861.*)

Es sei vorweg erwähnt, daß Preußen, sobald es über ein Kriegsschiff verfügen konnte, auch alsbald dasselbe nach dem fernen Osten sandte, um diplomatische Beziehungen mit Japan anzuknüpfen. Graf Eulenburg schloß 1861 den Handelsvertrag zwischen Japan und Preußen und wollte schon damals den „deutschen Bund" in diesen Vertrag aufgenommen wissen. Von diesem vielköpfigen Wesen hatten jedoch die Japanesen gar keinen rechten Begriff und zu ihm kein Zutrauen. Nun aber, seitdem sich Deutschland unter Preußens Führung geeinigt hat, wird auch ganz Deutschland, das neue Kaiserreich, mit dem neuen Kaiserreich Japan in nähere Verbindung kommen.

*
* *

O-Jeddo, „das große Jeddo" — so nennt es der höfliche Japaner aus der Provinz dem Bewohner der Hauptstadt gegenüber — bedeckt mit seinen Vorstädten einen größeren Flächenraum als London. Ein breiter Fluß, der O-Gava, „große Fluß", strömt von Nordwesten nach Südosten hindurch und theilt die Stadt in zwei ungleiche Hälften. Die nördliche ist ganz flach und wird östlich von einem kleineren, dem O-Gava fast gleich laufenden Flüßchen, begrenzt, die weit größere Hälfte ist nur am Ufer des O-Gava eben, sonst überall mit Hügelreihen durchsetzt. Den ebenen Stadttheil nordöstlich von O-Gava bewässert ein Netz von zahlreichen Kanälen, welche die beiden Flüsse mit einander verbinden; auch das südöstliche Jeddo ist reich an Wasserläufen, natürlichen und künstlichen; letztere werden aus dem O-Gava gespeist, der etwa so breit ist wie die Elbe bei Dresden.

Etwa eine Viertelstunde vom Strome und parallel mit demselben zieht sich die erste Hügelkette hin, auf deren höchster Erhebung in ausgedehnten Park- und Gartenanlagen die Paläste des Taikun und des Thronfolgers liegen, von einer Ringmauer mit breitem tiefem Wassergraben umschlossen; acht Brücken und Dämme mit befestigten Thoren bilden die Zugänge. Die Ringmauer von großen polygonischen Blöcken zieht sich in

*) Die preußische Expedition nach Ost-Asien, I. (Berlin, 1864.)

unregelmäßiger Spirale um das sogenannte „Siro“ (Schloß) und weiter um „das äußere Schloß“ (Siro-Siro) und tritt endlich bei der zweiten Pfahlbrücke an den Fluß heran. Sie ist überall von breiten Wassergräben begleitet, die mit dem O-Gava und dem Festungsgraben des höher gelegenen Taikun-Palastes in Verbindung zu stehen scheinen. In allen Kanälen der niedrig gelegenen Stadttheile und in den zahlreichen in sie mündenden Abzugsgräben steigt und fällt das Wasser mit der Ebbe und Fluth; die letzteren werden zur Ebbezeit fast ganz trocken gelegt.

Das Siro umschließt die Paläste des Gouverneurs von Jeddo und anderer Hochwürdenträger; in Siro-Siro wohnen Daïmios und hohe Beamte, nordöstlich verläuft es sich aber in's große Handelsquartier, das fast die ganze Ebene zwischen dem Schloß und O-Gava ausfüllt. Ueber einen der vielen Kanäle führt die „Brücke von Nipon“, von der alle Entfernungen im Lande gemessen werden und welche der Endpunkt der großen Heerstraßen von Westen nach Süden ist; welche letztere sich dann nach dem Norden von Nipon fortsetzt. Dieser „Tokaïdo“ (Reichsstraße) ist die einzige breite Straße dieses sehr bevölkerten und von Kaufleuten aller Art bewohnten Stadttheils; alle übrigen sind eng. Jedes Haus ist ein Laden, die meisten zweistöckig, doch pflegt das obere Stockwerk nur niedrig zu sein und nur zur Aufbewahrung der Kaufmannsgüter und Fabrikate zu dienen.

Am O-Gava und den in ihn mündenden Kanälen liegen ganze Reihen feuerfester Pack- und Lagerhäuser und auch in den Straßen sieht man viele feuerfeste Gebäude.

Dieses Stadtviertel bildet mit dem Schloß und seiner Umgebung den eigentlichen Kern der Hauptstadt, hier ist jedes Fleckchen bewohnt. In den angrenzenden Stadttheilen hingegen wechseln die stark bevölkerten Quartiere der Krämer und Handwerker mit weitläufigen Tempelanlagen und den Grundstücken einzelner Daïmios. Erstere liegen meist auf den Höhen, beschattet von immergrünen Gehölzen, umgeben von ausgedehnten Friedhöfen, und auch die Grundstücke der Großen haben prächtige Park- und Gartenanlagen.

Die Vorstädte dehnen sich nach allen Richtungen weit in das Land hinaus und haben schon manches Dorf verschlungen. Man kann, den Hauptverkehrsadern folgend, noch meilenweit zwischen zusammenhängenden Häuserreihen wandern, gelangt aber durch die Nebenstraße bald in die lachende Landschaft. Acker- und Gartenbau ziehen sich selbst bis in die volkreicheren Quartiere, so daß die Grenzen der Stadt schwer zu bestimmen sind.

Die Uferlinie von Jeddo gegen das Meer zu ist unregelmäßig halbkreisförmig, das Wasser so seicht, daß Schiffe von 20 Fuß Tiefgang mindestens fünf Seemeilen von der Küste ankern müssen. Bis zwei Meilen vom Ufer beträgt die Tiefe nur 2 bis 3 Fuß; zur Zeit der

Ebbe liegen ganze Strecken trocken und selbst für Boote von geringer Größe ist das Fahrwasser schwer zu finden. Der Boden ist ein lehmiger unergründlicher Schlamm, durch den Wechsel von Ebbe und Fluth beständig aufgerührt, daher auch das Wasser immer schmutzig und trübe erscheint. Doch ist es sehr fischreich. Diese Seeseite der Stadt hat etwas ödes; sie wird nur durch einige Fischerboote belebt; auf einzelnen verwitterten Pfählen sitzen gierige Kormorane und lauern auf ihre Beute. Etwa drei Seemeilen vom Ufer liegen einige alte Schiffe, nach europäischen Mustern in Japan gebaut, in trübseligem Zustande, halb abgetakelt und ganz unbrauchbar, und selbst die von der Königin von England (1858) geschenkte Dampfjacht sieht alt und verbraucht aus, weil die Japaner den ihnen unliebsamen Anstrich abgekratzt haben. Die japanischen Dschunken hingegen, welche nicht angestrichen werden, sehen höchst blank und sauber aus. Die meisten ankern in der breiten Mündung des O-Gava, wohin längs der Nordseite der Bucht ein schmales Fahrwasser führt. Jenseit der ersten Pfahlbrücke scheint der Fluß nur für Kähne schiffbar zu sein.

Das seichte Wasser gewährt der Hauptstadt die größte Sicherheit wider einen Angriff zur See; zum Ueberfluß hat aber die Regierung noch fünf mächtige Forts hineingebaut, und zwar auf eingerammten Pfählen massiv aus Quadern. Sie vertheidigen die Seeseite der Stadt; die Westseite hat eine Reihe von Strandbatterien.

Bei Annäherung von der Rhede ahnt man die große Stadt nicht; die Häuserreihen am Ufer sind unbedeutend und vielfach von Gärten und Rasenterrassen unterbrochen; die wenigen Höhen sind grün bewachsen und mit zerstreuten Gebäuden besät — man empfängt den Eindruck des ländlichen Stilllebens. Die Hauptstädter haben auch wenig Verkehr mit der Rhede, ihre Dschunken laufen in den O-Gava ein. Für die Fremden, nämlich für die Bewohner der Gesandtschaftsgebäude und die Marine-Officiere, hat man einen besonderen Landungsplatz gebaut, mit massiven Bollwerken und Treppen und einem geräumigen Hof. Hier harren ihrer in einem Wachthause beständig Dolmetscher und Jakunins (Beamte mit zwei Schwertern, zugleich zum Schutz und zur Aufsicht der Fremden dienend), welche sie an die Gesandtschaften abzuliefern haben; auch Boote für die Schiffe liegen zu mäßigen Preisen bereit.

Von diesem Fremdenhofe öffnet sich ein breiter schwarzer Thorweg auf die große Heerstraße, den T o k a ï d o, der hier das Meeresufer berührt und eine Strecke weit vom Strande, dann durch die zwei Vorstädte Sinadava und Oradava hinläuft; dann wendet sich der Tokaïdo nördlich in das gewerbliche Viertel zum Mittelpunkte der Stadt hin. Alle 600 Schritte kommt man in ein Thor, das in der Nacht, bei Feuersbrünsten und in aufgeregten Zeiten geschlossen wird. Bei jedem dieser Thorwege steht ein Wachthaus, wo die Straßenpolizei ihren Sitz hat. Aus dem Dache dieses Hauses ragt ein hohes Leitergerüst empor, von welchem besonders

bei Nacht nach Feuersbrünsten gespähet und das Zeichen mit der Glocke gegeben wird. Die Anzahl und das Tempo der Schläge zeigt den Bewohnern die Entfernung und Größe des Brandes an.

Viele Häuser dieses Stadttheils, der von wohlhabenden Kaufleuten bewohnt wird, sind feuerfest, d. h. sie haben dicke, um Bambuspfosten gefügte Lehmwände und einen Ueberzug von feinem Stuck. Ihre Farbe ist gewöhnlich schwarz, zuweilen auch weiß, der Stuck von so glänzender Oberfläche, alle Kanten und Ecken so scharf, daß man polirten Marmor zu sehen glaubt. Die dicken Fensterläden haben einen Ueberzug von derselben feuerfesten Masse und schließen hermetisch. Das Dach besteht aus dichtgefügten schweren Ziegeln. Die Häuser sind theils das Privateigenthum Einzelner, theils gehören sie einer Anzahl von Hauswirthen, die bei ausbrechendem Feuer ihre besten Habseligkeiten dahin flüchten; sie werden geschlossen und dann noch mit nassen Strohmatten belegt.

Alle Wohnhäuser sind nach unseren Begriffen klein, immer nur für Eine Familie berechnet. Sie stehen zwar in Einer Reihe, aber kehren bald den Giebel, bald die Seitenfläche der Straße zu. Einige haben Ziegel-, andere Schindeldächer. Die Ziegel sind sorgfältig gebrannt und mannigfach geformt, dunkelgrau und mit gleichfarbigem Mörtel fest verkittet. Die nicht feuerfesten Häuser bestehen aus bloßem Holzwerk, dessen natürliche Farbe vom hellen Gelb des frischen Tannenholzes durch alle Nüancen des Rothen und Schwarzbraunen bis zum verwitterten Dunkelgrau geht.

Vor den meisten Kaufläden hängen dunkelbraune oder indigoblaue Gardinen; die vielgestaltigen Aushängeschilder glänzen in bunten Farben. Hier winkt ein frei in der Straße stehender Kobold in den Spielzeugladen, dort baumelt ein gigantischer Fächer; von langen Bambusstangen wehen bunte Fahnen. Größere Kaufläden haben vor dem Eingang ein hohes Balkengerüst mit zierlichem Dach, unter welchem ein langes Schild mit goldener oder rother Inschrift hängt. Hier und da thront auf dem Balken des Dachfirstes ein phantastisch geschnittener Drache mit geringeltem Schuppenschweif.

Zu den umfangreichsten Häusern des Tokaïdo gehören die Seidenhandlungen. Die ganze Front des unteren Stockwerks ist nach der Straße hin offen und nur gegen die Sonne durch blaue Gardinen verhängt, auf denen die Firma in großen weißen Schriftzügen prangt. Den Estrich bedecken überall feine Matten, auf denen die jugendlichen Commis kauern, einige mit den Büchern beschäftigt, andere den vor ihnen sitzenden Kunden die Waare vorlegend. Vornehme Käufer werden in das obere Stockwerk geführt.

Interessant sind die Waffenläden, in denen Helme, Kriegsmasken und ganze Rüstungen feilgeboten werden. Letztere sind gewöhnlich aus starkem Leder und Bambus, mit lackirtem Metall überzogen und aus vielen einzelnen Stücken zusammengesetzt. In anderen Läden werden Bogen und

Pfeile verkauft und gewöhnlich auch verfertigt. Bei den Waffenschmieden findet man lange und kurze Schwerter aller Art. Das japanische Schwert ist vielleicht die schönste Hiebwaffe; die wuchtige Klinge ist leicht gekrümmt und höchst fein und kunstreich mit Gold-, Silber- oder bunten Legirungen eingelegt, oder mit charaktervollen Zeichnungen gravirt.

Bei den Sattlern findet man statt des Leders fast nur Holz und Papier; die Japaner wissen dem letzteren eine solche Festigkeit zu geben, daß es das Leder in den meisten Fällen ersetzt und dem Wasser fast noch besser widersteht. Die Sättel freilich sind für Europäer höchst unbequem — ein schmaler Bock aus lackirtem Holz, auf welchem ein hartes Kissen. Unter dem Sattel hängt auf jeder Seite eine breite Decke aus Lederpapier herab, so daß man mit den Schenkeln das Pferd nicht berühren kann. Die Steigbügel hängen an wulstigen Riemen und sind sehr plump — schwere broncene Schuhe mit einer senkrechten Verlängerung nach oben, die an die Schienbeine drückt. Die Japaner sitzen mit den Knieen weit nach vorn und halten sich mit ausgebreiteten Armen an den Zügeln fest.

In den Hutläden sieht man die sonderbarsten Kopfbedeckungen; sie sind meist tellerartig, aus dünnem Holz, außen schwarz, inwendig roth lackirt mit phantastischen Zeichnungen von Vögeln, Fischen, Drachen, Wolken und Meereswogen. Andere Hüte sind aus gepreßtem und lackirtem Lederpapier, ebenfalls rund, oben zum Zusammenklappen eingerichtet. Noch andere bestehen aus feinem Korbgeflecht. Die Landleute, Bergpriester und Nonnen, sowie die Reisenden aus dem Volk tragen einen breiten muldenförmigen Hut mit niedergebeugter Krempe, der gegen Sonne und Regen vollständigen Schutz bietet und fast das ganze Gesicht versteckt. Meistens geht aber der Japaner mit bloßem Kopf. Um den wohlgeglätteten Haarschopf nicht aus der Ordnung zu bringen, liegen unter dem Teller des Hutes zwei Wülste, zwischen welchen der Schopf unberührt bleibt.

Sehr unterhaltend sind die Trödelläden, deren es in Jeddo unzählige gibt; von den kostbarsten Alterthümern und Kunstsachen bis zum Alt-Eisen-Kram ist da alles Mögliche zu finden und sehr einladend aufgestellt oder aufgehängt. In den Bronceläden findet man nebst dem einfachen unverzierten Hausrath große kunstvoll gearbeitete Vasen und Kannen, Feuerbecken und Aschengefäße, Theekessel, Leuchter, Lampen, Glocken in unendlicher Mannigfaltigkeit. In manchen Straßen findet man Tuschläden; da sind Schreibepinsel von jeder Größe und Reibenäpfe aus Schiefer, Marmor oder sonst von hartem Stein zu haben, manche auch verziert und kostbar. Vor den Buch- und Kunsthandlungen hängen bunte Zerrbilder von köstlichem Humor, und die Fremden liefern manchen Stoff für solche Darstellungen. Daneben sieht man Landschaften, Thiere, Mordgeschichten, Genre-Bilder, auch schöne Damen in prächtigem Schmuck. Die Freude an bildlichen Darstellungen ist allgemein, fast jeder Japaner scheint zu zeichnen. Schon ihre Schrift übt die Hand und das Auge, und da es

Erforderniß ist, nicht bloß zu schreiben, sondern schön zu schreiben: so wird von Jugend an viel Zeit und Sorgfalt auf diese Thätigkeit verwendet. Die Darstellung der chinesischen Schriftbilder*) in schönem Schwung und Verhältniß ist eine Hauptbedingung der japanischen und chinesischen Bildung, und in ihren Gedichten sollen nicht bloß Sinn und Form, sondern auch der schöne Fluß der Schriftzüge wirken; sie verlangen für das Auge, was wir in Klang und Sylbenfall für das Ohr fordern, und begeistern sich für kalligraphische Virtuosität etwa wie der Europäer für wohltönende Declamation oder Bravourgesang. Die Bildung des Auges und der Hand ist ein wesentlicher Theil der Erziehung, und trägt gewiß nicht wenig neben der natürlichen Lebhaftigkeit der Japanesen zu ihrer Liebhaberei für bildliche Darstellungen bei. Man findet in allen Buchläden illustrirte Werke in überwiegender Zahl und Hunderte von Bilderbüchern. Illustrirt sind die meisten botanischen, zoologischen, physikalischen, anatomischen, tactischen**) Bücher, sowohl original einheimische wie die aus dem Holländischen übersetzten; ferner die Werke über Waffen, Jagd, Fischerei, Garten- und Landbau, Baumzucht 2c. 2c., die Werke über Astronomie, Meteorologie, Erdbeben, Baukunst, aus der Geschichte und Biographie, Alterthumskunde und Götterlehre (Mythologie); ferner die Roman-Staatskalender u. s. w. Meisterhaft sind die Abbildungen von Vögeln, Fischen, Insecten. Auch an Zeichenschulen fehlt es nicht.

Die erwähnten Drucksachen sind in breitem Holzschnitt mit grauen und röthlichen Tonplatten, vielfach auch in Farbendruck ausgeführt; es sind Linearzeichnungen in ungezwungener Pinseltechnik, markig und derb, durchaus malerisch, doch ohne Rücksicht auf die Regeln der Beleuchtung. Die Japanesen drucken auch kleine Gemälde auf Seide. Der Crepp gibt den Farben eine außerordentliche Leuchtkraft und Tiefe und die Präcision des Druckes ist bewundernswerth.

Man findet in allen Buchhandlungen Landkarten und Atlanten, theils einheimische über alle Theile des Reichs, theils Nachbildungen europäischer Werke in Holzschnitt und Tondruck mit japanischer Schrift. Ferner sehr ausführliche Städtepläne, unter denen der von Jeddo vier Fuß im Quadrat mißt.

*) Den chinesischen Zeichen legt man japanische Worte unter, ähnlich wie Franzosen und Deutsche dieselben arabischen Ziffern haben, sie aber in ihrer Sprache ausdrücken. Die gebildeten Japanesen verstehen jedoch gut die chinesische Schrift- und Conversationssprache.

**) „Bei der Uebergabe der Geschenke, welche der König von Preußen dem Taikun sandte, stellte Graf Eulenburg den kaiserlichen Commissären seine Attachés und unter ihnen den Lieutenant von Brandt vor. Bei Nennung des Namens fragte einer der Commissäre, ob dies vielleicht der Herr v. Brandt sei, der „die Tactik der drei Waffen" geschrieben. Als ihm die Antwort wurde, daß der Vater der Autor sei, schickte der Commissär am anderen Tage dem Sohne die japanische Uebersetzung des Buches mit der Bitte, dieselbe als Zeichen der Anerkennung für die Verdienste seines Vaters anzunehmen." (Werner.)

In den Straßen von Jeddo fehlt es auch nicht an Conditoreien; die Kuchen und Confects sehen zierlich und appetitlich aus, wollen jedoch nicht immer dem europäischen Gaumen behagen. Die japanesischen Zuckerbäcker machen in Zuckerguß sehr zierliche Vögel, Blumen, Schmetterlinge und bei Vornehmeren wird sogar das Wappen auf den Kuchen angebracht.

Größeren Hausrath besitzen die Japanesen nicht; in den Läden findet man viel Hübsches von Schränkchen, Kästchen, Schachteln, Büchsen, Präsentirbretter und Untersätze von Bambus, Korbgeflechte aus gespaltenem Rotang und Binsen. Hier findet man auch die vierkantigen Kopfkissen aus Holz oder festem Rohrgeflecht, auf denen alle Japaner schlafen. Es sind fußlange viereckige Kästchen mit einer leicht ausgerundeten Höhlung in der Mitte, wo der Nacken ruht; der Hinterkopf ist ganz frei. Wie man auf solchem Gestell schlafen und sich ausruhen kann, gehört zum Unbegreiflichen der japanesischen Cultur; es enthält gewöhnlich eine kleine Schublade für den Kamm, die Zahnbürste, Zahnpulver, Schminke, Pomade und dergleichen unentbehrliche Gegenstände der Toilette und bildet eigentlich das ganze Bett des Japaners, der in seinen Kleidern auf dem Fußboden schläft und sich gegen Kälte nur mit stärkeren Röcken, selten mit einer Steppdecke schützt.

In den letztgenannten Läden finden sich auch die größeren Lackfabrikate. Der Hauptsitz der Lack-Industrie ist Miako, die Fabrikanten haben jedoch ihre Niederlagen in allen größeren Städten; man kauft da kleine Schränke, Zugtische, Präsentirteller, Eßkasten (ein Satz übereinander stehender Holzschüsseln, worin man Speisen transportirt), Schreibzeuge, Spiegelhalter und dergl. m. Eine in Europa besonders beliebte Art der japanesischen Lackarbeit, die mit Perlmutter eingelegte, wird im Lande selbst wenig geschätzt.

In den Häusern herrscht durchgängig die größte Reinlichkeit. Die Wände, Tapeten, Papierscheiben, das Geräth und die Matten waren fast in allen Läden appetitlich und sauber und man scheute sich, mit schmutzigen Stiefeln einzutreten. Der Japaner läßt seine Sandalen draußen. Scherz und Lachen würzten jede Unterhaltung; die Eingeborenen sind von Natur dazu aufgelegt und die drolligen Mißverständnisse der beiderseitigen Mienen und Geberden gaben immer neue Veranlassung. Unsere begleitenden Jakonins, die anfangs zurückhaltend und ängstlich waren und uns mehrfach am Ankauf von Waffen, Büchern und dergl. hinderten, überzeugten sich bald von der Harmlosigkeit dieses Verkehrs und verschafften uns später sogar Vieles, was wir ohne sie wegen Unkenntniß nicht erhalten hätten. Auf weiteren Excursionen kehrten wir in einem Theehause ein und ließen die Jakonins mit einer Collation und Saki (Reiswein) bewirthen, was ihren guten Humor sehr zu erhöhen pflegte. Häufig wurden wir von dichten Volkshaufen begleitet, doch kamen selten Belästigungen vor; nur zuweilen riefen einige helle Kinderstimmen ihr todzin bakka „toller Fremder“. Gewöhnlich fanden sich beim Eintritt in das Straßenthor zwei Polizei-

diener ein, die uns Fremden voran schritten, um die Menge auseinander zu treiben; sie stießen ihre langen, mit vielen Ringen behangenen eisernen Amtsstäbe tactmäßig auf die Erde und machten einen großen Lärm. Doch war diese Escorte kaum nöthig, denn mit Absicht trat uns Niemand in den Weg. Das Volk zeigte uns fast nur freundliche und neugierige Gesichter.

Die Straßen der Handelsquartiere sind zu allen Zeiten sehr belebt, besonders Abends, wo viele Arbeiter in die Vorstädte zurückkehren und der breite Tokaïdo ist um diese Zeit voller Menschen, wie an einem Jahrmarkt. Buntfarbige Anzüge sieht man nur bei Kindern und jungen Mädchen; letztere werden leider ganz verunstaltet durch die Schminke (von weißem Reismehl). Züge von Lastträgern bewegen sich in tactmäßigem Schritt und einförmigem Rufen. Auch auf Handwagen und Büffelkarren werden die Waaren fortgeschafft. Was zur Stadt hinausgeht, wird auf Packpferde verladen, deren langen Zügen man in den Vorstädten begegnet; jedem Pferde läuft immer wenigstens Ein Stallknecht voraus. Zu reiten ist nur dem adligen Kriegerstande erlaubt. Höhere Beamte lassen ihre Pferde am Zügel führen und haben gewöhnlich noch mehrere Begleiter bei sich, die ihnen Piken und Hellebarden, die Zeichen ihrer Würde, vorantragen. Die höchsten Staatsbeamten und die Daimio's erscheinen nur bei Feuersbrünsten zu Pferde; sonst lassen sie sich in einer Sänfte tragen, die bei hohem Rang von zahlreichem Gefolge, mitunter von 1000 Mann, begleitet ist. Erst kommen die Herolde, dann folgt eine Abtheilung Soldaten, dann die Pikenträger mit langen Lanzen und Hellebarden, deren Spitzen in lederne Futterale gesteckt sind. Der Sänfte zunächst gehen auf beiden Seiten die Leibdiener, dahinter das Leibpferd, prächtig gesattelt und aufgezäumt und von zwei Stallknechten geführt, dann wieder Bewaffnete und eine Menge Diener mit lackirten Körben und Kasten und Kisten, welche die Rüstung, das Sterbekleid und andere Anzüge, ein Theeservice, Küchen- und Reisegeräthe, kurz Alles enthalten sollen, dessen ein vornehmer Mann in jeder Lage des Lebens bedürfen kann, um standesgemäß aufzutreten. Solchen Zügen begegnet man in den Straßen von Jeddo täglich.

An Festtagen sind die Straßen ganz besonders lebhaft. Jede Oertlichkeit hat ihren besonderen Schutzpatron, zu dessen Ehre die Feste gefeiert werden mit theatralischen Vorstellungen, Aufzügen und buntem Mummenscherze. Komische Masken durchziehen dann die Straßen und treiben bettelnd und musicirend ihre Possen; auch Bänkelsänger kommen herbei und wandernde Mönche und Nonnen, die immer reichliche Spenden erhalten; Quacksalber, Jongleurs und Athleten schlagen auf freien Plätzen ihre Zelte auf, man findet Thier- und Schaubuden aller Art. Das Volk jubelt und lärmt bis spät Abends und aus den hellerleuchteten Theehäusern schallt lustige Musik.

4. Japanesische Religion und Tempel.*)

Die Gebäude, welche in japanesischen Städten durch ihre romantische Lage stets die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich ziehen, sind die Tempel. Nach einer japanesischen Karte des ganzen Reiches gibt es deren nicht weniger als 149,280, von denen 27,000 auf die ursprüngliche Landesreligion, das Sinto, und die übrigen auf den aus China eingeführten Buddhismus kommen. Jene werden „Mias", diese „Tiras" genannt und von letzteren existiren wieder nach den vier buddhistischen Secten vier verschiedene Arten.

Alle haben das mit einander gemein, daß ihre Erbauer die schönsten Plätze aufsuchten, welche die Gegend bot, und daß jedem Mangel in der Harmonie der Umgebung durch Kunst abgeholfen wurde. In hübschen Anlagen sind die Japanesen Meister. Eine Anhöhe mit einer schönen Aussicht auf das niedriger liegende Land oder das Meer, Gebüsche und Alleen von prachtvollen Ziersträuchern, welche durch Kunst zur üppigsten Blüthenfülle gebracht sind, Dickichte von Bäumen mit verschieden gefärbten Blättern, Bambusgehölze, Gruppen von Fichten mit weithin gestreckten horizontalen Zweigen, abwechselnd mit hoch emporstrebenden Cedern — ein rieselnder Bach, sauber mit einfarbigen Kieseln belegte Pfade, fruchtbare Aecker, ländliche Einsamkeit und Stille: das Alles findet man, wenn man einen Tempel besucht. Die buddhistischen zeichnen sich dabei besonders durch ihre stattliche Bauart, ihre Höhe und Geräumigkeit, ihre Verzierungen mit kunstvollen Schnitzereien und Vergoldungen aus.

Obwohl der Buddhadienst von China nach Japan verpflanzt wurde und die japanesischen Tempel den chinesischen sehr ähnlich sind, so haben sie doch die größere Freundlichkeit und Sauberkeit vor diesen voraus. Die Fußböden sind mit weißen Binsenmatten belegt, Altäre, Götzenbilder auf das Brillanteste geschnitzt und vergoldet und die Aehnlichkeit mit katholischen Einrichtungen tritt hier noch mehr zu Tage als in den chinesischen Buddhistentempeln. Man denke sich statt der Götzen Heiligenbilder und setze ein Crucifix hinein: so hat man das Innere einer katholischen Kirche.

Der Buddhismus wurde 552 n. Chr. in Japan eingeführt und verbreitete sich so rasch, daß er in wenigen Jahrhunderten nicht bloß ein geduldeter, sondern ein anerkannter Cultus und Staatsreligion wurde. Das geistliche Haupt des Buddhismus ist der Sakia Hako. Er residirt in Miako und hat eine ähnliche Gewalt wie der Papst, nur daß er keine Heiligen kanonisirt. Der Hako ernennt die Tundie oder Aebte der Klöster, in denen alle buddhistischen Priester vereinigt sind, jedoch müssen die Tundie von der Regierung bestätigt werden, die besonders dafür sorgt, daß sie, wie der Hako, ihren Einfluß lediglich auf geistige Dinge beschränken.

---

*) G. Werner, Reisebriefe (Leipzig, 1863).

Die Mias- oder Sinto-Tempel haben nur die schönen Umgebungen mit den buddhistischen gemein; sonst sind sie weit unansehnlicher, kleiner, schmuckloser. Götzenbilder enthalten sie gar nicht; man findet nur über oder hinter dem Altare einen Spiegel, als Symbol des Kami oder Gottes, welchem der Tempel geweihet ist. „Wer in diesen Spiegel sehen kann, ohne zu erröthen," so lehrt die Sintoreligion, „der allein ist würdig, vor die Gottheit hinzutreten und ihr seine Verehrung zu weihen."

„Sinto" heißt Götterlehre und ist synonym mit „Kami". Sin und Kami sind „Bewohner des Himmels" und bezeichnen die beiden mythologischen Götter- und Halbgötterdynastien, welche dem ersten weltlichen Herrscher und Civilisator Japans, Sin Mu, vorher gingen, von dem die Dairi, die legitimen Herrscher des Reichs, die in ihrer Macht sehr beschränkten sogenannten „geistlichen" Kaiser in der Hauptstadt Miako abstammen. Sin Mu's Vorgänger war Tensio Daidsin, eine Halbgöttin. Sie wurde in Isja, einer Provinz an der mittleren Südküste Nipons, geboren, und starb auch dort, nachdem sie viele wunderbare heroische Thaten verrichtet hatte. Man errichtete ihr in ihrer Vaterstadt einen Tempel, der als genaues Modell für sämmtliche Sintotempel in ganz Japan diente, so daß sie alle einer wie der andere aussehen. Alle Heroen und Heiligen wurden als solche gastfrei aufgenommen und auch Buddha genoß diese Ehre; ja er wurde oft mit Tensio Daidsin identificirt, woraus eine Vermischung der religiösen Ideen in Japan entsprang, aber auch eine große Duldung gegen verschiedene Glaubensmeinungen. Bis zur Ankunft der Portugiesen hatte man in Japan von religiösen Verfolgungen nichts gehört.

Jeder Halbgott hat nach japanesischen Vorstellungen die Oberaufsicht über ein bestimmtes Paradies. So residirt einer in der Luft, der andere auf dem Meeresgrunde, der dritte in der Sonne, ein vierter im Monde, andere in den Sternen 2c. und jeder Gläubige sucht sich denjenigen aus, der ihm am meisten zusagt. Daher rührt auch die große Menge der Tempel, die sonst gar nicht erklärlich wäre.

Der Gottesdienst besteht in Gebeten und in Niederwerfen mit dem Gesicht auf die Erde. Beides ist aber sehr schnell abgethan. Der Gläubige hält eine große Waschung in einem großen Wasserbecken, das sich bei jedem Tempel befindet; tritt vor den Tempel und schlägt dreimal an eine Glocke, um die Aufmerksamkeit des Gottes zu erregen, dann klatscht er dreimal in die Hände, wirft sich auf das Gesicht nieder, betet in dieser Stellung einige Secunden, steht auf, wirft einige Kupfermünzen in den Opferkasten und ist nun fertig. Ueberhaupt ist die Sintoreligion heiterer und fröhlicher Art und betrachtet Alles von der Lichtseite. Wahrscheinlich ist dies auch der Grund, warum der ernstere Buddhismus bald so großen Anhang gewonnen hat. Die Sintoreligion macht aus ihren religiösen Feiertagen Freudenfeste und betrachtet Menschen in Sorge und Noth als ungeeignet zur Verrichtung ihrer Andacht. Der Buddhismus hingegen

wendet sich mehr an die bekümmerten Seelen, und der Trostbedürftigen gibt es ja so viele.

Die Sintopriester leben nicht wie die buddhistischen in Klöstern und ehelos. Sie sind verheirathet und wohnen mit ihren Familien neben den Tempeln. Das Haar lassen sie lang wachsen und binden es zu einem Schopfe zusammen. Ihre Kleidung weicht von der der übrigen Japanesen nur bei Festlichkeiten oder religiösen Handlungen ab; dann tragen sie eine Art Talar mit gesticktem Kragen und Aermeln, und im Haar verschiedene Zierrathen. Sie leben theils von den Gaben, welche die Andächtigen in den Tempeln opfern, theils von dem Almosen, das sie durch Wahrsagen und Betteln gewinnen. Auf ihren Bettelzügen tragen sie ein Gewand von grobem weißem Baumwollenzeug und setzen einen Hut von Bambusflechtwerk mit sehr breitem Rande auf. Ein offenes Schränkchen, das sie auf dem Rücken tragen, zeigt das Modell eines Tempels oder das Bild eines Gottes; an dem Leibgurte tragen sie eine Glocke, mit welcher sie vor den Thüren ihre Anwesenheit kund thun, indem sie zugleich Gebete absingen. Oft betteln sie so familienweis, und an gewissen Festen, wo ihnen wahrscheinlich besondere Freiheit gestattet ist, wimmeln die Straßen vollständig von ihnen.

Oefter begegnet man auch Processionen, wobei Götterbilder mit Musik umhergetragen werden. Dieselben haben jedoch nichts Feierliches und wie es mir schien, machten sie auch auf den Japanesen durchaus keinen feierlichen Eindruck. Die Musik bestand aus einer großen Trommel, die in regelmäßiger Pause drei Mal hintereinander angeschlagen wurde, und drei Clarinetten, die in schrecklichster Disharmonie spielten. Jeder dieser Clarinettenbläser hatte einen cylinderförmigen Korb über den Kopf gestülpt, der bis an das Kinn reichte und sein Gesicht verdeckte, während er selbst durch das Geflecht Alles sehen konnte. Diese Menschen hatte ich schon mehrmals bemerkt, wie sie bettelnd umherzogen, und mir ihre sonderbare Kopfbedeckung nicht erklären können. Auch gingen sie in Seide gekleidet, was durchaus nicht zu ihrer Beschäftigung paßt. Nun erfuhr ich, daß es degradirte Jakonins*) seien, die vom Dairi die Erlaubniß zum Betteln erhalten, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, und jenen Korb tragen, um nicht erkannt zu werden. Sie werden vorzugsweise zu solchen Processionen, sowie zu Hochzeiten und Begräbnissen genommen, und wie man bei uns verschämten Armen gewöhnlich am reichlichsten Almosen spendet, so scheint auch für diese Bettler das Mitgefühl am größten zu sein.

Außer den Bekennern des Sinto und Buddha gibt es in Japan noch eine dritte Secte, die Siodosin — Rationalisten, denen fast alle hohen und gebildeten Classen angehören und die auf den Götzendienst mit Verachtung herabblicken. Da sie jedoch gesetzmäßig einer der beiden an-

*) Zur Adelskaste gehörig, die im niederen Beamtenstande verwendet werden.

erkannten Staatsreligionen angehören müssen, beobachten sie äußerlich die Form des Sintocultus.

Sowohl die Priester des Sinto wie die des Buddha stehen beim Volk in keiner höheren Achtung als in China, und in Bezug auf wissenschaftliche Bildung nehmen sie auch keinen höheren Rang ein. Ihre ganze Beschäftigung besteht in dem Ableiern von Gebeten zu bestimmten Tageszeiten oder bei bestimmten Gelegenheiten und derselbe blödsinnige Gesichtsausdruck und das geistlose Auge ist mir hier wie dort aufgefallen, bei den Buddhisten jedoch weit mehr als bei den Sintopriestern, die wenigstens doch ein Familienleben kennen, und somit einen Lebenszweck haben, der einigermaßen ihre Geisteskräfte noch wach hält.

---

5. Fortschrittslust seit dem Regierungsantritt des neuen Mikado.*)

Wie es zur Zeit des Mittelalters in unserem Deutschland geschah, wo die Macht des Kaisers immer mehr schwand, je mehr die Lehensfürsten desselben sich zu unabhängigen Landesfürsten machten: so ist es bis auf die neueste Zeit im Inselreich Japan der Fall gewesen. Der Mikado (Kaiser) ward von den Daïmijos, den Lehensfürsten der Krone, in Schatten gestellt, indem diese in ihren Provinzen eine unumschränkte Herrschaft an sich rissen und sich von ihren Pflichten gegen die Krone lossagten. Sie feindeten sich aber auch untereinander an und es herrschte im Reich oft blutiger Bürgerkrieg. Im Jahre 1185 gelang es einem tapferen Prinzen des kaiserlichen Hauses, sich ein stehendes Heer zu bilden und mit diesem die Daïmijos wieder zum Gehorsam zurückzuführen. Sie mußten ihm, als dem Stellvertreter des Mikado, huldigen und den Eid der Treue leisten, und er zwang selbst die Mikados zur Thronentsagung, wenn sie seinem Willen sich nicht fügen wollten. Er erhielt officiell den Titel Siogun, d. h. Reichsgeneral, hielt einen eigenen Hof und residirte in Kamakura, während der Mikado in Kioto blieb.

Der Siogun wurde der eigentliche Regent des Reichs, während der Mikado, durch das Alter des Herrschergeschlechts, wohl eine geheiligte Person blieb und den Gesetzen und Verträgen erst die Weihe und Gesetzeskraft zu geben hatte, aber zuletzt nur auf die Einkünfte seines Stadtgebietes beschränkt wurde. Die Etikette zwang ihn, seinen Palast nicht zu verlassen und so blieb er für das Volk ein mythisches Wesen, dem man als Abkömmling der Götter eine Art religiöser Verehrung zollte. Sein Miako (großes Schloß) bildete aber den geistigen Mittel-

*) Vom Herausgeber.

punkt des Landes und zu seinem Daïri (Hof) gehörten die Gelehrten und Schriftsteller.

Der Siogun, der später seine Residenz nach Jeddo verlegte, hatte das weltliche Regiment, schloß mit den fremden Nationen Verträge (so daß dieselben ihn für den eigentlichen Kaiser hielten), wurde zuletzt aber auch durch ein Hofceremoniell beschränkt und durch Intriguen seiner eigenen Verwandten nicht nur in Durchführung seiner Pläne gehindert, sondern mit Absetzung und Ermordung bedroht.

Bekanntlich waren es zuerst die Portugiesen, welche 1537 das Land entdeckten und mit ihm in Verbindung traten. Die Jesuiten (Franz Xaver) gründeten Missionen und stifteten Gemeinden. Als man aber dem Siogun berichtete, diese Christen huldigten einem ausländischen Herrscher mit dreifacher Krone, der nach Belieben Länder verschenke oder auch Fürsten absetze: da begannen die Christenverfolgungen und das Land ward den Fremden verschlossen. Nur die Holländer behaupteten sich, indem sie sagten, sie wären keine Christen, sondern Holländer. Es wurde ihnen aber nur das Inselchen Desima eingeräumt.

Erst das Jahr 1854 brachte einen Umschwung aller japanischen Verhältnisse, indem es den Nordamerikanern gelang, die japanische Sprödigkeit zu brechen. Seit diesem Jahre kam auch der chinesische Ausdruck Taï-kun (großer Oberherr) als Titel für den Siogun in Gebrauch, dessen sich der nordamerikanische Commodore (Vice-Admiral) Perry in den Vertragsunterhandlungen bediente, obwohl derselbe vom Mikado nicht gut geheißen ward. Die Altkonservativen, mit dem Fürsten Mito an der Spitze, hatten sich dem Handelsvertrage mit Nordamerika widersetzt, wollten überhaupt allen Verkehr mit den Fremden hintertreiben und alle Reformen vereiteln. Ihrer Rache fiel der Siogun Ijejosi zum Opfer, dessen unmündiger Sohn Ijesada (1854—58) in der Herrschaft folgte. Auch dieser starb eines plötzlichen Todes. Fürst Mito wurde aus Jeddo verbannt, hörte jedoch nicht auf, die fremdenfreundliche und fortschrittslustige Regierung des Siogun zu hassen und zu verfolgen.

Unterdessen hatten die Holländer bereits am 8. August 1858 einen dem amerikanischen völlig gleichlautenden Handelsvertrag mit dem Mikado selber (in Kioto) zu Stande gebracht. Nun erschienen die Engländer und schlossen mit dem Siogun am 26. August desselben Jahres durch Lord Elgin ihren Vertrag; dann die Russen unter ihrem Admiral Putiatin und im September ward auch von den Franzosen durch Baron Gros ein Handelsvertrag abgeschlossen. Am 1. Juli wurden die Häfen Nagasaki, Kanagawa und Hakodado als für die Handelsschiffe der Fremden geöffnet erklärt. An die Stelle von Kanagawa trat später Jokuhama, und am 1. Januar 1868 kamen noch die Häfen von Jeddo, Hiogo, Osaka und Niagata hinzu.

Die altadlige Partei der Daïmijos, die ihr Ansehen und ihre Vorrechte bei dem Eindringen der Fremden ins Land gefährdet sah, war

empört über diese Verträge und hetzte auch das Volk auf zur Ermordung der Eindringlinge. Viele russische, französische, englische, holländische Opfer fielen durch Meuchelmord und selbst der bei Hofe angesehene und einflußreiche, dem Fürsten Mito aber verhaßte Gotaïro (erblicher erster Minister) ward, als er von seiner Wache begleitet sich nach dem Palast des Siogun begab, niedergemacht.

Die Wohnungen der fremden Gesandten mußten fortan durch starke Wachen geschützt werden, der Verkehr mit dem japanesischen Volke stockte, die feudale Rückschrittspartei sah ihren Zweck fast erreicht. Gleichwohl schloß der Siogun im Jahre 1860 und 61 weitere Handelsverträge ab mit Portugal, Preußen*), der Schweiz, Italien, Belgien und Oesterreich, und neue Angriffe auf die Wohnungen der Gesandten und neue Meuchelmorde waren die Folgen.

Der Fürst von Nagato, dessen Besitzungen an der Westseite der Insel Nipon liegen, verweigerte nicht nur den Fremden den Zutritt, sondern wehrte auch den Schiffen die Einfahrt durch die Straße Van der Capellen in's innere japanesische Meer, indem er zahlreiche Batterien aufführen ließ und von diesen jedes vorüberfahrende europäische Schiff beschoß. Die Gesandten forderten vom Siogun Abhilfe, welche derselbe nicht leisten konnte, da er die Handelsverträge nur für sich und sein Gebiet abgeschlossen hatte. Da vereinigten sich die nordamerikanischen, englischen, französischen, holländischen Schiffe zu einer vom englischen Admiral Kuper befehligten Flotte, welche des Fürsten Hauptstadt Simonosaki bombardirte und mit ihren Landungstruppen die Batterien erstürmte und sämmtliche Geschütze eroberte. Der Fürst mußte mehrere Millionen Kriegsentschädigung zahlen und die Straße Van der Capellen frei geben.

Manches Blutvergießen wäre erspart worden, wenn die Europäer, und besonders die Engländer, sich mehr nach den Sitten der Japanesen gerichtet hätten. Am 14. September 1862 ritt der Engländer Richardson mit mehreren seiner Landsleute auf der Straße zwischen Kanagawa und Kawasaki, als ihnen ein langer Zug eines von Soldatentrupps begleiteten großen Herrn entgegen kam. In dem großen Norimon (einer Art Sänfte) saß der Daïmio Schimadsu, der nächste Verwandte des Fürsten Satsuma (Vicekönigs der Liu-kiu-Inseln), in einer heiligen Sendung an den Mikado begriffen. Die Etikette verlangt, daß beim Nahen eines Daïmio die Straße sogleich geräumt wird und die am Wege sind, sich tief zur Erde beugen. Die Engländer ritten aber gerade in den Zug hinein. Ein Soldat — der dem Zuge voranschreitende Herold — springt auf Richardson ein, ihn zurückzuweisen. Aus dem Norimon ertönt eine zornige Stimme: Hau' ihn nieder! und Richardson, von einem Schwerthieb tödtlich getroffen, sinkt vom Pferde. Die Anderen ergreifen die Flucht. Der englische Gesandte berichtet nach London;

*) Graf Eulenburg war Gesandter.

das englische Ministerium setzt den Siogun zur Rede, der abermals sich außer Stande erklärt, den Fürsten Satsuma zur Sühne zu zwingen. Der englische Admiral bemächtigt sich zuerst dreier Dampfer, welche der Fürst vor Kurzem den Engländern abgekauft hat, dann der Handelsschiffe desselben und da nun Satsuma auch seinerseits feuern läßt, schießen sie dessen Docks, Gießereien und Pulvermagazine in Brand und Satsuma muß schließlich die geforderte Entschädigung zahlen.

Abermals entbrennt ein heftiger blutiger Kampf zwischen dem mächtigsten Fürsten und dem Siogun, welcher sich an den Mikado wendet, der nun aber, nach Jahrhunderte langer Verborgenheit, selber wieder auf den Schauplatz des Kampfes tritt und von den Daïmijos sich huldigen läßt. Das Siogunat (die Regentschaft des Kronfeldherrn) wird ganz abgeschafft und der Mikado tritt an die Spitze der Verwaltung, läßt am 8. Februar 1868 allen Gesandten der fremden Mächte melden, daß er die vom Siogun mit ihnen geschlossenen Verträge anerkenne und empfängt Ende März persönlich die Gesandten Frankreichs und Englands. Er, der geheiligte Herrscher, dessen Antlitz bis dahin kein profanes Auge schauen durfte, besuchte sogar die europäischen Kriegsschiffe und hielt 1868 seinen feierlichen Einzug in Jeddo, das zur zweiten Hauptstadt des Reichs erhoben wurde und darum den Namen „Tokeï" erhielt.*) Während sein Pfauenwagen, umringt von einer Schaar Bewaffneter, voranzog und Alles sich vor diesem in den Staub warf, saß er selbst in einem einfachen Palankin, aus welchem er nach Bequemlichkeit sich nach allen Seiten umsah.

Nun jagte eine Neuerung und Verbesserung die andere und es geschah das Unglaubliche, daß die Daïmijos ihm nicht nur keinen Widerstand mehr entgegensetzten, sondern selbst mit Hand an die Reformen legten, in's Ausland reisten, um die Fortschritte der Völker zu studiren, ihre Kinder nach Amerika und in die europäischen Hauptstädte schickten, um dort Erziehung und Unterricht zu empfangen.

An die Stelle der Fürsten sind nun Provinzialgouverneure getreten, welche von der Centralregierung in Jeddo ernannt werden; die früheren Daïmijos haben ihren Wohnsitz in Jeddo genommen und manche von ihnen in sehr bescheidener Weise, da ihre Einkünfte sehr beschränkt worden sind. Aber auch die Priester haben an ihrer Unabhängigkeit und Wohlhabenheit viel verloren, namentlich die Buddha-Priester. Die Zahl der Sinto-Priester ist auch verringert worden, doch hat ein Regierungs-Decret allen Geistlichen erlaubt, alle Arten Fleisch zu essen, sich nach Belieben ihr Haar wachsen zu lassen, sich zu verheirathen und zu kleiden wie sie wollen. Die Verfolgung der Christen hat nachgelassen. Wenn es durch einen Regierungsbefehl zu ermöglichen wäre, möchte der noch jugendliche, höchst strebsame und unternehmende

*) Auch „Tokio" (östl. Hauptstadt).

Mikado auch eine neue und vernünftigere Religion in seinem Lande einführen. Um den Unterricht zu heben, müssen Schulmänner die in's Ausland reisenden Gesandten begleiten. Die jungen japanesischen Studenten müssen ein Staatsexamen machen und selbst die Mädchenschulen werden nach europäischem Muster organisirt. In Jeddo allein sind fünf Collegien, jedes für 1500 bis 3000 Schüler und außerdem noch eine neue Cadettenschule gebaut und eingerichtet worden. Die Regierung hat 2 Millionen Dollar für das Schulwesen bewilligt.

Auch die Kastenunterschiede fallen; im vorigen Jahre (1872) wurden die Yetas (Lohgerber und Alle, die mit todtem Vieh zu thun haben), welche früher als Paria außer und unter der bürgerlichen Gesellschaft standen, in die Handwerkerclasse aufgenommen — wahrscheinlich in Folge der neuen Fußbekleidung der Soldaten, welche jetzt Schuhe und Stiefel nach unserer Weise bekommen. Früher hatten nur die Adligen das Recht, zu reiten und sich die Kopfhaare wachsen zu lassen — der gewöhnliche Mann mußte mit halbgeschorenem Schädel einhergehen. Jetzt ist auch diese Beschränkung gefallen.

Japan hat bereits seine Telegraphen und Eisenbahnen; Dampfschiffe werden im Inlande gebaut, Kanonen in einheimischen Werken gegossen. Kleine Industrieausstellungen werden veranstaltet und vom Mikado besucht. Dieser fährt in europäischer Kleidung und in offenem Wagen zur Parade, auf die Schiffswerften, zur Eisenbahn. Im Oktober 1872 wurde die erste Eisenbahn, von Yokuhama nach Jeddo führend, eröffnet und feierlichst unter Anwesenheit Sr. kaiserlichen Majestät eingeweiht. Im Juli desselben Jahres hatte der Mikado eine Reise durch seine Staaten unternommen; theils zu Wasser, begleitet von seinen Kriegsdampfern, theils zu Lande auf einem prächtig angeschirrten Rosse, in Begleitung der höchsten Beamten und einer Leibwache französisch uniformirter Lanciers. Als er nach Ohasaka kam, beleuchteten Tausende von Lämpchen seinen Weg nach der Stadt und die Niederlassung der Fremden hatte ein Freudenfeuer angezündet.

Wohl ist mit Sicherheit zu erwarten, daß auf einen so plötzlichen Umschwung der Dinge wieder manche Reaction, namentlich von den Altgläubigen, folgen wird. Dennoch aber darf man sagen, daß auch für Japan das Mittelalter mit der ganzen Zersplitterung des Reichs in viele Adelsherrschaften vorüber und daß ein neues einheitliches Reich im Entstehen ist, in der die alte Hörigkeit und Sklaverei der niederen Kasten ebenso ein Ende gefunden hat, wie die Unbotmäßigkeit der Fürsten. Und für uns Europäer ist es ein erhebendes Schauspiel, ein asiatisches Reich aus eigener Kraft sich emporraffen und den Weg des Fortschritts betreten zu sehen, auf welchem es mit den europäischen Culturvölkern wetteifern wird.

Eine mächtige Gährung und Klärung in den Geistern wird der Aufschwung der Presse und des Buchhandels erzeugen. Wir entnehmen

einem in der „Bibliographie de Belgique" abgedruckten Berichte des belgischen Gesandtschafts-Secretärs Baron d'Anethan vom 8. Februar 1876 folgende interessanten Daten über den Zustand der Presse in Japan. Er sagt: „Es gibt in Japan etwa fünfzig Zeitungen, in Tokio allein zählt man mehr als zwanzig. Wir finden da ernste, unterhaltende, illustrirte, satyrische Blätter, Revuen, Zeitungen, die bloß für Frauen bestimmt sind, kurz alle Formen, wie in Europa. Das Entstehen dieser Journale datirt sich erst auf vier bis fünf Jahre zurück. Vor dieser Zeit gab es nur kleine Broschüren von wenigen Seiten, welche unregelmäßig erschienen und nur unbedeutende Dinge enthielten. Heute ist Alles verändert; man hat täglich und wöchentlich erscheinende Zeitungen. Unter den täglichen sind die wichtigsten „Nichinichi Shimbun", „Hochi Shimbun", „Choya-Shimbun", „Akebono Shimbun" und „Nishin-Shimbun". Der Abonnementspreis wechselt zwischen 6 und 8 Rios (30—40 Francs); die tägliche Auflage beträgt 9500, 3000, 3500, 2000 und 4300 Exemplare. Der bloß von Frauen gelesene „Jomeouri Shimbun" hat 12,000 Abonnenten und kostet nur 2 Rios (10 Frcs.) jährlich. Die anderen Journale sind gleichfalls im Verhältniß billig gestellt und sehr verbreitet. Diese Blätter werden auf europäischem, großentheils belgischem Papier von Maschinen gedruckt, wie sie in Europa üblich sind. Nur für einige wenige Publikationen werden japanisches Papier und hölzerne Lettern genommen.

Siebzehnter Abschnitt.

I. Bilder aus Vorderindien.

1. Ein Besuch auf Ceylon. — 2. Die Brahmanenstadt Benares. — 3. Eine Sutti an der Nerbudda. — 4. Charakter und Lebensweise der Hindu's. — 5. Das Kastenwesen in Hindostan. — 6. Die Bedienten der Europäer in Indien. — 7. Die Jahreszeiten in Bengalen. — 8. Der Tag eines reichen Engländers in Kalkutta.

II. Bilder aus Hinterindien.

1. Die Malayen. — 2. Der Siamese und sein Fluß Menam. — 3. Ein Aufenthalt in Bankok. — 4. Dr. Bastians Reisen in Birma. — 5. Aus F. Jagors Reiseskizzen.

III. Bilder aus der Inselwelt.

1. Borneo. (1. Ausflug zu den abhängigen Dayaks und den Antimonium-Minen. 2. Besuch bei den unabhängigen Dayaks.) — 2. Die Nikobaren-Inseln.

I. Bilder aus Vorderindien.

1. Ein Besuch auf Ceylon.*)

Am 13. November langten wir nach einer glücklichen Fahrt über Aden im Hafen von Ponte Galle an und sahen das paradiesische Eiland vor unserm Blick entfaltet. Ein großes Gedränge von Eingeborenen in allen möglichen Costümen empfing uns am Ufer, voran die Hauptleute mit großen Mousselintellerhüten, die weiten, weißen Gewänder über den Leib unter einem breiten Goldgürtel zusammengestopft. Die Leute der höheren Kaste zeichneten sich durch ein kurzes holländisches Jäckchen und ein großes, wie ein Unterrock aussehendes, um die Beine geschlungenes ostindisches Taschentuch aus. Der große Kamm vom feinsten Schildpatt hielt die über den Kopf sauber zurückgekämmten Haare, welche nach Weiberart in einen Zopf zusammengeflochten waren. Von Natur klein und schwach gebaut, sahen sie etwas weibisch aus. An ihre glänzende, kaffeebraune Hautfarbe gewöhnt man sich bald und findet zuletzt sogar die zarten Gesichter und die großen schwarzen Augen der eigentlichen Cinghalesen ganz hübsch. Von ihnen unterscheiden sich wesentlich die Malabaren durch eine mehr graubraune Haut-

*) Dr. Wilh. Hoffmeisters Briefe aus Griechenland, Aegypten, Ceylon und Indien nebst einem Vorwort von Karl Ritter. Herausgegeben von Dr. A. Hoffmeister.

farbe, stärkeren Knochenbau, platte Nase und ihr kurzes, oft zottiges Haar, welches geschoren und nie in einen Zopf geflochten wird. Sie sind meist sehr häßlich. Es waren unter der bunten Menge auch einige Gentlemen uralter portugiesischer und holländischer Abkunft. Die alterthümlichen Costüme, in denen sie einhergingen, waren höchst sonderbar; denn sie bestanden aus einer barettähnlichen Kopfbedeckung, reichlich bis zum Ellenbogen ausgeschlagenen, goldbesetzten Jacken mit ungeheuren Knöpfen und den einfachen, die Beinkleider ersetzenden ostindischen Taschentüchern; große Ohrringe und eine Menge Fingerringe verriethen Wohlstand. Der größte Theil dieser Bevölkerung, so nackt auch die meisten, namentlich die Jüngeren, gingen, deren ganze Bekleidung aus einem um die Hüften geschlungenen Bindfaden bestand, war mit Sonnenschirmen chinesischer Fabrik von lackirtem Papier mit Bambus versehen. Wir drängten uns, von allen Seiten angestaunt, mit Mühe hindurch und erreichten das alte holländische, vom Moose grün gewordene Thor und diesem gegenüber den Ort unserer Bestimmung, ein offenes einstöckiges, von einer luftigen Veranda umgebenes Gebäude alterthümlichen Aussehens, mit einem Hahn und der Jahreszahl 1687 über dem Eingange. Es war das Königshaus oder Regierungsgebäude. Das Innere enthielt große mit Steinen gepflasterte Räume, von denen drei für uns bestimmt waren. Sie waren von beiden Seiten nach der innern und äußern Gallerie mit Thüren versehen, die zugleich die Stelle der Fenster vertraten, und enthielten nichts als große mit Mousselinvorhängen umgebene Bettstellen von acht Fuß im Quadrat.

Ein Blick in den Hofraum lockte uns bald aus dem offenen luftigen Quartier in's Freie. Welche Pracht von rothem und gelbem Hibiscus, welcher dichte schöne Sammetrasen, wie ich ihn seit England nirgends sah! Hier die prächtige Plumiera mit dem durchdringend süßen Geruch, dort ragten Bananen von riesiger Höhe, Papay- und Brodfruchtbäume über die Mauer. Wir stiegen eine von ewig warmer Feuchtigkeit grüne Treppe in den 20 Fuß tiefer liegenden Baumgarten, eine von unzähligen Thieren belebte Wildniß, hinab. Zwischen dem hohen Grase, das von langschwänzigen Eidechsen wimmelte, glänzten blaue Schlingpflanzen von wunderbarer Schönheit und eine Menge rothblühender Balsaminen. Dort standen Brodfruchtbäume mit fußbreiten, ausgezackten, glänzenden Blättern, weißem Stamme und centnerschweren, grüngelben, rauhen, kugelrunden Früchten; der zierliche Papay mit dem regelmäßig kegelförmig carrirten Stengel, der Blätterkrone oben am Wipfel, jedes Blatt breit wie ein Sonnenschirm und dicke Fruchttrauben darunter. Die Früchte gleichen einer kleinen Melone. Hier fanden sich Pisangbäume (Musa paradisiaca), überall in Indien Bananen genannt; ihr rohrartiger, dicker, saftiger Stamm trägt die acht Fuß langen Blätter aufrecht in die Höhe gerichtet. Wer kann sich denken, daß dieser fußdicke Stamm von 20 Fuß Höhe mit seinem üppigen Wuchse eine einjährige Pflanze ist! Die Früchte stehen in dicken, regelmäßigen Trauben an den Blattachseln; jeder Fruchtstiel enthält etwa zehn Reihen

solcher Früchte und deren wohl zwanzig bis dreißig in einer Reihe. Diese schönen gelben und grünen Früchte sehen äußerst reizend aus zwischen dem frischen, großen Laube; auch sind sie hier viel köstlicher als die, welche wir in Cairo jeden Mittag hatten. Die Bananen sind wohl vier Zoll lang und enthalten unter einer weichen, lederartigen Haut ein sehr mildes, fast schleimig süßes Fleisch, ganz ohne Kern und Samen. Der Brodfruchtbaum aber trägt nur grobe, harte Früchte, die unreif von dem Volke, ebenfalls gekocht, gegessen werden; bei völliger Reife enthalten sie zwischen vielen Kernen eine äußerst scharfe Milch. Wir haben nie davon gegessen; aber gewiß sind die Lobeserhebungen vieler Reisenden, als ob Nichts der Brodfrucht gleich komme, unwahr. Die Papayfrucht gleicht einer Melone, hat auch ein ähnliches gelbes, bei völliger Reife röthliches Fleisch, nur macht ein eigenthümlicher, nicht Allen angenehmer Beigeschmack von Capuzinerkressen-Samen, daß sie gegen die Menge der anderen ausgezeichneten Früchte zurücksteht. Nach der Quelle eines süßen, fast betäubenden Wohlgeruchs spähete ich lange vergebens, bis ich einen grobwalzig ästigen, fast über 12 Fuß hohen Baum, mit langen, schmalen Blättern und weißen, großen Oleanderblüthen für die Ursache erkannte; es war die Plumiera, ein heilig gehaltener Baum, der gewöhnlich durch eine steinerne Einfriedigung geehrt wird. Daneben fand ich einen unscheinbaren Baum, der braune Blüthentrauben und grüne, Gurken ähnliche Früchte dicht am Stamme trug. Ich biß hinein und fand concentrirte Säure. Es war der Bilimbing.

Es ist kaum zu sagen, welchen wunderbaren Eindruck die Fülle der tropischen Natur, die warme, feuchte, von Gewürz und Kokosöl duftende, schwere Luft, die feenartige Beleuchtung, streifig, aber hell die dichten Palmenkronen durchdringend, auf den Reisenden macht. Dichtes Gebüsch von gelb, roth und blau blühenden Glockenblumen umgibt die reinlichen Wohnungen, welche, nach holländischem alterthümlichen Style mit einer kleinen Veranda an der Seite gebaut, die ganze Straße bis Colombo einfassen, ohne einen besonderen Namen zu führen. Alte holländische Inschriften finden sich überall an halbverwitterten, mit grünem Moose überzogenen Backsteinmauern wie in einer längst von Menschen verlassenen Gegend. Alles macht den Effect des Träumens und der Ruhe. Wo die Palmen nicht in dichten Gärten eingeschlossen stehen, bedeckt dieses Strauchwerk den Boden, um so niedriger, je näher dem Meere zu. Unter dem Gesträuch wimmelt es von grünen Schlänglein; köstlich gefärbte Krabben laufen über die Steine hin, und verfolgt verkriechen sie sich mit eiligen Seitensprüngen unter die dicken Ranken der schönen rothblühenden Geißfußwinde. Die Ananas und der Pandang gedeihen hier wild auf dürren Klippen, nur genährt, wie es scheint, von der ewigen Feuchtigkeit der Luft. Welche Lust, sich hier niederzusetzen und die prachtvollen Gruppen von Brodfrucht-, Mango- und Palmenbäumen zu zeichnen! Oder soll ich erst meine Kapsel mit den prächtigen Liliengewächsen und Schlingpflanzen füllen,

oder den drei Fuß langen Eidechsen auf dem schwarzbemoosten Felsboden nachstellen, den schwarzen Teufel von Scorpion unter dem Stein hervorholen, oder lieber diese handbreiten, schwarzgeflügelten, buntäugigen Schmetterlinge fangen?

Ich verfolgte einen kleinen Bach in seinem Laufe, einen Hügel hinansteigend, den wir am Morgen hatten links liegen lassen. Ein rothgelber, mit härteren rothen Brocken vermischter Thon, wahrscheinlich aus Verwitterung entstanden, bildete den Boden rings umher. Neugierige Eingeborene gesellten sich bald zu mir, halfen mir Blumen pflücken, als sie meine Absicht merkten, und freuten sich über die gefangenen Schmetterlinge. Einer von ihnen erbot sich sogar, mich über das Wasser zu tragen, als er meine Verlegenheit sah, auf zwei dünnen Bambusstäben, die als Brücke dienten, das Gleichgewicht zu erhalten. Obwohl unsere Unterhaltung meist auf Zeichen beschränkt war, so bemerkte ich doch, daß sie „bondey“ riefen, um etwas Gutes, Wohlriechendes oder Wohlschmeckendes anzudeuten; war die Frucht giftig, oder roch die Blume unangenehm, so hieß es: „nodderkey!“ mit einer abwehrenden Bewegung. Meinen Bemühungen, Insecten zu fangen oder Eidechsen todt zu schlagen, sahen sie mitleidig zu, denn die Bevölkerung ist, die Malabaren-Eindringlinge und die persischen Mohammedaner (Moormen genannt) ausgenommen, sämmtlich buddhistisch.*)

Mit reicher Beute beladen kam ich am Abend gegen Sonnenuntergang nach Haus; es wetterleuchtete stark, und kaum hatte ich unsere luftige Behausung erreicht, so brach ein furchtbarer Platzregen mit dröhnenden Donnerschlägen und unaufhörlichen Blitzen los. Die augenblickliche Ueberschwemmung rund um das Haus machte mir den Nutzen des fünf Fuß hohen Fundaments einleuchtend. Kaum war dieser Tropenguß vorüber und die Dunkelheit der Nacht stärker hereingebrochen, so leuchteten alle Bäume von unzähligen Leuchtkäfern gleich den Weihnachtsbäumen, und das in den Tropen gewöhnliche Abendconcert begann mit verdoppeltem Eifer. Die Musikanten sind Grillen, Cicaden, zehn bis zwölf verschiedene Sorten, Laubfrösche, Gecko's, kleine Eulen u. s. w. Dieses Volk macht einen Lärm, der gar nicht zu beschreiben ist; das zischt und zirpt, quäkt und quiekt, pfeift und prustet und klippert und klappert wie im Märchen vom „bezauberten Schlosse“. Es gibt sehr große Cicaden von wunderhübschen Farben; diese sind die Hauptruhestörer; denn an das Mühlengeklapper der langbeinigen Laubfrösche, welche ihren Verfolger gewöhnlich ganz keck aus einem großen Blumenkelche anquäken, gewöhnt man sich bald.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Colombo brachen wir auf zur Elephantenjagd im Innern der Insel. Am zweiten Tage, als wir das

*) Der indische Fürstensohn Gautama, später Buddha, d. i. Erlöser, genannt, begründete im Gegensatz zum Kastenwesen der Brahmanen eine neue Religion, die sich besonders des armen Volkes annahm und Mitleid aller lebenden Kreatur in die Herzen pflanzte.

Dorf Bobola verlassen hatten, gelangten wir an die Grenze des menschlichen Anbaues. Wir traten nun in einen dichten, massenhaften Urwald ein. Sein Dunkel erweckte Schauer und überwältigte durch das Gefühl des gewaltigen Unterschiedes zwischen diesem und Allem, was wir bisher gesehen hatten. Die mächtigen Baumstämme standen dicht an einander; baumartige Schlingpflanzen wickelten oft drei oder vier der stärksten zusammen, die zum Theil schon abgestorben, oder im Absterben begriffen waren. Oft sah man bloß einen schenkelstarken, spiralförmig gewundenen Stamm, nämlich den Stamm der Schlingpflanze; der durch dieselbe erdrückte Kern war verfault und verwittert, und sie allein ohne Stütze übrig geblieben. Diese riesenhaften Korkzieherbäume setzten mich anfangs in nicht geringes Erstaunen, bis ich ihre Entstehungsart erkannte. Von Blumen sah man hier nicht gar viele; es fehlte an Luft und Licht; desto größer aber und schöner war die Fülle der Blätter. Schäumende Waldbäche, die das Wurzelwerk vier bis fünf Fuß tief losgewaschen hatten, machten unsern Pferden viel zu schaffen; oft mußten sie auch über dicke, unverwüstliche Stämme und Blöcke gestürzter Bäume hinwegsetzen. Nur wenn die Abhänge gar zu schroff und das Wurzelwerk gar zu schlüpfrig war, stiegen wir ab und führten die Pferde. Zuweilen kam man auf offene Plätze, mit üppigem Graswuchse bedeckt; hier entfaltete sich eine Menge schöner Blüthen, die von Schmetterlingen wimmelten; dann ging es wiederum in eine grausige Tiefe, wo eine Masse entblößter knorriger Wurzeln und dunkle Gewässer, deren Tiefe man nicht zu schätzen wußte, unsere raschen Thiere aufhielten. Der Weg war so eng, daß man immer dicht hinter einander reiten mußte, um sich nicht zu verlieren. Sechs lange mühevolle Stunden ritten wir so in angestrengter Eile; endlich erreichten wir unser Ziel, die Mitte des Waldes, wo ein paar Hütten für uns erbaut waren. Die Wände dieser Hütten waren von dürren Blättern und Zweigen, ihre Dächer von Palmenblättern und Gras und die Dachrinnen von Baumrinde hergestellt. Vier in die Erde gerammte Pfähle mit sechs bis sieben quer darüber befestigten Stöcken bildeten die Tische; Stühle gab es nicht; dagegen waren die Wände mit weißem Baumwollenzeug behängt und ein ähnlicher Vorhang bedeckte die Thür. Der Fußboden war etwas in die Erde vertieft und füllte sich bei fortdauerndem Regen mit Wasser. Dies waren die Comforts unsers achttägigen Aufenthalts in Galbocka — so nannte man den Platz.

Alle Morgen vor Aufgang der Sonne brachen wir aus unserm Schlupfwinkel auf und gingen den Elephanten nach, die hier in großen Heerden anzutreffen sind. Ehe die Sonne über den Horizont emporkam, waren wir in der Regel schon naß bis auf die Haut. Wenn die Eingeborenen die Nähe der Elephanten witterten, was sie mit einem besonderen Zeichen andeuteten, so wurde abgesessen, und die Jäger stürzten, den Kopf voran, durch das Dickicht, indessen ich und die Bedienten auf dem Halteplatz

blieben. Das Krachen eines fortlaufenden Elephanten hört man schon auf eine halbe englische Meile; eine ganze Heerde macht einen Lärm, als ob eine Lawine über den Wald hinstürzte. Das verhängnißvolle Geschrei, einem furchtbar verstärkten Ton aus einer zersprungenen Trompete nicht unähnlich, läßt der Elephant in dem Augenblicke ertönen, wo er sich wendet, um seinen Feind zu zermalmen oder selbst die tödtliche Kugel zu empfangen. Ich wußte daher immer auch in der Ferne, wenn der Augenblick der Gefahr da war.

Eines Tages war ich den Jägern näher als gewöhnlich geblieben, weil man bei der Vereinzelung in einem sehr coupirten felsigen Terrain, wo es von Elephanten wimmelte, größere Gefahr lief, als beim Nachfolgen. Plötzlich krachte es rechts und links, hinter uns Trompetenton, und vor uns wühlte schon der Kopf eines mächtigen Thieres durch das dichte Gebüsch; wir standen auf einem glatten, nur wenig über dem Boden erhabenen Felsen. Welches Glück, daß gerade der geschickteste Elephantenschütze, Major Rogers, bei uns war! Er sprang mitten zwischen die Elephanten, knallte dem nächsten rechts, bis auf Rüssellänge heran tretend, in's Ohr, eben so rasch mit dem andern Laufe dem zur Linken in die Schläfe. Beide stürzten mit einem dumpfen Gestöhn wie umgeblasen; die andern eilten davon, als sie ihre riesigen Gefährten krachend im Gebüsch versinken sahen, deren Sturz ein Getöse hervorbrachte, wie zwei ferne Kanonenschüsse.

---

2. Die Brahmanenstadt Benares.*)

Benares, im Sanskrit Vārnanaschi (von den zwei Flüßchen Varna und Naschi, die hier unter 25° 30′ n. Br. zum Ganges münden), die große und berühmte Brahmanenstadt, wird im Ramajana „Kasi", die glänzende, genannt. Sie ist im weiten Bogen erbaut, dessen Sehne der Ganges bildet, von großem Umfang, der uralte Sitz der Brahmanenschulen, die heiligste Stadt der Hindu's. Sie zählte früher 5000 Studenten, und noch heute sollen 8000 Häuser den Priestern gehören, welche von den täglichen Spenden der Reichen und Opfern der Pilger ihren Lebensunterhalt bekommen. Noch immer haben Künste und Wissenschaften der Indier in Benares ihren Hauptsitz.

Der Hauptvorzug und was der Stadt ihren höchsten Werth verleiht, liegt aber für den Hindu in dem Tempel des Visvisha, dem heiligsten Tempel der heiligsten Stadt, dem berühmten Wallfahrtsorte. Zur Zeit der Unterjochung Indiens durch die Mohammedaner soll Visvisha, eine Incarnation Shiva's, in einen Brunnen gesprungen sein, der noch heute im Hinterbau des Tempels die Frommen zur Abwaschung einladet. Kaiser

*) Nach Karl Ritter, Erdkunde von Asien IV.

Aurungzeb, um den Hindu's die Ueberlegenheit des Halbmondes recht augenscheinlich zu beweisen, ließ mehrere ihrer Tempel niederreißen und errichtete an ihrer Stelle eine stolze Moschee, deren zwei Minarets 150 Fuß hoch sich erheben. Doch der niedere Tempel des Shiva*) mit seinem Dreizack wird keineswegs von dem glänzenden Halbmond der Moschee verdunkelt und ward erst recht der heiligste Wallfahrtsort für die indische Welt. Um alle Ceremonien (ähnlich wie in der Kaaba zu Mekka) im allerheiligsten Tempel zu verrichten, braucht der Pilger 15 Tage, dann erlangt er vollkommene Reinigung von seinen Sünden. Man berechnete früher die Zahl der täglich herzuströmenden Pilger auf 10,000, zu den Zeiten der Feste (Mela) ist der Andrang ungeheuer. Die Zahl Derer, welche alltäglich an der heiligen Ganga ihre Andacht verrichten, ist durchschnittlich 50,000. Wenn man mit Sonnenaufgang an den Fluß kommt, sieht man Tausende der Hindu herzueilen; sie steigen an's Ufer des Stromes, wenden sich gegen die Sonne, schöpfen mit der Hand das heilige Wasser und begießen sich drei Mal das Haupt unter leisem Herbeten ihrer Sprüche. Viele Brahmanen sitzen in kleinen Kiosken oder auf Steinblöcken auf den Treppen hart am Strom, um die Gaben der Pilger und Frommen in Empfang zu nehmen und ihnen dafür Absolution ihrer Sünden zu ertheilen.

Von der Flußseite gesehen, gewährt Benares einen herrlichen Anblick; es scheint eine Stadt von lauter Tempeln und Palästen zu sein. Prachtvolle Treppenreihen (Ghauts) führen an den Wasserspiegel; sie sind meist aus Marmorquadern aufgeführt. Tempel, Hallen, Pagoden, Pavillons und Badeplätze wechseln in bunter Reihe und auf den freien Plätzen stehen Palmen und schattige Baumreihen. Die Häuser sind im schönen Stadttheil oft vier- bis sechsstöckig, massiv, mit Verandas und Balconen, Frescomalereien und Bildhauerarbeiten geziert. Die indischen Rajas, auch wenn sie ihres Landes verlustig gegangen sind, lassen es sich nicht nehmen, Klöster in Benares anzulegen und auszustatten und Gesandte daselbst zu halten, welche an ihrer Statt die Opfer und Gebete verrichten. Prinzen und reiche Nabobs beeilen sich, noch kurz vor ihrem Tode durch Vermächtnisse zu einem Prachtbau in Benares sich eine gute Stelle im Himmel zu sichern. Alle Ländereien, je näher an der Ganga heiligen Wassern, desto kostbarer sind sie. So ist das Stromufer der bebauteste, bewohnteste, besuchteste Theil des ganzen Landes geworden, und kein System zur Cultur eines Wassergebiets und zur Civilisirung seiner Anwohner könnte erfunden werden, das erfolgreicher wäre, die Macht an seinen lebendigen Wassern zu concentriren, als dieses — ohne die Leute zur Flußschifffahrt und zum Wasserleben zu führen, wie davon China ein Gegenstück darbietet.

Die Zahl der Tempel und Moscheen ist sehr groß, man spricht von 1000. Die gelehrten Priestercollegien mit ihren Schulen bewahren die

*) Shiva heißt auch Mahadevo, „großer Gott", und unter seinen vielen bildlichen Darstellungen ist eine, wo die Ganga als kleiner weiblicher Kopf in seinen Locken erscheint.

heimische Literatur, lehren das Brahmanengesetz in Sanskrit und erläutern es, halten sich dabei ängstlich fern von aller Berührung mit den Europäern.

Wie unsere „Messen" recht eigentlich den kirchlichen Messen und den Wallfahrten ihre Entstehung verdanken, so hat das Pilgerwesen auch die Manufacturen und den Handel von Benares blühend gemacht. Es gibt Fabriken in Gold-, Silber-, Wollen- und Baumwollenwaaren; mit Diamanten, selbst mit Gangeswasser, das weit verschickt wird, treibt man lebhaften Handel. Im Monat Februar ist die Hauptmesse.

Das Innere der großen Stadt steht mit dem schönen Gangesviertel in üblem Contrast; da sind die Straßen so eng, daß ein Palankin sich kaum durch die wogende Menge Platz machen kann. Die niedrigen Häuser sind oft bloße Erdhütten, mit Rohr oder Palmenblättern gedeckt; an Staub und Schmutz ist überall kein Mangel. Dazu die Menge von Bettlern, Aussätzigen, Lahmen, Blinden, Krüppeln, schamlosen Betrügern und Glücksrittern! Auch die weißen geheiligten Stiere rennen oft durch die Straßen, und Alles weicht ihnen ehrerbietig aus! Sie gehen frei im Tempel umher und naschen von dem geopferten Reis oder Blumenkranze. In der Vorstadt Durgakund hausen auf großen Mangobäumen auch heilige Affen, die ganz zahm sind und den Besuchern entgegenspringen in Erwartung, Näschereien zu empfangen.

Die Europäer bewohnen die Vorstadt Sikri; sie reiten gern auf Elephanten in die Stadt, da diese sich im Gedränge am leichtesten Bahn brechen. Man schätzt die Zahl sämmtlicher Häuser auf 40- bis 50,000, die der Einwohner auf 400- bis 500,000, doch wird eine Volkszählung durch die Vorurtheile der Hindu sehr erschwert.

Im Jahre 1775 kam Benares in die Hände der Engländer und ist nun Sitz ihrer Provinzialbehörde.

3. Eine Sutti (Satti) an der Nerbudda.*)

Die Sandsteinberge Mahadoe's, welche in der Sathpurkette den Nerbuddastrom überragen, erheben sich 4000—5000 Fuß über die Meeresfläche, und in einem der höchsten Striche wurde früher, und wird vielleicht noch jetzt ein Markt gehalten, zum Vergnügen derjenigen, welche die Selbstaufopferung einiger jungen Leute sehen wollen, die sich opfern, um ein Gelübde ihrer Mutter zu erfüllen. Wenn eine Mutter ohne Kinder ist, bringt sie allen Göttern Opfer, vornehmlich denjenigen, von welchen sie glaubt, daß sie ihr Hilfe leisten werden, und verspricht noch größere Opfer

*) Nach St. Col. Sleeman's „Rambles and recollections of an Indian official."

hinzuzufügen, im Fall ihre Bitte gewährt würde. Wenn geringere Opfer nicht helfen wollen, verspricht sie den ersten Sohn, den sie erhalten würde, dem Gott der Zerstörung, Mahadoe, opfern zu wollen. Wird sie nun wirklich mit einem Sohn erfreut, so verschweigt sie diesem ihr gethanes Gelübde, bis er die Jahre der Mannbarkeit erreicht hat; dann aber theilt sie ihm solches mit und gebietet ihm, es zu erfüllen. Er hält es für Pflicht, Gehorsam zu leisten, und von nun an betrachtet er sich als dem Gotte geweiht. Ohne einer lebenden Seele ein Wort von dem mitzutheilen, was ihm die Mutter gesagt hatte, zieht er ein Pilgerkleid an, besucht alle berühmten, dem Mahadoe in verschiedenen Theilen Indiens geweihten Tempel, und an dem Jahrmarkte, der auf dem Mahadoeberge abgehalten wird, stürzt er sich von einer 4000—5000 Fuß hohen Felsenwand herab.

Die englischen Beamten haben schon viel am Hofe von Nagpoor aufgeboten, um der Sitte zu steuern. Doch ist es ihnen nur theilweise gelungen. Dieser Zug von Selbstaufopferung liegt tief im indischen Volksgemüthe, und am entschiedensten tritt er bei den Frauen hervor. Ein Augenzeuge erzählt folgende charakteristische, die Eigenthümlichkeit der Hindusitten treffend schildernde Geschichte.

Wir machten eines Abends einen Ausflug nach Gopalpur, einem kleinen Dorfe am Ufer der Nerbudda. Hier sind mehrere sehr hübsche Tempel, meistens zum Andenken von Wittwen, die sich mit den Ueberresten ihrer Ehemänner verbrannt haben, und zwar auf der Stelle, wo sie sich den Flammen überlieferten. Ein solcher Tempel hat sich erst ganz kürzlich über der Asche einer der merkwürdigsten alten Frauen, die ich je gesehen, und welche sich in meiner Gegenwart im Jahre 1829 verbrannte, erhoben. Ich verhinderte die Errichtung eines Tempels, aber während meiner Abwesenheit kam er dennoch zu Stande. Da Sutti's gegenwärtig im englischen Gebiet verboten sind, und Europäer überhaupt selten Gelegenheit haben, solche zu sehen, so will ich die nähern Umstände hier anführen, und der Leser kann sich auf die Wahrheit der Erzählung völlig verlassen.

Am 29. November 1829 mischte diese alte, damals 65jährige Frau ihre Asche mit der ihres vier Tage zuvor allein verbrannten Mannes. Als ich im Jahre 1828 die Civilverwaltung dieses Districts Dscheppelpur übernahm, hatte ich strengen Befehl gegeben, daß Niemand der Selbstverbrennung einer Wittwe Vorschub leisten solle; selbst das Herbeitragen von Holz solle als solcher Beistand angesehen werden. Am 24. November 1829 wandten sich die Oberhäupter der angesehensten und verbreitetsten Brahminenfamilien des Districts mit der Bitte an mich, dieser alten Wittwe zu gestatten, sich mit den Ueberresten ihres Gemahls Omed Sing Opaddia, der diesen Morgen an den Ufern der Nerbudda gestorben sei, zu verbrennen. Ich drohte, meinen Befehl in Ausführung zu bringen und Jeden, der Beistand leisten würde, streng zu bestrafen; zu dem Ende stellte ich eine Polizeiwache in der Nähe auf, die alte Frau blieb aber, ohne zu essen und zu trinken, am Rande des Wassers sitzen. Am nächsten Tage wurde

die Leiche ihres Gemahls in einer kleinen, nur etwa 8 Quadratfuß weiten und 3—4 Fuß tiefen Grube in Anwesenheit von mehreren Tausend Zuschauern, welche die Sutti hatten sehen wollen, verbrannt. Alle Fremden zerstreuten sich vor Abend, da keine Aussicht vorhanden schien, daß ich dem dringenden Begehren ihrer Anverwandten nachgeben würde, die keine Speise zu sich zu nehmen wagten, als bis die Wittwe sich verbrannt oder bereit erklärt hätte, mit ihnen nach Hause zurückzukehren. Ihre Söhne, Enkel, und einige andere Anverwandte blieben bei ihr, während die übrigen mein Haus umringten, um in mich zu dringen, daß sie sich verbrennen dürfe. Sie widerstand allen Bitten, verweigerte alle Nahrung und blieb auf dem nackten Fels im Bette der Nerbudda sitzen, der sengenden Sonnenhitze bei Tag und der strengen Kälte der Nacht ausgesetzt, nur mit einem dünnen Stück Zeug über die Schulter. Am Tage nach der Beerdigung setzte sie, um alle Hoffnung, daß man sie von ihrem Vorhaben abbringen werde, abzuschneiden, die Dhadscha oder den groben rothen Turban auf und brach ihre Armbänder in Stücke, wodurch sie gesetzlich todt und für immer von ihrer Kaste ausgeschlossen wurde. Hätte sie jetzt noch das Leben erwählen wollen, so konnte sie nie mehr zu ihrer Familie zurückkehren. Ihre Kinder und Enkel waren noch immer bei ihr, aber alle Bitten waren umsonst, und ich überzeugte mich, daß sie sich zu Tode hungern würde, wenn ich nicht gestattete, daß sie sich verbrenne; dadurch wäre die Familie beschimpft, ihre Qual vermehrt worden, und ich selbst hätte mich der Beschuldigung ausgesetzt, meine Gewalt muthwillig gemißbraucht zu haben, denn noch hatte die Regierung nicht formell das Verbrennen der Wittwen verboten.

Am vierten Tage nach dem Tode des Mannes ritt ich Morgens zur Stelle und fand die arme alte Frau dasitzen, mit dem Dhadscha auf dem Kopf, eine Kupferplatte mit ungekochtem Reis und Blumen vor sich und eine Kokosnuß in jeder Hand. Sie sprach sehr gesammelt und sagte mir, sie sei entschlossen, ihre Asche mit der ihres verstorbenen Gemahls zu mischen, und würde geduldig meine Erlaubniß dazu abwarten, überzeugt, Gott werde ihr Kraft geben, das Leben aufrecht zu erhalten, bis diese Erlaubniß erfolgt, obgleich sie nicht essen und nicht trinken werde. Sie blickte nach der Sonne, die eben über der Nerbudda aufging, und sagte ruhig: „Meine Seele war fünf Tage lang bei der meines Gatten in der Nähe dieser Sonne, nur meine irdische Hülle ist noch übrig, und ich weiß, Du wirst bald gestatten, daß sie sich mit seiner Asche in jener Grube vermische, weil es nicht in Deinem Wesen und Deinem Brauch ist, die Qual einer armen alten Frau muthwillig zu verlängern." — „Gewiß nicht," entgegnete ich, „mein Zweck und meine Pflicht ist es, zu retten und zu erhalten, und ich komme, Dich von dieser thörichten Absicht abzubringen, Dich zu bitten, daß Du lebest und Deine Familie vor der Schmach bewahrest, als Mörderin angesehen zu werden." — „Ich fürchte nicht, daß man sie je dafür halten wird; sie haben, wie gute Kinder, alles Mögliche gethan, um mich zu bewegen, unter ihnen zu leben, und hätte ich eingewilligt, so würden

sie mich geliebt und geehrt haben. Ich übergebe sie alle Deiner Obhut und gehe zu meinem Gatten Omed Sing Opaddia, mit dessen Asche die meinige schon dreimal auf dem Scheiterhaufen sich vermischte.“ *)

Dies war das erste Mal in ihrem langen Leben, daß sie den Namen ihres Gatten nannte, denn in Indien spricht keine Frau, weder hoch noch niedrig, je den Namen ihres Gatten aus, und ist es oft lustig, ihre Verlegenheit zu sehen, wenn ein Europäer sie darum fragt; sie sehen sich rechts und links um nach Jemandem, der sie aus der Verlegenheit ziehe, weil sie weder gegen den Frager, noch gegen den abwesenden Ehemann Mißachtung zeigen wollen. Sie wissen, daß wenige Europäer die ihnen in dieser Beziehung obliegenden Pflichten kennen, und wenn Frauen in Gerichtshöfe oder an andere Orte hingehen, wo sie leicht nach dem Namen ihres Mannes gefragt werden können, nehmen sie gewöhnlich eines ihrer Kinder oder sonst einen Verwandten mit, der die Worte für sie ausspreche. Als die alte Dame ihren Mann nannte, was sie mit starkem Nachdruck und in überlegter Weise that, waren alle Anwesenden überzeugt, daß sie entschlossen sei, zu sterben. „Ich habe,“ sagte sie, „die Güte der Regierung in reichem Maße erfahren, da ich mit meiner ganzen großen Familie in Wohlstand und Gemächlichkeit auf unsern abgabenfreien Ländereien lebte, und ich bin gewiß, daß man meine Kinder nicht Hunger leiden lassen wird; mit ihnen aber habe ich es nicht mehr zu thun, mein Verkehr und meine Gemeinschaft mit ihnen sind zu Ende. Meine Seele (prau) ist bei Omed Sing Opaddia, und meine Asche muß sich hier mit der seinigen mischen.“ Dann blickte sie wieder nach der Sonne und sagte mit einem Ton und einer Miene, die mich ungemein ergriffen: „Ich sehe sie beide unter dem bräutlichen Baldachin.“ Ich bin überzeugt, daß sie in diesem Augenblick wirklich glaubte, sie sehe ihren Geist und den ihres Gatten unter dem bräutlichen Baldachin im Paradiese.

Ich versuchte, auf ihren Stolz und auf ihre Furcht einzuwirken, und sagte ihr, die Regierung würde wahrscheinlich die abgabenfreien Güter, von denen ihre Familie so lange gelebt habe, einziehen, als ein Zeichen ihres Mißfallens darüber, daß die Kinder sie nicht von der Vollziehung des Opfers abgebracht hätten; die Tempel über der Asche ihrer Voreltern würden dem Erdboden gleich gemacht werden, damit sie nicht in Zukunft andere zu ähnlichen Opferungen verleiteten, und endlich würde nicht ein einziger Stein den Platz bezeichnen, wo sie sterbe, im Fall sie auf ihrem Entschluß beharre. Wollte sie aber am Leben bleiben, so solle eine glänzende Wohnung für sie unter diesen Tempeln gebaut, eine schöne Summe solle zu ihrem Unterhalt aus den abgabenfreien Ländereien ausgeschieden werden, ihre Kinder sollten täglich kommen und sie besuchen, und ich würde häufig dasselbe thun. Sie lächelte, streckte den Arm aus und sagte: „Mein Puls hat lange aufgehört zu schlagen, mein Geist ist entwichen, und ich

*) Dies bezieht sich auf die Seelenwanderung, wie man später sehen wird.

habe nichts mehr übrig, als ein wenig Erde, die ich mit der Asche meines Gatten zu vermischen wünsche; ich werde bei dem Verbrennen nicht leiden, und wenn Du einen Beweis willst, so laß Feuer bringen, und ich will diesen Arm verzehren lassen, ohne daß es mir Schmerz verursacht." Ich wollte ihren Puls nicht fühlen, aber einige meiner Leute thaten es, und erklärten, er sei in der That ganz unbemerklich geworden. Um diese Zeit glaubten alle Anwesenden, es sei durchaus nicht wahrscheinlich, daß sie noch Schmerz empfinden werde, und ihr Ende bestätigte sie auch in dieser Ansicht. Ueberzeugt, daß alle Versuche, ihr Leben zu retten, fruchtlos sein würden, schickte ich endlich nach den vornehmsten Mitgliedern ihrer Familie, und willigte ein, daß sie sich verbrennen dürfe, wenn sie sich dagegen verpflichteten, daß kein Mitglied ihrer Familie je wieder Dasselbe thue. Hierein willigten sie; gegen Mittag waren die Urkunden gefertigt, und ich ließ es nun der alten Frau anzeigen, welche sich darüber sehr erfreut und dankbar zeigte. Vor 3 Uhr waren die Ceremonien des Badens vorüber und inzwischen das nöthige Holz und andere brennbare Stoffe, um ein starkes Feuer zu machen, gesammelt worden. Nach dem Bade verlangte sie ein Betelblatt und aß es; dann stand sie auf, und den einen Arm auf die Schulter ihres ältesten Sohnes, den andern auf die ihres Neffen gestützt, näherte sie sich dem Feuer. Ich hatte Wachen umher aufgestellt, und Niemand durfte sich auf fünf Schritte nähern. Als sie sich erhob, wurde der Holzstoß angezündet und stand alsbald in lichten Flammen. Die Entfernung betrug etwa 200 Schritte; sie kam mit ruhigem, freudevollem Gesicht herbei, hielt einmal an, schaute aufwärts und sagte: „Warum haben sie mich fünf Tage von Dir, mein Gatte, entfernt gehalten?" Als sie an die Wachen kam, blieben ihre Begleiter stehen, sie schritt einmal um die Grube her, hielt einen Augenblick inne, und während sie ein Gebet murmelte, warf sie einige Blumen in's Feuer. Dann schritt sie ruhig und standhaft bis an den Rand, trat mitten in die Flamme, setzte sich nieder und lehnte sich zurück, als ruhte sie auf einem Lager aus; ohne einen Schrei zu thun oder ein Zeichen von Schmerz von sich zu geben, ward sie vom Feuer verzehrt. Einige Musikinstrumente spielten wie gewöhnlich, als sie sich dem Feuer näherte, nicht wie man gemeinhin glaubt, um ihr Geschrei zu ersticken, sondern um zu verhüten, daß die letzten Worte des Opfers gehört würden, denn diese gelten für prophetisch und können eine Quelle von Unruhe und Streit für die Lebenden werden.

Man hatte nicht geglaubt, daß ich nachgeben würde, und nur wenige Leute hatten sich versammelt, um dem Opfer beizuwohnen, so daß wenig oder nichts in den äußern Umständen lag, das sie zu einer außerordentlichen Anstrengung hätte reizen können, und ich bin überzeugt, daß nur der Wunsch, in der nächsten Welt wieder mit ihrem Gatten vereinigt zu werden, und die sichere Zuversicht, daß dem so sein werde, wenn sie sich selbst verbrenne, sie aufrecht erhielt. Von dem Morgen des Tages, wo er starb (Dienstag), bis Mittwoch Abend aß sie Betelblätter, aber sonst nichts

Anderes, und von Mittwoch Abend an hörte sie ganz auf zu essen, von Dienstag an hatte sie kein Wasser mehr getrunken. Sie trat in das Feuer mit demselben Tuch angethan, das sie im Bett des Flusses getragen hatte, aber es war genetzt worden in der Ansicht, daß selbst der Schatten von etwas Unreinem, der beim Gang nach dem Scheiterhaufen auf sie falle, das Weib verunreinige, wenn nicht das im heiligen Strom genetzte Kleidungsstück entgegenwirke. Ich muß der Familie die Gerechtigkeit erzeigen, daß sie Alles that, um die Wittwe von ihrem Vorhaben abzubringen, und wäre sie am Leben geblieben, sie wäre geliebt und geehrt worden als das erste weibliche Glied der Familie, denn bei keinem Volke auf der Erde werden Eltern so geehrt und geliebt und finden solchen Gehorsam, wie bei den Hindus: die Großmutter wird immer noch mehr geehrt, als die Mutter. Keiner Königin auf dem Thron können sich ihre Unterthanen mit mehr Ehrfurcht nähern, als alle Glieder der Familie dieser alten Frau, während sie da saß auf dem nackten Fels im Bette des Flusses, nur mit einem rothen Fetzen um den Kopf und einem einfachen weißen Zeug um die Schultern. Allerdings fühlt sich eine Familie, in der eine Wittwe sich verbrennt, durch dieses Opfer sehr in ihrer eigenen und in der Achtung der Welt gehoben. Die Schwester des Radschah von Rewa war eine von den vier oder fünf Frauen, die sich mit den Ueberresten des Radschah von Udipur verbrannten, und ihr Bruder erinnerte sich in seinem ganzen Leben an nichts mit so viel Stolz und Freude, besonders da der Radschah von Udipur das Haupt der Radschputenstämme ist.

Ich fragte die alte Frau, wann sie sich zuerst entschlossen hätte, eine Sutti zu werden, und sie sagte mir, etwa vor 13 Jahren, als sie in der Nerbudda mit vielen anderen Frauen in der Familie badete, habe der Entschluß sich in ihrem Sinne festgesetzt, als sie die glänzenden Tempel am Ufer des Flusses sah, welche sich über der Asche ihrer Verwandten erhoben, die zu verschiedenen Zeiten Suttis geworden waren. Es waren hübsche Gebäude, die mit großen Kosten aufgeführt und in gutem Stand erhalten wurden. Sie sagte mir, daß sie ihren Entschluß niemals irgend Jemandem mitgetheilt, noch auch je eine Sylbe darüber gesprochen habe, bis sie „suth! suth! suth!“ ausrief, als ihr Gatte mit dem Kopfe in ihrem Schooße verschied am Ufer der Nerbudda, wohin er sich, als alle Hoffnung auf Wiedergenesung verschwunden war, hatte bringen lassen.

Nachstehende Unterredung fand eines Morgens zwischen mir und einem Eingebornen von Dschebbelpur statt, bald nachdem die Suttis von der Regierung verboten waren. „Welches sind die Kasten, bei denen es den Frauen nicht gestattet ist, nach dem Tode ihrer Ehemänner wieder zu heirathen?“

„Es sind die Braminen, Radschputen, Banias (Kaufleute) und Kaits“ (Schreiber).

„Warum gestattet man ihnen denn aber nicht, sich wieder zu verhei-

rathen, jetzt, wo man ihnen nicht mehr erlaubt, sich mit den Leichen ihrer Ehemänner zu verbrennen?"

„Da sie wissen, daß sie sich mit keinem zweiten Mann verbinden können, ohne ihre Kaste zu verlieren, so trägt dies wesentlich dazu bei, ihre Treue gegen den erstern zu sichern. Uebrigens, wenn man allen Wittwen erlauben wollte, sich wieder zu verheirathen, welcher Unterschied bliebe dann noch zwischen uns und Leuten niederer Kaste? Wir würden bald zu den niedrigsten herabsinken."

„Und so wollt Ihr Eure Kaste aufrecht erhalten auf Kosten Eurer armen Wittwen?"

„Nein, sie sind selbst so stolz auf die Auszeichnung, wie ihre Männer."

„Und glaubt Ihr, daß sie die gute alte Sitte, sich selbst zu verbrennen, wieder hergestellt sehen möchten?"

„Einige darunter gewiß."

„Warum?"

„Weil sie im Paradies mit ihren Ehemännern wieder vereint werden und glücklich sind, frei von allen Bedrängnissen des Lebens."

„Aber Ihr solltet sie als Wittwen von allen Bedrängnissen frei halten."

„Wenn sie sich gut betragen, sind sie die geehrtesten Mitglieder der Familie ihres verstorbenen Mannes; nichts geschieht in solchen Familien, ohne sie um Rath zu fragen, weil Alle darauf stolz sind, daß das Andenken ihrer verstorbenen Söhne, Brüder und Väter so von ihren Wittwen geehrt werde. Aber Weiber fühlen, daß sie schwach sind, und würden oft lieber auf einmal sich verbrennen, als ihr ganzes Leben lang der Versuchung und dem Verdachte ausgesetzt zu sein."

„Und warum verbrennen sich die Männer nicht, um sich die Bedrängnisse des Lebens zu ersparen?"

„Weil sie nicht vom Himmel berufen sind, wie die Weiber."

„Und Ihr glaubt wirklich, daß die Weiber von Gott berufen sind, sich zu verbrennen?"

„Allerdings; wir Alle glauben, daß sie von Gott berufen und unterstützt werden, und daß zarte Wesen, wie die Frauen, sonst nicht freiwillig solche Qualen erdulden könnten, — sie werden von einer übernatürlichen Stärke beseelt. Als Dhuli Sukal, der Vater des Bankiers von Sehora, starb, erklärte die Frau eines Lodhi, eines Landbauers aus dem District, sie sei schon sechsmal mit ihm eine Sutti gewesen, und sie wolle jetzt zum siebenten Male mit ihm in's Paradies gehen. Nichts konnte sie davon abbringen, sich mit ihm zu verbrennen; sie war zwischen 55 und 60 Jahre alt und hatte Enkel; ihre ganze Familie suchte ihr die Sache auszureden, es müsse ein Irrthum sein. Aber Alles umsonst. Sie wurde eine Sutti und verbrannte sich einen Tag nach der Bestattung des Bankiers."

„Suchte Dhuli Sukals Familie, welche Braminen waren, sie davon abzubringen, weil sie eine Lodhi, eine sehr niedrige Kaste, war?"

„Allerdings, aber sie erklärte, bei Gott sei Alles möglich, und man glaubte allgemein, dies sei ein Ruf vom Himmel.“

„Und was wurde aus der Wittwe des Bankiers?“

„Diese sagte, sie fühle keinen göttlichen Beruf, sich zu verbrennen. Dies geschah vor 20 Jahren, der Bankier war damals 30 Jahre alt.“

„So hat er also im Paradies eine ziemlich alte Frau gehabt?“

„Keineswegs; wenn sie durch die irdischen Flammen gegangen sind, werden beide jung im Paradiese.“

„Ihr seid ein Radschpute?“

„Ja.“

„Tödten Radschputen jetzt noch in diesem Theile Indiens ihre weiblichen Kinder?“

„Nein; dieser Gebrauch hat in diesen Gegenden allenthalben aufgehört und kommt auch in Bundelkund ab, wo die Radschas auf Verlangen der englischen Regierung ihren Unterthanen den Kindermord verboten haben. Man sieht jetzt Mädchen in den Dörfern spielen, wo man sonst kein Mädchengesicht sah und keine Mädchenstimme hörte.“

„Doch murren noch Diejenigen, welche Mädchen haben, und sagen, die Regierung, welche für ihre Unterhaltung sorgte, solle nun auch für ihre Verheirathung sorgen, nicht wahr?“

„Anfangs murrten sie allerdings ein wenig, aber wie die Kinder heranwuchsen und ihnen lieb wurden, dachten sie nicht mehr daran.“

Gurtscharu Baban, der Vorstand des Collegiums zu Dschebbelpur, kam bald nach dieser Unterredung eines Vormittags zu mir; er war im Kalkuttacollegium erzogen worden und spricht und schreibt englisch vortrefflich, ist in englischer Literatur ziemlich gut belesen und ganz entschieden ein denkender Mann. Nachdem die Sache, weshalb er zu mir gekommen, besprochen war, erzählte ich ihm die Geschichte von der Verbrennung der Lodhifrau mit dem braminischen Bankier zu Sehora und fragte ihn, was er davon halte. Seine Antwort lautete dahin: „Aller Wahrscheinlichkeit nach sei die Frau in einem früheren Leben die Gattin eines Braminen gewesen; von einer solchen Versetzung sei in seiner eigenen Familie ein merkwürdiger Fall vorgekommen. Sein Urgroßvater hatte drei Frauen, welche sich alle drei mit der Leiche verbrannten. Während dies vorging, kam eine große Schlange herbei, stieg den Scheiterhaufen hinan und ward mit verbrannt; bald nachher kam eine zweite und that dasselbe. Die ganze anwesende Menge war überzeugt, daß diese Schlangen die Frauen seines Urgroßvaters in einem früheren Leben gewesen seien und nach diesem Opfer wiederum werden würden. Als die Suradh oder Leichenceremonien nach dem vorgeschriebenen Zeitverlaufe stattfanden, wurden die Opfergaben und Gebete regelmäßig für s e ch s Seelen statt für v i e r dargebracht, und noch heutigen Tages glaubt jedes Mitglied seiner Familie, sowie jeder Hindu, der die Geschichte hört, daß diese beiden Schlangen ein volles Recht hätten, unter seine Ahnen gezählt und in allen Suradh mitgenannt zu werden.“

Einige Tage nach dieser Unterredung mit dem Vorstand des Collegiums von Dschebbelpur hatte ich einen Besuch von Bhali Sukal, dem jetzigen Haupt der Bankierfamilie von Sehora, und dem jüngsten Bruder des Braminen, mit dessen Asche die Lodhifrau sich verbrannt hatte. Ich bat ihn, mir Alles zu erzählen, was er sich von dieser eigenthümlichen Sutti erinnere, und er that dies, wie folgt: „Als mein ältester Bruder, der Vater des verstorbenen Dhuli Sukal, der so lange Zeit Steuereinnehmer in diesem District war, vor etwa 20 Jahren zu Sehora starb, erklärte eine Lodhifrau, welche eine Stunde davon in dem unserer Familie seit mehreren Generationen gehörigen Dorfe Khittoli wohnte, daß sie sich mit ihm auf dem Scheiterhaufen verbrennen wolle; sie sei schon dreimal im früheren Leben seine Gattin gewesen, habe sich bereits dreimal mit ihm verbrannt und müsse noch einmal mit ihm verbrennen. Sie war etwa 60 Jahre alt, und ihr eben so alter Ehemann lebte noch. Wir waren Alle erstaunt, als sie mit dieser Geschichte auftrat; es müßte dies ein Irrthum sein, da er ein Bramine und sie eine Lodhi sei. Aber sie ließ sich die Sache durchaus nicht ausreden und erklärte, in ihrem letzten Leben habe sie mit meinem Bruder in der heiligen Stadt Benares gewohnt und eines Tages einem heiligen Mann, der sie um ein Almosen bat, aus Versehen Salz statt Zucker zu seiner Nahrung gereicht. In Folge dessen habe er ihr erklärt, sie solle in ihrem nächsten Leben von ihrem Gatten geschieden werden und von geringerer Kaste sein; wenn sie aber in diesem Zustande ihre Pflicht thue, so werde sie im darauf folgenden Leben wieder mit ihm vereinigt werden. Wir sagten ihr, alles Dies müsse ein Traum sein, und die Wittwe meines Bruders bestand darauf, wenn man ihr nicht gestatte, sich zu verbrennen, so solle man auch der andern nicht erlauben ihre Stelle einzunehmen. Wir hinderten die Wittwe an der Besteigung des Scheiterhaufens, und sie starb in einem hohen Alter erst vor zwei Jahren zu Sehora. Meines Bruders Leiche ward an diesem letzteren Orte verbrannt, die arme Lodhifrau kam und stahl eine Hand voll von der Asche, die sie in ihrem Kleide barg und mit sich nach Khittoli nahm. Hier bewog sie ihren Mann und seinen Bruder, ihr in der Rückkehr zu ihrem früheren Gatten und ihrer früheren Kaste beizustehen. Keine Seele wollte ihnen helfen, da wir den damaligen eingeborenen Fürsten dahin gebracht hatten, die Sache zu verbieten; aber die drei Leute trugen den Scheiterhaufen auf ihren eigenen Köpfen zusammen, sie setzte sich darauf mit der Asche an ihrer Brust, ihr Mann und ihr Bruder setzten den Holzstoß in Brand, und sie ward von den Flammen verzehrt."

„Und was ist jetzt nach Verlauf von 20 Jahren Eure Meinung?"

„Daß sie wirklich die Frau meines Bruders gewesen war; denn am Scheiterhaufen prophezeite sie, daß mein Neffe werden würde, was mein Großvater gewesen war, ein angesehener Diener der Regierung; wie Ihr wißt, wurde er es auch bald nachher."

„Und was glaubt Euer Vater?"

„Er war so überzeugt, daß sie die Gattin seines ältesten Sohnes in einem früheren Leben gewesen sei, daß er alle Kosten der Leichenceremonie bestritt und sie alle mit gleicher Pracht, wie bei jedem andern Glied der Familie, beobachten ließ. Ihr Grab ist noch zu Khittoli zu sehen und das meines Bruders zu Sehora."

Ich ging kurze Zeit darauf mit Bhali Sukal selbst zu diesen Gräbern und fand, daß die gesammte Bevölkerung von Sehora und Khittoli wirklich glaubte, die alte Lodhifrau sei seines Bruders Gattin in einem frühern Leben gewesen und habe sich jetzt als seine Wittwe zum vierten Male mit ihm verbrannt.

*

Trotz aller Energie, welche die englische Regierung aufbietet, der grausamen religiösen Sitte zu steuern, kommen noch immer, wenn auch vereinzelt, Wittwenverbrennungen vor. So im Dezember 1874 in der Umgegend von Lackhno, wo eine Frau nicht davon abzubringen war, ihrem Manne in den Tod zu folgen. Sie nahm ein Bad, schmückte sich bräutlich und wurde von ihren Verwandten in festlichem Aufzuge zum Scheiterhaufen geleitet. Da in jener Gegend das Holz selten und theuer ist, so hatte man auch noch andere brennbare Stoffe zu den Holzscheiten gelegt, so daß Alles die Frau wie ein Mantel umgab. Sie legte ihren Kopf in den Schooß des Todten und dann wurde der Scheiterhaufen mit Stroh überschüttet. Der Neffe des Verstorbenen reichte der Sutti eine brennende Fackel und im Nu stand Alles in Flammen.

Man war mit der größten Heimlichkeit zu Werke gegangen und als die Polizei anlangte, fand sie nur noch einen Aschenhaufen. Etwa 30 Personen, darunter die Verwandten der Wittwe, wurden verhaftet und gerichtlich verhört. Doch die That war eben geschehen.

---

4. Charakter und Lebensweise der Hindus.*)

Schon das Aeußere dieses indischen Stammes ist jetzt wie vor 1000 Jahren von allen übrigen Asiaten entschieden ausgezeichnet und verschieden. Der Hindu ist von ansehnlicher, jedoch nicht außerordentlicher Größe. Seine ganze Körperform ist wohl gestaltet, ja schön, aber mehr zierlich, schlank und geschmeidig, als stark und muskulös. Unter den höheren Kasten befinden sich vorzüglich ansehnliche, schön gebaute Männer. Ihre Hände sind von besonderer Zartheit, und man kann sie nur mit den schönsten Händen unserer Damen vergleichen. Daher wäre auch das Degengefäß ihrer Schwerter für unsere Kriegsmänner viel zu klein.

Von ganz vorzüglicher Schönheit bildete die Natur das andere

*) Vergleiche Zimmermann's „Taschenbuch der Reisen", 12. Jahrgang.

Geschlecht, und ein Bildhauer brauchte hier nicht lange zu suchen, um das Muster zu einer Mediceischen Venus zu finden. Besonders schön gebildet ist der Busen, und man wendet Alles an, um ihm diese reizende Form zu erhalten.

Auch der Schnitt und Ausdruck des Gesichts ist bei den Hindus ausgezeichnet. Ein schönes Oval zeichnet sie merklich vor den benachbarten Mongolen und allen andern asiatischen Völkerschaften aus. Die Nase ist erhaben und fein, nähert sich der Adlernase und ist nie verflacht oder breit gedrückt wie bei jenen Völkern. Eben so wenig findet man bei ihnen dicke, widrig aufgeworfene Lippen, wenn sie gleich voller sind als beim Europäer. Das dunkle Auge ist schön, aber mehr matt und schmachtend, als feurig. Das lange Haupthaar ist fein und glänzend schwarz.

Die Farbe ist bräunlichgelb, spielt aber oftmals in's Olivenfarbene; dabei ist die Haut von ausnehmender Sanftheit und seltenem Glanze.

So schön und ausgezeichnet der Hindu auch wirklich ist, so darf man doch nicht übersehen, daß sich die genannten Vorzüge nur auf die höheren Volksclassen (Kasten) beschränken. Wie sollten auch die der heißen Sonne stets ausgesetzten Geringeren — bei spärlicher Bedeckung, bei härterer Arbeit und steter Anstrengung, und bei schlechter Kost — nicht die Einwirkung dieser Einflüsse, die überall Gestalt und Farbe verändern, fühlen?

Die oberste Kaste der Braminen, welche sich ganz rein und unvermischt erhalten haben, enthält die hellsten Menschen; sie sind alle von einem hellgelben Teint. In der zweiten Kaste, den Tschetries oder Kriegern, gibt es schon mehrere Familien mit dunklerm Colorit, das jedoch im Uebrigen der schönen Körperbildung keinen Eintrag thut. Am dunkelsten gefärbt und zugleich am häßlichsten ist die unterste Kaste, die der Parias (Pulias). Diese sind fast ganz schwarz, in der Form des Gesichts und der übrigen Körperbildung halb dem Neger, halb dem Mongolen ähnlich, aber noch kleiner und häßlicher, höchst unreinlich und schmutzig. Vielleicht ist dies eine ganz fremde, früher unterjochte Menschenrace, die nun theils durch den langen Druck, theils durch die Verbrechen der Vorväter so sehr herabgekommen ist, daß sie kein Bedenken trägt, sich mit andern Menschenarten zu vermischen, auch oftmals die Religion zu wechseln, was bei allen übrigen Kasten niemals stattfindet.

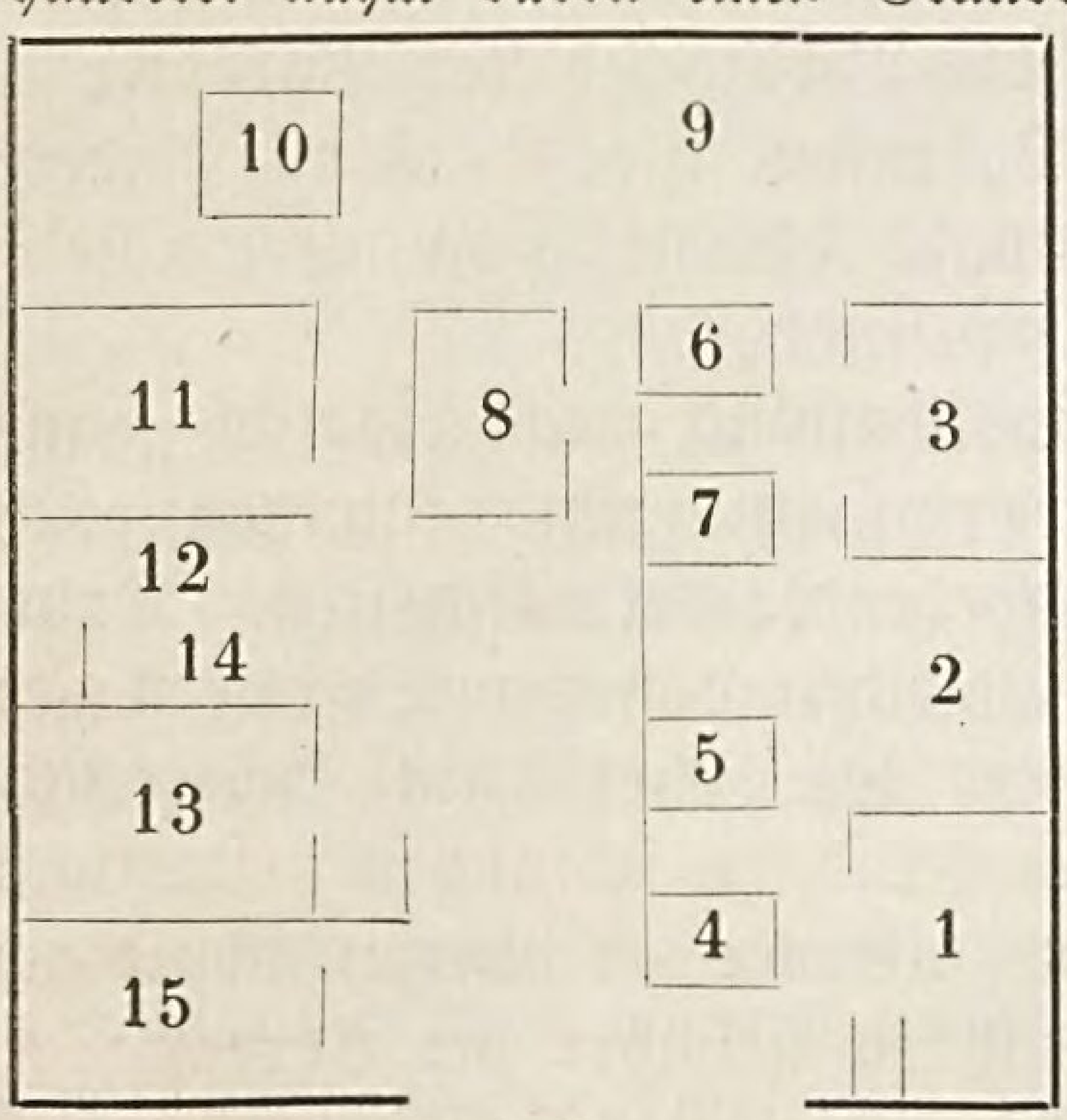
Von Charakter ist der Hindu ernst, zurückhaltend, nicht übereilt, genau überlegend, bevor er handelt oder ein Versprechen gibt — überhaupt ist bei ihm gewöhnlich die ruhige Vernunft Herr der Leidenschaften. Dabei ist diese Nation selbst gegen das Thier mitleidig und hat in Surate sogar ein Hospital für kranke Thiere errichtet.*) Wie sehr sie sich ihrer Mit-

*) Das Hospital verdankt seine Entstehung mehreren gutherzigen Hindu-Kaufleuten, die sich anheischig machten, von ihrem großen Gewinne nicht bloß dasselbe zu erbauen, sondern auch fortwährend zu erhalten. Jetzt besteht es hauptsächlich durch eine Taxe, nach der von je 100 Rupien (circa 65 Thlr.) Gewinn eine Ana ($^1/_{16}$ einer Rupie) erlegt werden muß, ferner durch Strafgelder, welche die Braminen auf jede

bürger im Ganzen annimmt, beweist die Fürsorge für die Reisenden, die überall erbauten Tschoultries oder öffentlichen Herbergen und die bei der in diesem Lande so heißen Sonne angelegten Alleen. Nirgends wird einem armen Reisenden so gutmüthig fortgeholfen, als in Hindostan. Der Oberste oder Schulze (Kotwal) eines jeden Dorfes ist verbunden, ihm Reis und Feuerung darzureichen, und ihm nach einem guten Nachtlager im Tschoultrie einen Wegweiser zu geben, der seine Sachen trägt und ihn bis zum nächsten Dorfe führt. Auf diese Weise kann ein Pilger mehrere hundert Meilen hindurch, ohne Sorge um seine Nahrung und Wohnung, ruhig fortreisen. Auch die Europäer haben sich der Mildthätigkeit und Höflichkeit der Hindus mannigfach zu erfreuen gehabt, obschon letztere die Fremden nicht lieben, und wegen des Betragens derselben und der Gewaltthätigkeiten, die sie von ihnen zu erdulden hatten, nicht lieben konnten. Der Hindu läßt alsbald seinen Haß und seine Verachtung fahren, sobald er den Einzelnen als einen guten, rechtlichen Mann kennen lernt, der sein, des Hindu, Wesen ehrt und achtet.

Die Gutherzigkeit und Milde des Hindu artet oftmals in wirkliche Schwachheit aus. Er sucht überhaupt Ruhe und will nicht aus der süßen Gewohnheit seines Daseins herausgerissen werden. Sein Charakter macht ihn mehr zum beharrlichen Dulden, als zum thatkräftigen Handeln geschickt. Darum zieht er auch sitzende Arbeiten allen übrigen vor, und vor allem Krieg und Blutvergießen hat er einen Abscheu. Er ist ein weichlicher Mensch, das wahre Gegentheil von dem Mohammedaner, der ihn unterjochte. Wie dieser seine Religion in die Ferne trägt, mit Feuer und Schwert verbreitet, im höchsten Grade fanatisch ist, so umgekehrt der Hindu im höchsten Grade tolerant, Jeden in seiner Weise belassend. Seine Geist-

gesagte Unwahrheit gelegt haben. Die Einkünfte betragen gegen 9000 holländ. Gulden; das Oberhaupt der Braminen führt die Oberaufsicht. Das ganze Gebäude nimmt einen Platz von etwa 400 Quadratruthen ein. Ein Reisender zu Ende des vorigen Jahrhunderts nahm davon einen Grundriß. In Nr. 1 wohnt der Pförtner; in Nr. 2 leben kranke Kameele und Ochsen; in Nr. 3 kranke Affen; in Nr. 4 befand sich eine sehr alte Landschildkröte, $2^1/_2$ Fuß lang und $1^1/_2$ Fuß hoch, ein häßliches Thier, das kaum noch gehen konnte (starb einige Jahre nachher); in Nr. 5 lebten Tauben, und vor dem Taubenhause Hühner und Hähne; in Nr. 6 Kaninchen; Nr. 7 war ein Gitterwerk und Nr. 8 ein Haus von zwei Stockwerken. Auf dem Platze Nr. 9 weideten Ochsen und Pferde. Nr. 10 ist ein Tank oder Wasserbehälter. In Nr. 11 und 12 leben auch kranke Pferde und Ochsen; die tödtlich kranken sind aber in Nr. 13. Nr. 14 ist abermals ein Gitterwerk und Nr. 15 ist endlich das merkwürdige Zimmer für Insecten, Flöhe, Wanzen und Läuse. Es sollen arme Menschen eigens bezahlt werden, um sich von diesen Thieren saugen zu lassen.



lichen gehen nie darauf aus, Proselyten zu machen; jede Art von Secte darf ruhig ihren Cultus beibehalten, kann sicher bei den Hindus wohnen, frei und öffentlich die Religion bekennen und lehren.

Man wirft den Hindostanern Geiz und Rachgier vor, allein welches Volk würde das nicht geworden sein bei dem ungeheuern Druck und der tausendjährigen Tyrannei? Wenn manche Reisende von den habsüchtigen Expressungen der Großen reden, so darf man dies eben so wenig für einen Fehler des Nationalcharakters achten, als es ungerecht wäre, die Europäer im Ganzen des Geizes und der Härte zu beschuldigen, weil einige europäische Herrscher sich durch diese Laster entehrt haben. Nie darf man überhaupt eine ganze Nation nach dem Betragen und der Lebensweise der durch Reichthum und Macht zu mancherlei Ausschweifungen Verleiteten beurtheilen.

Die Banianen, die Kaste, woraus die Kaufleute und Bankiers bestehen, sind oft sehr gewandt und nehmen nach der Gewohnheit des Landes hohe Interessen, aber im Ganzen sind sie dennoch redliche Leute, auf die man sich durchaus verlassen kann.

Ein anderer Fehler, den man den Hindus vorwirft, ist die Feigheit. Aber auch dieser Vorwurf verliert viel von seinem Gewicht, wenn man erwägt, daß die Religion dieser Nation es mit sich bringt, alles Blutvergießen, mithin auch den Krieg, zu hassen. Betrachtet man die Kriegerkaste der Tschetries, dann sehr zahlreiche Stämme, wie die Radschputen, die Seiks, die Mahratten, die den Krieg als ein Hauptgeschäft ihres Daseins ansehen, die sich seit den ältesten Zeiten stets durch ihre Tapferkeit hervorgethan haben und noch immer gefürchtet sind, so muß man jenes Vorurtheil ganz zurücknehmen. Ja, die Mahratten haben es oft genug bewiesen, daß sie der Ueberlegenheit unserer Feuerwaffen und Tactik ungeachtet dennoch die Europäer nicht fürchten, ja sie zu besiegen gewußt haben. Wie sie in der neuesten Zeit die Engländer in die Enge getrieben und dem Untergange nahe gebracht haben, ist bekannt. Auch die Hindus, welche von den Engländern zum Kriegsdienst herangezogen werden und unter dem Namen Seapoys bekannt sind, zeigen sich bei ihrer Bildung von bewährter Anstrengung und Ausdauer, hohem Muth und Todesverachtung.

Einstmals hatten sich die Seapoys wegen rückständiger Löhnung gegen die Engländer empört, und viele waren zum Feinde übergegangen. Der Oberst Munro ließ ein Bataillon der Desertirten von europäischen Truppen einholen und sprach das Urtheil, daß mehrere von ihnen, Andern zum Beispiel, durch Kanonen erschossen werden sollten. Vier Rädelsführer hatten bereits ihre Strafe erlitten, und man band, zu ähnlicher Bestrafung, vier Andere vor die Mündung der Stücke, als vier der übrigen schuldigen Seapoys hervortraten und behaupteten, ihnen gebühre der Vorrang, sie müßten zuerst erschossen werden, da jene nur gemeine Soldaten, sie hingegen Grenadiere seien. Dies ward bewilligt und sie gingen freudig in

den Tod. Kurz darauf erfocht der Oberst mit 1000 europäischen Truppen und 3000 dieser Seapoys bei Buxar einen herrlichen Sieg über das große Heer des Nabobs Souja Doula.

Höchst sonderbar war eine fast an Wahnsinn grenzende Todesverachtung von fünf Radschputen. Als diese sich in einem Bauernhause von langen Märschen ausruhten, gerieth das Haus in Brand. Vergebens drang man in die Soldaten, das Haus zu verlassen. „Nie,“ antworteten sie, „haben wir das Feuer gescheut, es ist vielmehr stets vor uns geflohen.“ In dieser Stimmung ließen sich vier dieser Radschputen verbrennen, und der fünfte, der sich gerettet hatte, blieb lange Zeit untröstlich über seine Feigheit.

So sonderbar uns auch ein solcher Zug vorkommt, so charakterisirt er doch das ganze Wesen dieser asiatischen Menschen, denen in ihrer üppigen, großartig prächtigen Natur das Ewige und Unbegreifliche Gottes viel anschaulicher wird, bei Weitem näher steht, als uns kühlen Abendländern. Der Orientale ist fast immer in dem Gefühle etwa wie Einer in der Feldschlacht oder in einem Trauerspiele, wo alles Geschaffene in seiner Vergänglichkeit empfunden wird; ihm däucht das Leben ein Nichts, und darum hat er es ganz und voll, darum bebt er nicht europäisch vor dem Tode zurück, sondern nimmt ihn und jede Unvermeidlichkeit gelassen hin.

Das häusliche Leben der Hindus zeigt übrigens, wie sehr sie sich durch Milde und Gutmüthigkeit vor allen andern Asiaten auszeichnen. Mit Wenigem genügsam, hat der Hindu auch bloß eine Frau, nur die Rajahs (Fürsten) und Großen machen hiervon eine Ausnahme. Die Anhänglichkeit der Eheleute unter einander ist sehr groß, und die Weiber zeichnen sich durchweg als redliche, fleißige Hausfrauen aus. Die Kinder werden zur Sanftmuth erzogen, und selbst die unteren Kasten geben ihren Kindern Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen.

Jedenfalls trägt die Ernährungsart der Hindus zur Richtung und Bildung ihres Charakters sehr viel bei. Diese an den Grenzen der Schwäche stehende Sanftheit hätten sie wohl nicht, wenn sie sich, wie ihre Nachbarn und sämmtliche Mongolen, von dem Fleische der Jagdthiere oder ihrer Heerden ernährten, oder den berauschenden Geist der Pferdemilch und den Rum ihres Zuckers genössen.

Der Hindu lebt hauptsächlich von Reis und dem Reichthum der Früchte seines Landes.

Je angesehener und ehrwürdiger die Kaste der Hindus ist, desto mäßiger und beschränkter ist ihre Nahrung. Die Braminen dürfen eigentlich durchaus nichts genießen, was Leben hatte; also nicht bloß Fleisch, sondern auch Fische sind ihnen verboten. Der Reis wird theils nur in Wasser abgekocht, theils mit Butter oder Milch oder auch mit einigen Kräutern und Gewürzen bereitet genossen. Indessen kann die große Mannigfaltigkeit der trefflichen Früchte Hindostans den Indianer bedeutend für die

Beschränkung schadlos halten, zumal da das Klima selber zur Pflanzennahrung auffordert.

Selbst die Banianen, welche zur dritten Kaste gehören, leben fast nur von Vegetabilien. Dagegen haben die Tschetries oder die Kaste der Krieger, zu denen die Fürsten gehören, die Erlaubniß, Fleisch und Fische zu genießen, Rindfleisch ausgenommen. Begreiflich mußte sie ihre Lebensart selbst dazu nöthigen, da sie einmal mehr Kräfte und Muth bedurften, als die Uebrigen, und sich zugleich im Kriege oftmals in der Lage befanden, wo ihnen nur animalische Nahrung zu Gebote stand.

Die unterste, verachtetste Kaste, wenn man diese überhaupt noch für eine Kaste gelten lassen will, die Parias, genießen Alles, was ihnen nur einigermaßen eßbar scheint und geboten wird; selbst um das Fleisch gefallener Thiere streiten sie mit den Schakalen und Geiern.

Das Getränk der Hindus ist nur Wasser oder Milch; indessen finden hier oftmals dieselben Ausnahmen statt wie bei den Speisen. Die Vornehmen genießen Reiswasser, ja selbst Arak aus Reis und andere geistige Getränke. Es herrscht allgemein die Sitte, ja es ist Gebot, daß beim Trinken die Lippen nie das Gefäß berühren dürfen; man gießt auf eine sehr geschickte Weise das Flüssige in den Mund. Die Parias sind auch deshalb verachtet, weil sie, wie die Fremden, namentlich wie die Europäer, alles nur Eßbare genießen und beim Trinken das Gefäß mit den Lippen berühren.

Die Wohnungen der Hindus muß man zwar, wie überall, nicht nach einerlei Art beurtheilen, sondern in mehrere Classen bringen; allein auch selbst die des geringern Mannes sind mit Rücksicht auf das Klima nicht durchaus schlecht, obschon sehr einfach.

In den Dörfern bestehen die Häuser nur aus Pfahlwerk, mit Lehm und Stroh verbunden und gewöhnlich mit Palmblättern bedeckt. Die Häuser selbst stehen ziemlich weitläufig, haben aber größtentheils eine hölzerne Einfassung oder Umzäunung.

Die Bürgerhäuser der Städte sind größtentheils aus getrockneten Backsteinen erbaut, die aber häufig die Härte gehauener Steine annehmen. Sie haben flache Dächer, sind zwar niedrig und finster, aber nicht ohne Fenster. Man will in den Wohnungen vor der Wärme, wie vor dem Lichte geschützt sein. Selbst in den angesehensten Städten wohnen eine Menge von Einwohnern in leichten Stroh- und Holzhütten, die freilich, wenn eine Feuersbrunst eintritt, sammt und sonders ein Raub der Flammen werden. Bei einer Feuersbrunst in Delhi brannten einmal 60,000 solcher Häuschen auf einmal nieder. Die besseren Häuser haben indessen zwei und mehr Geschosse, in Benares trifft man auf steinerne Häuser von sechs Stockwerken. Sie sind dort dicht neben einander gebaut, aber in seltsamem Styl oft phantastisch bemalt. Reihen von Schnitzwerk laufen um jedes Stockwerk herum, das oft sehr dauerhaft und fest aufgeführt ist, mit viel größeren Steinmassen, als bei uns zu den Häusermauern

genommen werden. Die Fenster sind außerordentlich klein, aus dem doppelten Grunde: das Hineinsehen des Nachbarn zu verhüten und die heißen Winde nicht einzulassen. Bei guten Häusern von einem Stock hat man oftmals große Fenster angebracht, allein dann ist es nothwendig, sie durch Tattys — das sind besondere Schirme, die aus den Wurzeln wohlriechender Gräser verfertigt werden und stets zur Erfrischung und Abkühlung mit Wasser benetzt sind*) — vor dem Eindringen der Hitze zu schützen.

Das Klima führte auch die offenen Säulengänge um die Häuser ein, welche sich unter dem Namen der Veranda fast bei jedem Hause von einiger Bedeutung finden, um kühle, von jedem Luftzug erfrischte, vor dem Regen aber schützende Vorplätze zu bilden, auf denen die Gesellschaft sich vergnügt und unterhält.

Die Straßen sind oftmals so enge, daß man sie vermittelst einer Gallerie verbinden könnte, aber von der andern Seite ist jedes Haus mit einem Garten umgeben und nimmt deshalb einen großen Raum ein.

Uebrigens sind die heutigen Städte Hindostans größtentheils von den Mongolen und Sarazenen (Mohren), den Eroberern dieses Landes, erbaut, oder doch so sehr durch sie verändert, daß man sie kaum mehr für ursprünglich indische Städte ansehen darf.

Einfach wie die Wohnung ist auch der Hausrath der Hindus. Sie ruhen auf Matten und Decken, die über den Fußboden gebreitet werden, und verrichten hier alle die Geschäfte, wozu der Europäer des Stuhles und Tisches bedarf; sogar ihre Lehrstunden werden so gehalten, daß die Schüler auf der Erde mit untergeschlagenen Beinen sitzen, der Lehrer aber theils stehend, theils gleichfalls mit untergeschlagenen Beinen lehrt. Diese Matten dienen auch statt der Unterbetten und der Decken, denn unsere Federbetten kennt man im Orient nicht. Hölzerne und irdene Gefäße, einiges Kupfer- und Messinggeräth, Töpfe und Schalen zum Reiskochen und eine hölzerne Keule zum Stampfen des Reises, endlich einige Körbe und hölzerne Kasten zum Bewahren des Geldes und der Kleinodien — dies zusammen macht das ganze Mobiliar, selbst der nicht unvermögenden Familien, aus. Bei angesehenen Hindus sieht man leichte Bettstellen von Rohr.

Seit dem nähern Umgange mit Europäern findet man in mehreren Häusern auch einige Zimmer mit englischen Möbeln geschmückt, allein sie dienen bloß zur Aufnahme europäischer Fremden.

Das indische Klima macht die Kleidung fast ganz unnütz, und so bedienen sich selbst die höheren Volksclassen einer ganz einfachen und kunstlosen. Den Stoff liefert das Land: Baumwolle und Seide. Gewöhnlich reicht ein Stück Mousselin hin zu einem breiten, um die Hüften geschlungenen Gürtel, von wo dann der übrige längere Theil zwischen den Beinen durchgeschlagen, bis über die Knie herabhängt. Der ärmere Hindu begnügt

*) Das durch seine Verdampfung die Hitze bindet.

sich, vorzüglich in der trockenen Jahreszeit, lediglich hiermit, da hingegen von Andern, die mehr Luxus treiben wollen, ein zweites 7—8 Ellen langes Stück von ähnlichem Zeuge nachlässig und ohne bestimmte Form um den übrigen obern Körper geschlagen wird.

Das andere Geschlecht trägt aber, wie die Mohammedaner, gewöhnlich als Bedeckung des Oberleibes eine kurze Weste mit Aermeln, die auf den halben Oberarm gehen; und da die Hindus auf einen schönen Busen sehr hohen Werth setzen, so haben die Vornehmen, wie auch die Tänzerinnen, denselben mit einem besonderen Futteral überzogen. Die langen Beinkleider der Frauen sind meist von Seide, oft von Silber= und Goldstoff. Um den Kopf wird ein feines Tuch gewickelt, zum Schutz gegen die Sonne. Dieser Kopfputz findet sich bei den Frauen wie bei den Männern. Die Mohammedaner unterscheiden sich durch ihren Turban.

Statt der Schuhe tragen die Mannspersonen in einigen Provinzen Sandalen, d. h. schmale Bretter mit Absätzen, welche vermittelst eines knopfförmigen Holzes zwischen den beiden ersten Zehen festgehalten werden. Andere befestigen sie mit einem schwarzen ledernen Riemen quer über den Fuß, und bei den angesehenen Hindus, so wie bei den Mohammedanern, sind sie von rothem oder gelbem Leder.

Ungeachtet dieser Einfachheit in der Kleidung zeigt sich doch sowohl bei dem männlichen als weiblichen Geschlechte ein entschiedener Hang zum Putz. Vor Allem schmücken sich die Hindus gern mit Armringen von Elfenbein, die auch wohl mit messingenen abwechseln. Im Innern von Dekan sieht man Frauen, welche, obgleich mit Kindern auf dem Rücken beladen, 8—10 Pfund solcher Ringe an den Armen und Beinen schleppen. Oft steigen solche Ringe von dem untern Arm bis an die Schulter hinauf, so daß der eine immer größer wird als der andere, und der oberste anderthalb Fuß im Durchmesser hält. Einige Frauenzimmer tragen sogar silberne Ringe mit Glöckchen an den Beinen. Aber am sonderbarsten fällt dem Europäer der Ring auf, den die Tänzerinnen an der Nasenspitze oder durch den Nasenknorpel gezogen tragen, und der für eine große Zierde gilt.

Die Reichen, sowohl Männer als Frauen, tragen bei feierlichen Gelegenheiten Halsbänder von Smaragden, Stirnbänder von Juwelen und schwere goldene Ketten.

Das lange rabenschwarze Haar wird, um seinen Glanz zu erhöhen, mit feinem, wohlriechendem Oele gesalbt. Sowohl die Tänzerinnen, als auch die jüngeren Frauen der Cenana oder des Harems, und selbst die Prinzessinnen, lassen es in einem oder mehreren Zöpfen längs des Halses herabhängen, durchflechten es auch wohl mit Goldplättchen oder mit Perlen und Juwelen. Bei Geringern wird aber das Haar nur aufgeschlagen und, in einem Knoten zusammengewickelt, auf dem Scheitel befestigt. Das Stirnhaar wird zu beiden Seiten gescheitelt, und nebenher laufen nicht nur goldene Ketten, sondern auch die schönsten Blumen durchschlingen das Haar. In verschiedenen Theilen Hindostans befestigen die Mädchen auch

ganz dünne Goldplättchen an der Stirn. Ein Hauptschmuck aber besteht in den Ohrgehängen. Sowohl von den Ohrläppchen, als auch von dem Rande der Ohren hängen goldene mit echten Steinen gezierte Ringe.

Hier und da findet man auch noch das Tätowiren oder Einbeizen verschiedener Figuren und einzelner Flecke auf die Haut, und bei den Tänzerinnen sieht man die bei uns ziemlich vergessene Mode der Schönpflästerchen.

In Hindostan ist wie in der Berberei, Aegypten, Arabien und andern Theilen des heißen Asiens das Färben der Hände und das Umziehen des Auges mit einem schwarzen Ringe in Gewohnheit. Das Rothfärben der inneren Hände und Füße, besonders aber der Nägel, geschieht vermittelst der Henna. Die zu Pulver geriebenen Blätter dieser Pflanze werden mit Wasser in einen Teig verwandelt, den man sodann auf die Theile legt, welche man färben will. Hier läßt man ihn eine Nacht liegen, da dann diese Farbe, orangeroth, sich so fest eingesogen hat, daß sie selbst nach vielen Wochen, trotz des häufigen Waschens der Morgenländer, nicht verlischt. Es ist merkwürdig, daß diese Farbe tief in die Substanz der Nägel eindringt, so daß sie hier fast gar nicht erneuert zu werden braucht.

Will man dieser Farbe eine tiefere Tinte geben, so wird nochmals der gefärbte Theil mit Oel eingerieben.

Das Färben der Augenbrauen wird durch Spießglanz bewerkstelligt, das auch die schwarze Farbe der Zähne bewirkt. So widerlich dies uns erscheint, so behauptet man doch in Indien, es diene, die Zähne gesund zu erhalten, und es ist wahr, daß bei den ältesten Frauen die Zähne noch gesund bleiben, während sie bei den Männern durch das häufige Betelkauen bald schadhaft werden.

Wir haben bereits darauf hingedeutet, wie gleicherweise die Religion als der milde Charakter der Hindus sie zu solchen Beschäftigungen auffordert, welche den Menschen ruhig ernähren und ihm die Bequemlichkeiten des Lebens ohne Gewaltmittel oder gar Blutvergießen gewähren. Ackerbau, Viehzucht und die hieraus entspringenden Erzeugnisse darf man darum in Hindostan mit Recht erwarten. Aber trotz der hohen geistigen Anlagen und der praktischen Gewohnheit seiner Bewohner haben beide Culturzweige doch keine Fortschritte gemacht, obwohl sie schon viele Jahrhunderte lang geübt sind. Daran hat das Klima großen Antheil, welches alle Jahre dem Boden in derselben Ueppigkeit seine Früchte entlockt, welches den Heerden immer auf's Neue reichliches Futter bietet, ohne daß der Mensch nöthig hätte, auf Vermehrung der Subsistenzmittel zu sinnen. Dazu kommt die Mäßigkeit und Genügsamkeit dieses Volks, das nur so viel erstrebt, als es nothwendig braucht, und leicht befriedigt wird.

Wie überall im warmen Orient ist natürlich auch in Indien der Reis das Hauptnahrungsmittel und die Hauptgrundlage des ganzen Ackerbaues. Dieser findet aber seinen Mittelpunkt, von dem nicht bloß aller Ackerbau, sondern alle Bildung überhaupt ausgegangen ist, am Ganges, dem

heiligen Strome der Hindus. Dieses Segens- und Lebenswasser tritt in der Regenzeit über die Ufer, überschwemmt einen ungeheuren Landstrich und ertheilt ihm die hohe Fruchtbarkeit, die besonders im Anbau des Reises das Leben von Millionen erhält. Die Natur ist hier so freigebig mit dieser Frucht, daß sie in den meisten Provinzen von Dekan eine doppelte Ernte gibt; in einzelnen Gegenden erntet man sogar viermal des Jahres.

Die Hindus genießen den Reis auf die verschiedenste Weise in Substanz, aber auch als Trank, indem sie das Wasser von gekochtem Reis durch ein Tuch seihen. Diese Reis-Bouillon, den sie Kange nennen, ist das Hauptgetränk, wodurch sie sich erfrischen und stärken, und das selbst als Heilmittel gegen ruhrartige Zufälle dient.

Auch beim Verfertigen des Schießpulvers bedienen sich die Hindus dieses Wassers, welches das Pulver entzündlicher macht. Die Mousselin- und Seidenweber bereiten ihren Aufzug mit diesem Wasser, denn es stärkt denselben besser und haushälterischer als der Leim des Weizenmehls.*)

Daß man aus dem Reis den Arak destillirt, ist bekannt genug. In Indien verdankt nicht bloß der Mensch dem Reis seine Nahrung, die Strohhülle (Kapsel) des Korns ist eine so schätzbare Nahrung für das Hornvieh, daß die Kühe darnach reichliche Milch und vorzügliche Butter geben. Merkwürdig ist auch, daß in diesem Hülsenstroh eine Menge von Feuerstoff enthalten ist, und die Schmiede mit Hilfe desselben das Eisen schneller in Fluß bringen. Mit Kohlen vermischt, gibt es dem Feuer eine solche Kraft, daß man hierdurch ein Drittel Zeit zum Glühen der Eisenstangen gewinnt.

Die glückliche Lage Hindostans, auf der einen Seite durch die Seeluft aufgefrischt, auf der andern durch Gebirge und Terrassen temperirt, seine vielfache Zertheilung durch Kettengebirge, nebst seiner ausgezeichneten Bewässerung durch reiche, volle Ströme, geben ihm vor den meisten Ländern Asiens den Vorzug, daß es sowohl die tropischen, indischen als europäischen Früchte erzeugt. So finden wir denn auch hier unsere Getreidearten, Weizen und Gerste, dazu die Hülsenfrüchte, Bohnen und Erbsen, nebst Hirse und Mais. Die Gerste kommt ganz vorzüglich in Allahabad, unweit Benares, fort, da es hier ansehnlich kalt ist. Jedes Gerstenfeld enthält zugleich Erbsen, und 6—10 Fuß entfernt steht dann gewöhnlich ein schöner blühender Strauch von einer Färbepflanze. Die Ernte wird aber dadurch sehr erschwert, daß jede Kornart besonders eingesammelt werden muß. Nach dem März erscheinen die Felder völlig von den heißen Winden verbrannt, so daß man sie kaum eines neuen Anbaues fähig erachten sollte. Indessen ziehen die Hindus doch mehrere Garten- und Küchengewächse, z. B. Rettige, Rüben, grüne (Viets-) Bohnen, den Amaranth u. s. w. — Alles in viereckige Beete gepflanzt. Auf den Bazars oder Märkten werden diese Erzeugnisse in niedlichen

*) Selbst in Italien werden die Gaze und Flore mit Reiswasser gummirt.

Körben feil geboten. Im Ganzen genommen ist der Hindu durchaus kein schlechter Anbauer, aber in der Gärtnerei ist er noch sehr zurück. Er versteht z. B. das Pfropfen nicht.

Zur Bewässerung der Gärten und Felder wählt man eine sehr einfache Methode und sehr einfache Maschinen. Man hat überall Brunnen gegraben, aus denen man das Wasser mittelst eines langen Hebels, an dessen längerer Seite ein lederner Eimer befestigt ist, emporhebt mit Beihilfe eines Holzklotzes, der an der kürzern Seite des Hebels hängt, an dem sich aber noch eine Art Treppe von Bambusrohr befindet, auf der man emporsteigt und so den vollen Eimer aus dem Wasser hebt. Zum wirklichen Begießen bedient man sich dann wasserdicht geflochtener Körbe.

Ein zweiter höchst wichtiger Anbau ist die Baumwollencultur, sowohl für die innere Industrie, als für den Handel nach Außen. Hindostan, besonders Bengalen und Coromandel, erzeugen vorzügliche Baumwolle und liefern die allerschönsten und feinsten Tücher. Die seidenartige, reine und langhaarige Baumwolle von Bengalen wird gänzlich auf die Mousseline und feinste Zitze verwandt. Die Weber in Bengalen nehmen sieben Hauptarten von Baumwolle an, von denen sich die eine Art besser zu diesem, die andere zu jenem Zeuge schickt. Die richtige Auswahl erfordert eine frühe langjährige Uebung und wird nur dadurch gewonnen, daß die Kinder gehalten sind, das Handwerk oder die Kunst der Eltern fortzusetzen.

Ein drittes für den Handel sehr einträgliches Product ist der Pfeffer, von welchem Gewürz die Hindus viele tausend Centner in den Handel liefern, obwohl die Engländer auf Coromandel sich zum großen Theile dieses Industriezweiges bemächtigt haben.

Der Mohnbau, ein so schädliches Product er auch liefert (das Opium), ist sehr einträglich, und der Anbau von Oelpflanzen, obschon die Cocospalme in ihrer Nuß das trefflichste Oel*) darbietet, sehr ausgebildet.

Die Oelpresse, deren sich die Hindus bedienen, gibt einen neuen Beweis für die Simplicität ihrer Gewerbe überhaupt. Sie ist eine Art von Roßmühle, jedoch ohne alles Räderwerk, und statt der Pferde dienen hier Ochsen. An einem mörserförmigen großen Holzgefäß, das sehr fest in die Erde gerammelt oder auch an dem Stamme eines Baumes bebefestigt ist, läuft horizontal ein breites, starkes Brett, in einer Hohlkehle an jenem Gefäß so eingefugt, daß es sich umdrehen läßt, da an dem andern schmälern Ende zwei Ochsen angespannt werden. Ueber diesem Brette steigt ein krummer Querbalken schief in die Höhe, und daran ist ein starker Stößel befestigt, der senkrecht in das Mörsergefäß hinabgeht. Dies wird nun mit dem zu zerquetschenden Samen angefüllt, welchen ein Mann, der auf dem kurzen Ende des Brettes zunächst bei dem Mörser steht, stets unter die Stampfe schiebt, während ein zweiter Mann auf

*) Das Cocosöl ist zum Genuß zu scharf; aber zum Brennen vorzüglich.

dem entgegengesetzten langen Ende des Brettes sitzt, die Ochsen antreibt und selbst mit umgetrieben wird.

Bevor wir zu den Handwerkern kommen, müssen wir noch Einiges über die dortige Viehzucht bemerken. Zwar war der Hindu nicht Nomade, allein da für ihn das Hornvieh einen dreifachen Werth hat, indem es ihm sowohl durch seine Milch, wie auch als Zugvieh statt des Pferdes dient, und endlich selbst ein Gegenstand religiöser Verehrung ist: so ist für ihn die Viehzucht von höchster Wichtigkeit. Man sieht in Hindostan Heerden von vielen Tausenden starker Zugochsen beisammen. Das Land hat größtentheils reiche Weiden, so daß der Unterhalt der Heerden leicht fällt und keine großen Heuschläge wegen des warmen Winters nöthig sind. Die Weiden sind Gemeinweiden und haben daher keine Einfriedigung; Jeder sucht so viel Rinder, Schafe und Ziegen darauf zu treiben, als sein Besitzstand erlaubt. An künstliche Wiesen und Grasarten denkt man hier nicht, darum bleibt das Vieh auch im Ganzen genommen mager. Die Hirten sind aus den untersten Volksclassen.

Die Art des Butterns weicht darin von der unsrigen ab, daß man die Milch zuvor halb gerinnen läßt und sie sodann mit einem Quirl von Bambusrohr in einem irdenen Gefäß vermittelst eines Zugriemens umquirlt. Da aber die Milch zuvor noch gekocht wird, so bekommt die Butter einen räucherigen Geschmack.

Jährlich sind zwei bestimmte Zeiten zum Pflügen: die eine, wenn im Juni der Regen anfängt, die zweite, wenn er im November aufhört. Die Erntezeit fällt für die höher gelegenen Gegenden in den März und April, vorzüglich in Rücksicht auf Weizen und Gerste. Das Ausdreschen ist ein Austreten und geschieht sofort auf dem Felde, auf ebenen Stellen, die zu einer Tenne geglättet sind. Die Ernte selbst gewährt ein sonderbares Schauspiel. Mehrere hundert Menschen laufen unordentlich durcheinander, fast völlig nackt, den Kopf mit schmutzigen Tüchern umwunden, in der Morgenkälte zitternd. Hier schneiden Einige mit einer kurzen Sichel Flachs oder Korn, Andere sammeln Senf ein — denn es werden auf einem Acker immer zwei Früchte auf einmal gesäet — während wiederum Andere die Bündel zur Dreschtenne tragen. Eingefahren wird das Getreide nie, sondern nach Hause getragen. Auch von dem ausgedroschenen Stroh wird nie mehr auf einmal genommen, als geschnitten ist, und das ist immer nur wenig.

Die Dörfer sind einem Zemindar oder Grundherrn unterthan, auf den, der Wichtigkeit nach, der Putwari oder Factor folgt. Dieser führt die Rechnungen zwischen den Pächtern und dem Zemindar; er mißt die Aecker aus und nimmt die Pachtgelder in Münze oder Getreide ein, auch entscheidet er in Abwesenheit des Zemindars kleine Streitigkeiten. Seine Besoldung empfängt er von dem Pächter: von jedem Hundert, das dieser an den Grundherrn zahlt, einen bestimmten Theil.

Nach dem Putwari folgt der Getreidereiniger, der im Verhältniß des geernteten Getreides bezahlt wird.

Auch in dem kleinsten Dorfe müssen Schmiede und Zimmerleute wohnen, desgleichen ein Barbier, ein Töpfer und ein Lederarbeiter (Schuster), der zu der allerunterſten Classe gehört. Fällt ein Stück Vieh, so gehört ihm die Haut.

Die schlechte Polizei auf dem Lande macht auch eine Art von Polizeidienern, Chokidars genannt, nothwendig. Sie geben der Obrigkeit Nachricht von den Unruhen und verhaften die Verbrecher. Als Besoldung erhalten sie von jedem Morgen drei Garben und ein Drittel-Morgen Land. Diese Polizeidiener sind besonders da nöthig, wo sich Europäer aufhalten. Durch letztere kommt nämlich mehr Geld und Geldeswerth in Umlauf, und der Reiz zum Stehlen ist daher größer. Die hiesigen Diebe besitzen eine solche Gewandtheit, daß sie öfters dem Schlafenden das Kissen unter dem Kopfe wegstehlen.

Noch sind die Wäscher und Schüsselmacher bemerkenswerth. Für jedes Dorf ist eine bestimmte Anzahl von Waschmännern vorgeschrieben, die von jedem Pfluge jährlich 2 Groschen unseres Geldes in Getreide erhalten. Scheint diese Summe auch gering, so bedenke man, daß eine Hindufamilie auf dem Lande nicht den zehnten Theil der Kleidungsstücke eines Europäers bedarf, daß die Kinder bis zum zwölften Jahre fast nackt gehen, und daß ein Hindu mäßig ist.

Was die Schüsseln betrifft, so braucht man in dem heißen Bengalen bloß Ein Pinsangblatt und keine eigenen Handwerker; in den kälteren Theilen Hindostans aber sieht man sich genöthigt, mehrere Blätter zu einer Schüssel oder einem Teller zusammenzusetzen. Der Barhi (Schüsselmacher) nimmt hierzu 3—6 Pflanzenarten und erhält für jedes Hundert seiner Teller 2 Anas = 3 Groschen. Die Teller müssen so billig sein, da der Hindu sie nur ein Mal gebraucht.

Sehr oft besitzt das Dorf auch einen eigenen Dorfpoeten, einen Bhaut. Er besingt die Thaten einzelner Gemeindeabtheilungen, dichtet Hochzeits- und Geburtslieder, und wenn zwei Bhauts vorhanden sind, besingt der eine die Vorzüge der Braut, der andere die des Bräutigams. Nach der Hochzeit und bei der Geburt eines Kindes erhält der Bhaut einen Ochsen oder ein Stück Zeug.

Die allernothwendigste Person ist aber der Geistliche, der Dorf-Bramine. Ist die Ernte geendigt, so läßt der Bauer den Braminen kommen, um durch Gebete und Ceremonien für die Ernte öffentlich zu danken. Der Geistliche verbrennt hierbei gereinigte Butter von Büffelmilch und spricht über den Getreidehaufen mit lauter Stimme gewisse Gebete, worin die Anwesenden einstimmen. Der Bramine erhält dafür ein Maaß Getreide. Da alle Pächter den Geistlichen einladen, so hat er bei jeder Ernte keine unbeträchtliche Einnahme. Hierzu kommen noch andere Einkünfte, z. B. bei der Heirath 5 Procent von dem Vermögen (Aussteuer) der Braut; können die Eltern keine Aussteuer geben, so zahlt der Bräutigam nach seinem Vermögen.

Wenn man mit Achtsamkeit die ganze Einrichtung des Dorflebens betrachtet, so kann man den weisen Anordnungen nur Achtung zollen. Sie zeigen uns die Hindus als eine Nation, welche den hohen Werth der Grundlage jedes Staates, nämlich den Werth des Ackerbaues und der ackerbauenden Volksclasse, richtig in's Auge gefaßt hat.

Die Handwerker bilden eine besondere Kaste mit vielen Abtheilungen. Zu der ersten gehört der Goldschmied. Dieser geht nebst seinem Lehrburschen zu Demjenigen, welcher seiner bedarf, in's Haus. Sein Schmelzofen besteht aus einem zerbrochenen irdenen Topfe; ein eisernes Rohr dient ihm statt des Blasebalges; eine Zange, Feile und ein Hammer nebst kleinem Ambos sind sein ganzer Apparat. Den Tiegel verfertigt er an Ort und Stelle aus Thon, gemischt mit etwas Kohlenstaub und Kuhmist, wodurch das Gefäß mehr Zähigkeit erhält und in der Gluth nicht springt. Versteht es der Hindu auch nicht, dem Golde mehrere Farben mitzutheilen, so muß man doch bei den groben Werkzeugen die Feinheit seiner Filigranarbeit bewundern. Für 12 Sous arbeiten Meister und Lehrling den ganzen Tag.

Die Werkstatt des Schmiedes ist auf ähnliche Weise wandelbar; der Ambos besteht aus einem Stein, vor dem der Meister mit verschränkten Beinen arbeitet, während der Geselle oder Lehrbursche durch zwei grob gemachte Blasebälge das Feuer anbläst, welches vor einem aufrechten, zum Schutze dienenden Stein angemacht ist.

Die Holzsäger, Zimmermeister und Tischler verdienen unsere Bewunderung durchaus nicht. Sie arbeiten zwar ebenfalls mit sehr wenigen und sehr einfachen Instrumenten, allein sie bedürfen auch einer weit längern Frist als unsere Handwerker. Was bei uns in drei Tagen beendigt wird, erfordert eben so viele Monate. Der Holzsäger setzt das zu zersägende Holz lothrecht zwischen zwei Balken und zerlegt es von oben herab in Bretter, begreiflich eine sehr langwierige Arbeit.

Merkwürdiger dagegen ist das schnelle Verfahren des Schusters. Da diese Handwerker, weil sie Kuhhäute verarbeiten, von den übrigen Hindus sehr verachtet werden und daher zu den niedrigsten Abtheilungen der vierten Kaste gehören, ja sogar in einem eigenen Stadtviertel wohnen müssen, so sind sie sehr dürftig. Sie haben daher nie einen Vorrath von Leder; man muß jedes Paar Schuhe zum Voraus bezahlen, und nur mit diesem Gelde kauft der Schuster die Ziege oder den Hund, wovon er das Leder gebrauchen will. Er nimmt aber nicht wie bei uns das Maß, sondern es genügt ihm, den Fuß in die Hand zu nehmen und hier und da zu befühlen. Hierauf bereitet er die Haut sofort durch sehr starke Beize, bearbeitet mit mehreren Schneide- und Schabinstrumenten das Ganze, nähet aber die Sohlen nur mit Baumwollenfäden an. Schon am folgenden Tage hat man ein Paar gut passende und sauber gemachte Schuhe; aber sie halten auch nur ein paar Tage. Das fast ganz frische Leder und die Baumwollenfäden bewirken, daß sie weder einem Anstoß noch der Nässe

widerstehen, und bei einer Tanzpartie nimmt der Europäer gleich einige Paar Schuhe mit.

Am bewundernswürdigsten sind die Weber. Ihr Werkstuhl ist äußerst einfach; auch schlagen sie ihre ganze Werkstatt nicht nur in jeder Stube, sondern selbst unter jedem Baume im freien Felde auf und legen sie dann gewöhnlich Abends wieder auseinander. Der Stuhl besteht aus zwei Walzen, welche auf vier in die Erde gesteckten Pfählen ruhen. Zwei Stöcke laufen quer durch die Kette des Aufzuges der Fäden und werden oben von zwei Stricken an den Baum, in dessen Schatten der Weber arbeitet, befestigt, unten hingegen an zwei anderen Stricken, welche an die großen Zehen des Arbeiters gebunden sind, wodurch er die Fäden der Kette aus einander und den Einschlag dazwischen bringt. Und doch werden mit diesem unvollkommenen Instrumente die vielartigsten Zeuge von der bewundernswürdigsten Feinheit gemacht.

Die Weber werden als arme Leute ebenfalls wie andere Arbeiter vier oder sechs Monate vorausbezahlt. Die Bestellungen geschehen durch einen Mäkler und müssen früh geschehen, damit die Schiffsladungen zur gehörigen Zeit, welche von den Monsuns*) abhängt, abgehen können.

Den Handel führen die Banianen oder ihre Mäkler auf eine für uns sehr befremdende Weise. Fast wie jene Negervölker des innern Afrika, welche sich gegenseitig nicht verstehen, geschehen auch in Hindostan die größten Verkäufe beinahe stillschweigend. Käufer und Verkäufer setzen sich, nachdem die Waaren genau untersucht worden, mit verschränkten Beinen einander gegenüber, reichen sich die Hände und machen die Gebote durch Darreichung einzelner Finger, von denen jeder eine gewisse Summe anzeigt, nur zuweilen wird ein Wort ausgestoßen. Ist aber die Forderung oder das Gebot außerordentlich hoch oder niedrig, dann springen sie mit großem Geschrei in die Höhe, setzen sich indeß bald wieder, um von Neuem in dem stummen Handel fortzufahren. Gewöhnlich ist hierbei eine Decke über die Hände der beiden Handelnden gebreitet, welche Methode auch bei dem Einhandeln der Diamanten in den Minen stattfindet. Ein hiermit unbekannter Europäer ist erstaunt, wie auf diese Weise in wenigen Minuten, ohne fast irgend einen Laut vernommen zu haben, Contracte von vielen Tausend Pfund Sterling abgeschlossen und große Ballen der kostbarsten Waaren hinweggeführt werden.

---

*) Ein regelmäßiger Wind im Stillen Ocean, von Süd-Ost nach Nord-West.

5. Das Kastenwesen in Hindostan.

Da die Kastenabtheilung zu tief in alle Lebensverhältnisse des Hindu eingreift, so ist gar keine Charakteristik dieses Volks möglich ohne Kenntniß dieser merkwürdigen Einrichtung.

Kaste ist ein portugiesisches Wort; bei den Hindus selbst wird eine solche Volksabtheilung Giadi (Dschadi) oder auch Varna genannt. Dieses Zerspalten und Trennen der Menschen einer und derselben Nation, von ein und derselben Religion und Sitte — und zwar ein so bestimmtes Trennen, daß der einen Abtheilung nicht nur die angewiesenen Geschäfte erblich gehören, sondern daß sie zugleich sich entehrt halten müßte, wenn eine andere sich dieselben anmaßte — theilen die Hindus mit den Aegyptern, aber so vielfach bis in's Kleinste hin ist bei den letzteren das Kastenwesen doch nicht ausgebildet worden. Hindostans Kasten waren bereits vor Jahrtausenden eben so tief in der Verfassung des Volks gegründet als jetzt; die ägyptische wie die indische Verfassung mögen vielleicht aus einer gemeinschaftlichen Quelle entsprungen sein. Für beide Völker bleibt es indeß ehrenvoll, daß sie den geistigen Kräften den obersten Platz einräumen.

Brama, den man genau von Brahm, dem Weltenschöpfer, unterscheiden muß, von dem er selbst das Dasein erhielt, ließ, um unsere Erde zu erhalten, aus seinem Munde die Braminen hervorgehen, aus seinen Schultern die Ksatrya oder Tschetri, aus seinem Leibe die Vaisya oder Waischis, und endlich aus seinen Füßen die Soudra oder Schuder.

Der edelste Theil des Brama gab mithin der weisesten Kaste den Ursprung; der körperlich stärkste erzeugte die Krieger, die Vertheidiger des Vaterlandes; die Hauptstütze für die Subsistenz der menschlichen Gesellschaft, die Landbauer und der Handelsstand, ging aus den Stützen des Leibes und dessen Ernährungssitze hervor, und endlich die vierte, geringste, die der Handwerker und Diener, aus dem untersten Theile, den Füßen.

Die gut überdachte Allegorie wird auch in den Gesetzen des Menu, eines Sohnes des Brama, sehr passend erläutert. Hier heißt es unter Anderm: „Dem Braminen wird aufgegeben, den Vedam (die älteste heilige Schrift der Gesetze) zu studiren, und ihn wie die Religion überhaupt zu lehren, zum Fasten zu ermuntern, Almosen zu geben, wenn sie reich sind, und Almosen zu nehmen, wenn sie arm sind.

Die Krieger, Ksatrya, sollen die übrigen Stände beschützen, den Vedam lesen, die sinnlichen Lüste meiden, Almosen geben und opfern.

Die Vaisya sollen die Heerden hüten, das Land bauen, den Handel betreiben, auf Zinsen leihen, opfern, die Schrift lesen.

Die Soudra sollen Diener sein der Andern, aber sich nicht selbst herabsetzen. Zu ihnen gehören alle Handwerker, und alle Handarbeit, die den Andern nicht zugetheilt ist, ist ihre Beschäftigung.

Dies sind die vier Hauptabtheilungen der Kasten. Bevor wir zu den Unterabtheilungen kommen, mögen folgende Bemerkungen vorangehen.

Die Religion der Hindus gebietet nicht bloß Enthaltung vom Blutvergießen, sondern zum großen Theil auch Enthaltung vom Fleischessen, namentlich des Kuhfleisches, da das Rind ein heiliges Thier ist. Indessen ist gewissen Stämmen unter den Hindus das Fleischessen erlaubt, andern aber auf das Strengste verboten. Hieraus entsteht eine wichtige Abtheilung unter den Kasten selbst, nämlich in:

A. solche, die kein Fleisch genießen (18 an der Zahl);

B. solche, die Fleisch essen dürfen (70 an der Zahl).

Dieser Unterschied geht durch alle Kasten hindurch, selbst die der Braminen nicht ausgenommen.

Unter A. ist wieder eine Abtheilung von 5 Kasten, welche ihre Todten nicht verbrennen, wie das sonst gewöhnlich ist. Unter B. ist wieder eine eigene Abtheilung, welche darin besteht, daß die Wittwen von 35 Kasten sich wieder verheirathen dürfen, was sonst nicht Sitte ist.

Die Gesetze, welche allen Kasten auferlegt sind, sind diese: Sie müssen alle ein oberstes göttliches Wesen anerkennen, und dasselbe unter dem dreifachen Symbol: der Sonne, des Feuers und des Wassers, verehren; sie müssen eine Belohnung der Tugend hoffen und eine Bestrafung des Lasters fürchten. Ferner dürfen Diejenigen, welche zu einer Kaste gehören, nicht in die andere heirathen, oder überhaupt in eine andere übergehen, sondern müssen treu und fest in der ihrigen beharren.

Außer diesen allgemeinen Gesetzen hat jede Kaste, und von dieser wieder jede Unterabtheilung, besondere Vorschriften, und zwar die oberste Kaste die strengsten.

Es gibt geistliche und weltliche Braminen, im Ganzen aber vier Hauptstufen, der Art, daß jeder in der seinigen, wo er geboren ist, bleiben muß. Um in die erste oder geringste Classe einzutreten, muß ein geborener Bramine 7 Jahre alt sein. Es wird ihm dann der Kopf geschoren bis auf einen Haarzopf am Hinterhaupt, und er erhält die Ordensschärpe. Die Tonsur ertheilt ihm das Recht zu priesterlichen Handlungen, die Schärpe aber, das Gesetz zu studiren und zu lehren, letzteres aber erst dann, wenn er zu den höheren Graden aufgerückt ist. In dem ersten Grade ist ihm geboten, keinen Betel zu kauen, enthaltsam zu sein, den Bart nicht zu scheeren, sich täglich zu baden, fleißig das Gesetz zu studiren, sich der priesterlichen Handlungen zu enthalten und von Almosen zu leben.

Erst im zweiten Grade wird der Jüngling ehefähig erklärt. Er muß dann mehrere Opfer bringen, von Blumen, Weihrauch und Reis; er muß die geheiligten Charaktere des göttlichen Namens auf Stirn, Brust und Arme schreiben; er muß sich bei der höchsten Strafe der Ausstoßung aus der Kaste des Weines und aller starken Getränke, des Knoblauchs, der Zwiebeln, Rüben, Eier, des Fleisches und der Fische enthalten. Wie

aber schon erwähnt, gibt es einige Classen von Braminen, die Fleisch essen dürfen, nämlich Fisch, Hammelfleisch und Wildpret, aber kein Hühnerfleisch.

Will nun der junge Mann in dieser Classe beharren, so darf er heirathen, seine Kinder erziehen, auch Handel, Feld- und Gartenbau treiben. Wünscht er aber zu den höheren Priesterwürden zu gelangen, zu den Geheimnissen der Religion selbst, dann muß er erstlich aus einer angesehenen Familie stammen, die Ehe ist ihm verboten, ferner muß er zwölf Jahre lang in einer Klosteruniversität studiren. Durch den schwersten Eid wird er verpflichtet, die Religionsgeheimnisse nie zu offenbaren, und er muß sich fünf Jahre zum Stillschweigen, sogar bei den religiösen Feierlichkeiten, verbindlich machen — er darf dann nur durch Zeichen reden. Nun lebt er aber nicht mehr von Almosen, sondern wird vom Kloster erhalten.

Aus dieser Classe werden nach jenen zwölfjährigen Studien genommen: die Pagoden oder Tempeldiener, und wenn talentvolle Geister sich auszeichnen, die Guru, d. i. die Doctoren der Wissenschaften, Gesetze und Geheimnisse.

Der dritte Grad, welcher nur mit dem 40. Jahre anhebt, legt noch strengere Entbehrungen auf. Der Vanaprast, d. i. Eremit, muß von aller Welt entfernt als Büßender leben. Zwar dürfen die Vanaprasten ihre Frauen in die Einöde mitnehmen, aber das genauere Zusammenleben mit ihnen ist verboten, die strengste Keuschheit ihnen befohlen. Sie leben nur von Garten- und Baumfrüchten, dürfen durchaus kein Thier tödten, müssen auf platter Erde schlafen und dürfen sich selbst in der Regenzeit nur durch ein Dach von oben schützen. Auch reinigen, baden und kämmen sie sich nicht; auf der Brust und den Armen sind sie entweder mit drei horizontalen Strichen oder mit diesem Zeichen ♉ bezeichnet, je nachdem sie sich dem Vishnu oder Shiva gewidmet haben. Ihre Regeln gehen auf das Aeußere und auf das Innere. Die Regeln für letzteres bestehen hauptsächlich in der Betrachtung Gottes und der Wahrheit, in der Bewahrung des Seelenfriedens und der Reinlichkeit des Herzens. In einem classischen Werke der Braminen heißt es von den Vanaprasten:

Alle Blendwerke der Welt,
Die nur täuschen die Sinne,
Hält von sich entfernt,
Wer nach wahrer Weisheit strebt,
Nach Wahrheit und Glückseligkeit,
Nur dieser ist reich und selig.

Uebrigens treiben sie keine Wissenschaften mehr, dürfen auch keine priesterlichen Handlungen verrichten.

Endlich bietet die vierte Stufe oder Classe der Braminen bei den Hindus das Bild der höchsten Vollkommenheit dar. Dies sind die Bikhschu oder Saniassi; das Erste sagt: „der Almosen bittet", das Zweite: „der Alles verläßt". Nur erst im 72. Jahre kann der Bramine zu diesem

Grade gelangen, und er muß dann vor einem Guru (Gesetzlehrer) seiner Frau, seinen Kindern, wie seinem Vermögen gänzlich entsagen, um letztere damit zu unterhalten. Er trägt dann ein Tigerfell über die Schultern, zu Ehren des Shiva, läßt die Nägel stets fortwachsen, scheert weder Haupt noch Bart, trägt keine geheiligten Zeichen, sondern bestreut sich bloß nach dem dreimaligen täglichen Bade Stirn und Brust mit der Asche von Kuhmist. Er nimmt Almosen von den Vorübergehenden, jedoch ohne ein Wort zu sagen; beim Eintritt in ein Haus fällt man ihm zu Füßen, so heilig wird er gehalten. Er besucht nie eine Pagode, opfert auch nicht, beschäftigt sich nicht mehr mit der Betrachtung des Sichtbaren, sondern bloß noch mit dem unsichtbaren Gotte und dessen unendlichem Wesen.

Da man sich überzeugt hält, ein Saniassi steige gleich nach dem Tode in den wahren Himmel, ohne je zur Erde zurückzukehren (wie es bei den Seelen der andern Menschen der Fall ist, die durch Thierkörper wandern), so beweint man seinen Tod nicht, denn er ist ja der höchsten Seligkeit theilhaftig. Man begräbt ihn sitzend, mit eingebogenen Händen und Füßen, in einer mit Salz angefüllten Grube, reibt den Kopf mit einer Cocosnuß, und vertheilt die Stückchen dieser Nuß als etwas Hochheiliges an die Umstehenden.

Die Vorrechte der Braminenkaste sind sehr groß. Schon die Idee des göttlichen Ursprungs von dem Haupte des Brama flößt die höchste Verehrung ein und macht die Person unverletzlich. Einen Braminen zu tödten, ist ein fast ganz unverzeihliches Verbrechen und nur dadurch kann es gebüßt werden, daß der Mörder zwölf Jahre hindurch pilgert, in der Hirnschale des Erschlagenen Almosen sammelt, Speise und Trank nur aus diesem Geschirr genießt. Ein Bramine kann selbst wegen eines Verbrechens nie Todesstrafe leiden; indeß hat man doch Beispiele, daß die Fürsten einen solchen Verbrecher haben in einem Sack ersäufen lassen, um wenigstens kein heiliges Blut zu vergießen. Die Todesschuldigen werden der Augen beraubt, aber am Leben gelassen. Die eigentliche schwerste Strafe ist das Ausstoßen aus der Kaste.

Da sich die Braminen in den Sprachen und Wissenschaften auszeichnen, so dienen sie den dortigen Regenten sehr häufig als Minister und Secretäre. Stehen sie als solche auch unter dem Fürsten, so dürfen sie doch wegen des höhern Ranges ihrer Kaste nicht mit dem Fürsten speisen, ja der Fürst darf seinen Braminensecretär nicht einmal anrühren, und wenn er ihm einen Brief geben will, so muß er selbigen in die Hände des Secretärs fallen lassen. Die wirkliche Berührung, geschähe sie auch nur vermittelst eines Tuches, das Beide berühren, würde den Braminen verunreinigen, und er sähe sich gezwungen, Waschungen und dergleichen Ceremonien vorzunehmen, um wieder rein zu werden. Der großen Heiligkeit und der wissenschaftlichen Cultur dieser Kaste ungeachtet gibt es doch unter den Braminen oftmals Leute von sehr großer Unwissenheit und

vielen Untugenden, und es ereignet sich oft, daß sie zur Strafe gezogen werden müssen.

Wie die erste Kaste, so zerfällt auch die zweite, die der Tschetris oder auch Rajahs (Radschahs), aus welcher die Regenten, Könige und Krieger hervorgehen, in mehrere Unterabtheilungen. Die erste Abtheilung soll bis auf Wenige an der Küste von Coromandel erloschen sein. Die zweite, die „Fürstenkinder", ist noch jetzt die wichtigste, da nur aus ihr die Könige Hindostans abstammen. Die Rajahs, zu denen auch die Nayren gehören, als geborene Krieger und Herrscher, werden in den Schulen der Braminen erzogen und besonders in den Gesetzen und Regierungsgeschäften unterwiesen. Sie tragen zwar ebenfalls eine Schnur, wie die Braminen, allein bloß erlaubter Weise, nicht von Rechtswegen, und diese Schnur (Orden) soll ihnen zum Erinnerungszeichen dienen, daß sie als Regenten und Kriegsobersten stets gerecht und weise zu handeln verbunden sind.

Auch die dritte Abtheilung oder Unterkaste, die der Marattier (woraus wahrscheinlich die Mahratten entstanden), ist lediglich dem Kriegsdienste gewidmet. Uebrigens ist es der gesammten Kaste ebenfalls erlaubt, Handel, aber nur im Großen, zu treiben, dagegen ist das Lesen der Vedams verboten. Doch darf sich der Tschetri aus diesem heiligen Buche vorlesen lassen. An die Ehe ist keiner gebunden — mit Rücksicht auf das unstäte Soldatenleben.

Die dritte Hauptkaste, die der Waischis, enthält außer den Land- und Gartenbautreibenden, den Viehzüchtern, auch die Kaufleute und Wechsler, Banianen oder Vanianen genannt. Sie ist die nützlichste und gehört auch in Indien zu den geachtetsten Classen. Bei ihr sind die Sitten noch am wenigsten verdorben, haben sich die bürgerlichen Einrichtungen und alten Gebräuche am ungestörtesten erhalten, namentlich in Malabar, wo die fremden Eroberer, Mongolen und Europäer, nicht so tief eingedrungen sind.

Der Hauptzweig dieser Kaste, nämlich die Landbauer, entrichten ihre Abgaben in Naturalien. Sie zahlen ihren Rajahs (Fürsten) 30 Maß Frucht oder Reis vom Hundert, welche hohe Abgabe dadurch erklärlich wird, daß sie nur als Pächter, die Rajahs aber als die wahren Eigenthümer des Landes anzusehen sind. Die Waischis bestehen bei dieser Abgabe ganz bequem, sobald sie nur von ihren unabhängigen Rajahs regiert werden; dagegen leiden sie unter der Willkürherrschaft der Fremden, und nicht bloß die Mohammedaner, sondern auch die Europäer haben sich große Härte zu Schulden kommen lassen. Doch schreitet jetzt unter der gerechten englischen Regieruug der Zustand des Volkes immer mehr zum Bessern.

Die vierte Kaste, die der Soudras oder Schuders, mußte an Abtheilungen die reichste sein, da sie alle die vielartigen Handwerker und Künstler, bis auf die Tänzerinnen herab, ja selbst die Zauberer und Wahrsager (Versprecher) und die niederen Mönche in sich faßt, und jede dieser verschiedenen Handirungen unter einer eigenen Gilde steht. Eine Hauptabtheilung dieser Kaste. ist die in die rechte und linke Hand, und jede

Hand hat wieder eine Menge Unterabtheilungen, von denen einzelne besondere Auszeichnungen haben. Die, welche zu der linken Hand gehören, dürfen ihre Processionen nicht innerhalb der von der anderen Hand bewohnten Quartiere halten, und wenn auch beide Abtheilungen einmal zusammen kommen, so ist es doch der linken Hand untersagt, ein weißes Pferd zu reiten, oder einen weißen Sonnenschirm zu tragen. Daß zwischen beiden Abtheilungen durchaus keine Heirathen stattfinden dürfen, versteht sich nach dem Gesagten von selbst.

Es soll über 20 Stufen unter der Schuderkaste geben. Nach den Handwerkern folgen die Oelarbeiter, aber auch diese theilen sich wieder nach den verschiedenen Arten von Oel, z. B. in Cocosölmänner, Kajaputölmänner u. s. w. Folgendes wäre etwa eine Uebersicht der bemerkbarsten Unterabtheilungen bei den Schuders: Maler, Kleinhändler, Färber, Wäscher, Schneider, Kammerdiener, Haushofmeister, Destillirer (Arak), Töpfer, Baumwollenspinner, Korb- und Koffermacher, Teichgräber, Fischer, Schiffbauer, Schwertfeger, Landsoldaten (gemeine), Bettelmönche (gemeine), Schlangenbeschwörer, Sänger und Musiker, wie auch die unteren Classen der öffentlichen Tänzerinnen (Bajaderen).

Schon zuvor ist bemerkt worden, daß die Schuder, da sie zugleich Gerber sind, zu den niedrigsten Abtheilungen dieser Kaste gehören; sie werden daher auch, gleich den Schlächtern, zum Hinrichten der Missethäter gebraucht.

Selbst aber diese so sehr von den übrigen Hindus herabgewürdigten Unterkasten werden dennoch nicht als gänzlich unrein verabscheut, gehören noch zu den vier Kasten und beobachten die Gesetze und Religionsgebräuche der Hindus.

Dagegen gibt es eine andere Volksabtheilung bei den Hindus, welche durchaus zu keiner Kaste zu zählen ist, da sie von den Hindusitten ganz abweichend lebt, jede Art von Speise genießt, auch sich allen Reinigungen und Bädern entzieht. Die hierzu gehörigen Menschen führen verschiedene Namen: Parias, Pulias, Purier, Thiva u. s. w.; die beiden ersten sind die gewöhnlichsten. Diese unglücklichen, von allen vier Kasten tief verabscheuten Menschen leben gänzlich nach ihrer Willkür, oder auch wie es ihre elende Lage zuläßt. Selbst das Gesetzbuch des Menu sondert sie auf das Traurigste von allen übrigen Hindus ab: „Niemand, der seine Pflicht erfüllt, soll mit ihnen Gemeinschaft haben. Wer ihnen Lebensmittel gibt, reiche sie ihnen in Scherben, aber nicht mit den Händen. Ihre Kleider sollen die Mäntel der Verstorbenen sein; ihre Teller zerbrochene Töpfe, ihr Zierrath verrostetes Eisen. Sie sollen stets von einem Orte zum andern wandern, auch zur Nachtzeit nicht in den Städten bleiben."

Sie wohnen in eigenen kleinen Dörfern, deren Hütten so niedrig sind, daß kein Mensch hineinkommen kann. Man fürchtet sogar ihren Athem. Redet ein Paria zu einem andern Hindu, so muß er die Hand vor den

Mund halten, und begegnet er ihm auf der Straße, so muß er sich zur Seite kehren, bis der andere vorübergegangen ist.

Bekommt ein Paria einen Braminen zu Gesicht, dann muß jener Unglückliche sofort die Flucht ergreifen, denn der Bramine würde sonst unrein. Noch viel weniger dürfen die Parias einen Tempel besuchen, oder opfern und beten. Auch in das Haus eines andern Hindu darf kein Paria eintreten; ist man seiner benöthigt, dann läßt man ihn durch eine Seitenthür hineingehen, wobei er aber stets die Augen zu Boden schlagen muß. Denn sieht er etwa umher, so hält man alle Möbeln und Geräthe für verunreinigt und schlägt sie in Stücke.

Dennoch sind diese so tief verachteten Menschen sehr nützlich. Sie dienen den Hindus als Pferde- und Ackerknechte, bei den Europäern aber als Köche, Lastträger und Soldaten. Hierbei ist es merkwürdig, daß ein kastenfähiger Hindu im Soldatendienst oft unter einem Paria steht, ja selbst von ihm gezüchtigt wird, ohne daß er sich dadurch für geschändet halten darf.

Uebrigens sind den Parias die schmutzigsten Arbeiten vorbehalten, z. B. das Reinigen der Cloaken, das Abstreifen des todten Viehes u. s. w. Auch stimmt ihre Lebensweise damit überein. Sie genießen Alles, was den kastenfähigen Hindus verboten ist, alle Arten von Fleisch, Rindfleisch nicht ausgenommen, ja sie verzehren selbst das Fleisch von gefallenem Vieh und Aas aller Art. Wenn sie starke Getränke bekommen können, berauschen sie sich.

Noch tiefer als die Parias stehen die Pulias. Diese wohnen von allen übrigen Menschen entfernt, in sumpfigen Niederungen oder unzugänglichen Gebirgsklüften; nähert man sich ihnen, so entfliehen sie mit großem Geschrei, denn sie wissen, daß es ihnen zum Verbrechen angerechnet wird, andern Menschen in's Antlitz zu sehen. Sie sind nackt, von Schmutz ganz entstellt, von Farbe fast schwarz. Oft heulen sie vor Hunger in ihren Höhlen und Lagern; dann wirft man ihnen Reis und andere Speise hin, wie den Thieren. Sie werden besonders auf Malabar von den kriegerischen Nayren zum Feldbau gedungen, aber werden so wenig geschont, daß es einem Nayr frei steht, die Güte seines neuen Säbels oder Pistols an einem Pulia zu versuchen.

* * *

Milderung des Kastenwesens.*)

Man muß vorerst die Regel kennen, um die Ausnahmen zu verstehen. Wir haben das Kastenwesen, wie es ursprünglich in aller seiner Schroffheit und Eckigkeit hervortrat, geschildert, müssen nun aber hinzufügen, daß es auch hier nicht ganz beim Alten geblieben ist, sondern im Lauf der Jahrhunderte sich Manches ausgeglichen und ausgeschliffen hat. Schon die

*) Nach L. v. Orlich: Indien und seine Regierung, II. 2.

milde Lehre des Buddhismus, welche so entschieden dem Stolze der Priesterkaste entgegentrat und den Menschen auch im ärmsten Tagelöhner achten lehrte, gab dem Kastenwesen einen Stoß. Sodann das Eindringen der Mohammedaner, deren Glaube kein Kastenwesen duldet. Endlich die Eroberung durch die Engländer; so hartnäckig auch das Brahmanenthum sich den Einflüssen christlicher Sendboten entgegensetzte, so unwiderstehlich mußte doch die höhere christliche Civilisation der Engländer auf die niedere der volkreichen Stämme Hindostans zurückwirken. Mächtiger als die Lehre christlicher Prediger erwies sich die Lebenspraxis und die — Noth. In dem Maße nämlich, als die Opfer und frommen Spenden, die man den Braminen in früheren Zeiten bereitwillig darbrachte, nachließen, ward diese vornehmste und stolzeste Kaste gezwungen, auf Erwerbsmittel zu sinnen, wenn sie nicht Hunger leiden wollte. Die rührigen und geweckten Geister unter ihnen nahmen gern Beamtenstellen von der englischen Regierung an, und in allen den Fällen, wo Schreiberdienste geleistet werden mußten, boten sich Leute aus der Brahmanenkaste an. So sehen wir sie jetzt im Telegraphenbureau und auf der Eisenbahn, als Assistenten auf der Sternwarte und als Soldaten im Heer, ja auch als Landbauer und Wirthschaftsbeamte thätig. Für die Stadt- und Landgemeinden sind sie nicht bloß die Religionslehrer, sondern auch die Rechnungsführer (Gemeindeschreiber) geworden, und den indischen Radschas dienten sie als Minister. Mit diesem Hinausgreifen in's bürgerliche Leben ist freilich ihr religiöser Nimbus geschwunden; nur einzelne fanatische Mönchsorden, die ihren Leib zur Ehre der Götter kasteien und martern, sind in der Gunst des Volkes gestiegen. Doch hat die Priesterkaste nach wie vor die Leitung des Göttercultus und die Verwaltung der Tempel.

In Bengalen sind die Vaisyas und Sudras als reine Kaste ausgestorben, auch die Kschatryas sind selten. An der Spitze der vermischten Kasten stehen die Vaidyas, welche auch das Vorrecht der zweimal Geborenen beanspruchen und als Aerzte sich auszeichnen. Es haben sich seit Menu's Zeiten unter den beiden niedrigsten Kasten in Folge ehelicher Verbindungen oder weltlicher Einflüsse unendlich viel gemischte Kasten gebildet, deren jede in sich abgeschlossen nun peinlich ihre Absonderung festhält, so daß sie sich gegenwärtig weder durch Heirathen, noch durch gemeinsame Mahle oder gleiche Rechte einander nähern. So finden sich allein in P u n a und dessen Umgebung 150 verschiedene Kasten, wobei die verschiedenen Gewerbe, als: Maurer, Tischler, Goldarbeiter u. s. w. lauter verschiedene Kasten bilden. Auch das Heirathen aus höheren Kasten mit Frauen aus niederen Kasten ist heutzutage streng verpönt. Konnte früher ein Brahmane die Tochter eines Sudra heirathen, so würde ihn dies gegenwärtig seiner Kaste berauben.

Die niedrigsten Classen der Sclaven und Parias sind durch den Einfluß der englischen Regierung frei geworden; Sclaven werden nicht mehr in Indien geduldet.

Besonders streng ist der Kastenstolz noch bei den Radschputen, denen kriegerischer Ruhm und die Ehre über Alles geht und die der Ehre willen sich bei der Verheirathung ihrer Töchter oft ganz arm machen, um an der Ausstattung nichts fehlen zu lassen. Wegen der kostspieligen Ausstattung werden von ihnen die Mädchen, wenn sie zahlreich in der Familie sind, als ein Unglück betrachtet, und bis in die neueste Zeit war es nicht selten, daß sie gleich nach der Geburt getödtet wurden.

Die Mönchsorden bestanden ursprünglich aus Brahmanen, dann bildeten sie sich aus allen Classen, wobei jeder Kasten-Unterschied verbannt wurde. Die Brahmanen entsagten ihrer heiligen Schnur, sowie die andern Kasten auf ihre Rechte Verzicht leisteten. Wer sich durch allerlei närrische Kasteiungen und Büßungen am meisten hervorthat, kam auch am meisten zu Ansehen und in den Geruch der Heiligkeit. Die Yogis, eine Secte des Schiw, suchten durch längeres Anhalten des Athems der Gottheit näher zu kommen; einige wanderten als Taschenspieler mit abgerichteten Affen und lärmenden Instrumenten — gleich unseren Bärenziehern — durch's Land; andere hatten es zur der merkwürdigen Kunst gebracht, mehrere Minuten bis 4 Fuß hoch über der Erde mit zitternden Füßen zu schweben und dabei keine andere Stütze zu brauchen, als eine Krücke, auf die sie bloß den Rücken der Hand legten, während die Finger beschäftigt waren, die Bohnen ihres Gebetkranzes zu zählen. Die Pandaramas reiben das Gesicht und den übrigen Körper mit der Asche von verbranntem Kuhdünger ein und laufen dann, Hymnen singend, durch die Straßen. Andere haben das Gelübde gethan, nie zu sprechen, und fordern stumm ihre Almosen ein. Die Jadinams, Anhänger Wischnu's, gehen singend umher und tragen kleine Schellen am Arm, ihre Ankunft zu melden. Einige aus dieser Secte lassen sich sogar lebendig begraben, und dann fast erstarrt und verhungert unter großem Beifall des gläubigen Volkes wieder lebendig machen.

Selbst unter den Muselmanen befinden sich Büßer, die wegen ihrer Heiligkeit auch von den Hindus verehrt werden. So lebt zu Salone in Audh ein solcher Heiliger, Shah Puna Ata, der auf derselben Matratze sitzt, die seine heiligen Vorfahren besaßen, nie davon weicht und seinen Segen an Alle spendet, die zu ihm wallfahrten.

Noch vor siebenzig Jahren mußte ein Brahmane zu Kalkutta, weil er von einem Goldarbeiter ein Geschenk angenommen hatte, zwei Tage fasten, einen heiligen Spruch hunderttausend Mal hersagen und seinen Mund mit Kuhdünger reinigen, da er ihn mit der Nahrung des Goldarbeiters verunreinigt hatte. Dies würde nun heutzutage nicht mehr geschehen, doch sieht man noch immer Hindus der niederen Kasten mit Einsammeln des Staubes beschäftigt, welcher den Braminen von den Füßen fällt, um sich desselben als Heilmittel zu bedienen, oder damit die Stirn zu bemalen, wenn sie eine Reise antreten. Es gibt Sudras, welche selbst die Blätter sammeln, deren sich die Braminen als Teller bei ihrem Mahle bedienten,

und dann in dem Glauben verzehren, nach ihrem Tode als Brahmanen wieder geboren zu werden.

Noch bis auf die neueste Zeit betrachteten die höheren Kasten ihr Mahl als verunreinigt, wenn der Blick eines Christen darauf fiel. Doch Noth bricht mitunter auch das Eisen. Zur Zeit der Hungersnoth im Jahre 1838 in den Nordwest-Provinzen, wo Mütter ihre Kinder verkauften, um ihr Leben fristen zu können, wurde auch der Kastenunterschied vergessen, und man sah, wie die Brahmanen die Ueberreste des Mahls der Dhams (der niedrigsten Kaste) heißhungrig verzehrten. Und jetzt (1873) ist das Kastenvorurtheil bei den gebildeteren Hindus schon so weit gesunken, daß sie an englischen Tischgesellschaften Theil nehmen, und mit um so größerem Vergnügen, je besser die Tafel besetzt ist.

Auch Lord Hastings zeigte, was Strenge vermag. Zu seiner Zeit befanden sich gegen 20,000 Leute aus Orissa, fast alle den höheren Kasten angehörend, als Dienende in Kalkutta. Viele von ihnen gehörten zur Dienerschaft des General-Gouverneurs. Einem dieser ersten Diener befahl Lord Hastings eines Tages, das Waschbecken zu reinigen. Er weigerte sich aus dem Grunde, weil er seine Kaste beschimpfen würde. Lord Hastings sprach heftig: „Wenn Du nicht alsbald das Waschbecken reinigest, wirst Du sammt allen Deinen Orissa-Landsleuten sogleich Kalkutta verlassen und in die Heimath zurückkehren!" Sie kamen eiligst zusammen, beriethen sich unter einander und entschieden, daß der Diener das Waschbecken zu reinigen habe. —

6. Die Bedienten der Europäer in Indien.*)

Die Bedientenwelt erfordert eine ganz eigenthümliche Behandlung um der Kastenvorurtheile willen. Im Hause meines Gastfreundes, Herrn Torrens, übersah ich zum ersten Male ein solches Etablissement, und trotz der wichtigen Stellung des Herrn erschienen mir vierzig Dienstboten für eine Familie, die mit Einschluß eines dreijährigen Kindes aus drei Personen bestand, etwas viel; der Maßstab ist jedoch der allgemeine und unumgänglich nöthig durch die Theilung der Arbeit. Der Hindu kann unmöglich einen Teller reinigen oder nur berühren, auf dem einmal Rindfleisch gelegen hat, und zum Aufwarten bei Tafel gehören also Mohammedaner. Der Kammerdiener ist soweit gut, aber rindslederne Stiefeln kann er unmöglich reinigen, also bedarf es noch eines vorurtheilsfreien Subjects, das weder diese noch andere unreine Arbeit zu thun verschmäht, und mit Hunden, wenn solche im Hause gehalten werden, gibt sich weder ein ordentlicher Hindu noch ein Mohammedaner ab, sondern ein ganz verachteter Paria

*) Graf Görz, Reise um die Welt (Stuttgart, Cotta) III.

muß dazu gehalten werden. Für jedes Pferd gehört ein Knecht und zwei Grasschneider; außer dem religiösen Vorurtheil kommt nun auch noch ein falsches Ehrgefühl hinzu, das dem Hausdiener verbietet, ein Packet von einigem Umfang zu tragen; die „Chuprassans" sind ohnehin nur vorhanden, um mit silbernen Stäben an den Thüren und auf den Wagen der Vornehmen Parade zu machen. Ein Anderer ist nur zum Wassertragen da, und der Schneider, den man im Hause hält, sowie der Wäscher ohnehin nur zu ihrem besondern Geschäft. Wer die Huka oder Wasserpfeife raucht, bedarf dazu eines eigenen Pfeifenstopfers, und nun kommt erst der ganze weibliche Troß, so daß die 40 Personen in einem anständigen Hause bald voll sind!

In einer zahlreichen Familie hat jeder Erwachsene seinen Kammerdiener, respective Zofe, und einen eigenen Aufwärter bei Tisch. Auf meiner Palankinreise, wo ich unmöglich Leute mitnehmen konnte, ließ man mich in den gastfreiesten Häusern nicht selten Hunger leiden, weil es keinem der zahlreichen Aufwärter der Familie einfällt, für den Gast bei Tische zu sorgen. In Kalkutta hatte ich ein solches Individuum, das mich zu allen Diners nach Landesart begleitete; dort hatte ich außerdem einen Kammerdiener und drei Leute für ein Pferd, also fünf Diener, natürlich ganz abgesehen von den vielerlei Diensten, die durch die andern Leute meines Gastfreundes für mich versehen wurden. Will ein Europäer sich behelfen, etwa auf der Reise, so wird er bald die völlige Gleichgültigkeit der Leute gegen Alles gewahr, was nicht ursprünglich ihres Amtes ist, und bis jetzt ist es noch nicht gelungen, die Vorurtheilsfreiheit der Bedienten von Madras nach Bengalen zu verpflanzen. Jedenfalls sind diese Horden billig zu ernähren; sie bekommen 4—8 Rupien*) monatlich, und leben davon man weiß nicht wie, und sind obendrein stets reinlich gekleidet. Der Herr gibt meist nur Turban und Gürtel mit seinen Wappenfarben. Die Tracht ist allgemein weiß, nur die Bedienten im Gubernialpalast tragen schöne rothe Livreen mit Gold, jedoch im nationalen Schnitt. Kein Hindubedienter in Nord-Indien spricht ein Wort Englisch.

---

7. Die Jahreszeiten in Bengalen.

Gegen den November, zur Zeit, wo die nordöstlichen Monsuns eintreten, endigt die Regenzeit auf den Küsten von Coromandel. Dann wird das Wetter schön, der Himmel klar und rein, ein milder Thau befruchtet die Erde, und in der Nacht begünstigt eine angenehme Frische den Schlaf. Reiche Ernten, fette Weiden, unabsehbare Reisfelder decken die Ebenen. Ungeheure Wasserbehälter, majestätische Flüsse machen diese schönen Felder

*) 1 Rupie = 1 Gulden Conventionsmünze.

fruchtbar. Allenthalben sieht man Städte, Dörfer, neugeweißte, von Palmen, Tamarinden und Bananenbäumen umgebene Pagoden; aber dies so begünstigte Land wird von kleinen Tyrannen und ihren Agenten auf alle Weise ausgesogen. Die Häuser sind aus Lehm gebaut und mit einem Dache von Bambusrohr und Palmblättern bedeckt, auf welches die Frauen gern mit Kalk rohe Figuren malen. Jedes Dorf hat gewöhnlich eine von einem Braminen geleitete Schule, wo der Lehrer, meist auf einem Haufen von Matten sitzend, seine Schüler lesen und schreiben lehrt und sie in den Pflichten des Menschen unterweist. Unter dem Schatten der Palmen werden die reichen, in Europa so geschätzten Stoffe bereitet und jene zierlichen Töpferwaaren verfertigt, die wir nie werden nachahmen können.

Der Monat November ist dem Acker- und Gartenbau und der Jagd der Vögel gewidmet, die sich in Unzahl auf den Feldern einfinden und die Saaten verzehren. Der Thau, welcher im Monat Dezember fällt, bringt das Gras zum Keimen; dann wehen die Monsuns mit stärkerer Gewalt und führen eine Masse von Wolken herbei. Jetzt macht sich die Kälte fühlbar, und gegen das Ende des Monats drängen sich ganze Familien mit der Sichel in der Hand auf die Felder, um die Ernte nach Hause zu bringen. Gegen Mitte Januars lassen die Monsuns nach, und die Witterung wird milder. Dies ist die Zeit der Reisen und der großen Jagden. Nun kommt der Februar, der Lieblingsmonat der Indier, denn es ist die Zeit der Vergnügungen und der ländlichen Feste. Die Tage sind äußerst mild, die Nächte frisch, die Blumen sprossen hervor, und die Früchte reifen. Auch die Religion hat die schönen Tage des Februar geheiligt. Tausende von Pilgern begeben sich an die Ufer des Godavery und flehen um den Schutz der Gottheit, indem sie sich in die Wellen des Flusses stürzen. Das geringe Dorf Kotahpilly verwandelt sich in eine blühende Stadt, wo Käufer und Verkäufer, Schaulustige und Fromme sich sammeln. Da sind Wasserfahrten, Nationaltänze, indische Dramen, Jongleurs und Spiele aller Art zu sehen. An den Ufern des benachbarten See's erheben sich mitten unter Mangobäumen Zelte von verschiedener Form und Größe; sie ruhen auf Rädern und werden durch Elephanten und Kameele gezogen. Sie sind so groß, daß mehrere Familien darin wohnen können, und ihr Inneres sehr geräumige Gesellschafts- und Speisesäle darbietet.

Indessen nimmt die Hitze zu und die kalte Jahreszeit geht zu Ende. Im März ist die Temperatur noch nicht drückend, die Nächte sind erträglich; aber die Wasserbehälter trocknen aus, die Erde bekommt Risse, der Rasen wird matt und gelb. Dies ist die Zeit, wo man die Häuser weiß anstreicht, Schiffe baut und Holz schlägt, Salz und Palmenwein bereitet, und wo der Handel auf der Küste Coromandel am blühendsten ist. Im Monat April wird die Hitze schon heftig, das Thermometer steigt auf 24—25° R., der Himmel ist Tag und Nacht rein, und der Mond glänzt in herrlicher Klarheit. Aber jetzt muß man sich auch vor den hungrigen

Schakals hüten, die in Schaaren die Wohnungen heulend umwandern. Je senkrechter die Sonne ihre Strahlen schießt, desto kraftvoller widersteht die Manilla, desto mehr breitet die Ceder ihre Blätter aus, und erfüllt der Mango die Luft mit den Wohlgerüchen seiner Blüthen.

Aber was den Menschen betrifft, so bemächtigt sich eine unaussprechliche Mattigkeit aller Glieder. Zelte werden vor jedem Hause aufgeschlagen, die Thüren geöffnet, um einen Luftzug herzustellen, und trotz dem fühlt man kaum ein frisches Lüftchen. Bösartige Insecten durchzischen die Luft, hängen sich an die Wände oder kriechen auf den Teppichen umher; nur durch tausend Vorsichtsmaßregeln kann man sich ihren Stichen entziehen. Um diese Zeit arbeiten die Eingeborenen nicht, sondern bringen ihre Zeit mit Rauchen zu. Der Monat Mai ist noch wärmer, obschon die Nordwestwinde wehen. Gegen Süden häufen sich Wolken an, Blitze durchzucken die Luft, schreckliche Donner rollen, der Wind bläst mit Heftigkeit, die Atmosphäre ist schwer, der Himmel färbt sich schwarz; — aber nicht immer regnet es, und selten gewährt die Gottheit solche Gunst. Anfangs sind die Winde frisch, dann warm, man glaubt sich in einem glühenden Ofen zu befinden, macht keine Besuche, keine Geschäfte mehr, Jeder schließt sich ein. Die Thiere sinken vor Ermattung nieder, die Büffel stürzen sich in die Sümpfe, die Vögel flattern mühsam und schwer; das Thermometer steht auf 30 Grad und darüber. In Süd-Indien sind wenigstens die Abende minder heiß, wegen der Nähe des Meeres; allein in Nord-Indien ist keine Erholung. Die Hitze des Juni ist dieselbe wie im Mai, die glühenden Winde werden durch nichts gemildert, die Brunnen vertrocknen und manchmal entzünden sich ganze Wälder. Indessen müssen sich doch die Ackerbauer beeilen, den Boden zur Aussaat in Bereitschaft zu setzen, und gegen Ende des Monats erfrischt ein kleiner Regen die Atmosphäre: eine neue Jahreszeit kündigt sich an.

Im Anfang des Juli beginnen endlich die Südwestwinde; die große Hitze ist vorüber. Abends häufen sich Wolken an, einige Blitze zucken, der Donner rollt von ferne, leicht bläst ein frischer Wind, und die Erde ist in Dampf eingehüllt. Mit den Blitzen mehrt sich der Regen und stürzt bald gleich einer Sündfluth in Strömen herab. Glücklicherweise dauert dies nicht lange, der Regen mindert sich, und in einigen Tagen ist das Wasser vollständig abgelaufen. Wenn aber kein Regen fällt, dann wird das Land von den furchtbarsten Geiseln, Pest und Hungersnoth, heimgesucht. Darum betrachten auch die Hindus den Regen als eine Gottheit. Im August dieselbe Abwechselung von Regen und Wind, die Temperatur ist frisch und erträglich. Die Bäche, die Flüsse, die Ströme treten durch den Regen geschwellt aus ihrem Bette und ergießen ihre unreinen Wellen in die Ebenen; es ist durchaus dasselbe Schauspiel, wie in Aegypten das Austreten des Nils. Weit und breit sieht man nichts als ein ungeheures Meer, in dessen Mitte sich Städte, Dörfer und einige Bäume erheben. Nur durch kleine Fahrzeuge, Dhonies genannt, welche sehr flach gebaut

sind, wird die Verbindung unterhalten. Fährt man auf solchen Schiffchen den Godavery hinab, so fliegt man an Wäldern, Dörfern und Pagoden wie an einem Schattenspiel vorüber. So sehr diese Ueberschwemmungen befruchtend wirken, wenn sie nur einige Tage dauern, so verursachen sie doch die größten Unfälle, wenn sie einen Monat, ja sechs Wochen anhalten. Dann bringt das Wasser in die Häuser, zerstört ganze Dörfer und entwurzelt ganze Wälder. Wenn aber das Wasser zurückläuft, so läßt es auf dem Boden einen bräunlichen, äußerst fruchtbaren Schlamm zurück; die Saat sprießt empor, die Stengel des Reises und Indigo's erscheinen, Alles verspricht eine reichliche Ernte.

Der Monat September bringt endlich mehr Ruhe; der Baumwollenbaum und der Cambo schlagen kräftig aus, zahllose Papageien lassen sich auf den Bäumen in den Gärten nieder, und des Nachts erfüllen grüne Fliegen, durch die Flamme angelockt, das Zimmer und schwirren ohne Unterlaß um die Ohren.

Im Anfang Octobers weht ein leichter Nordwind, die Temperatur ändert sich merklich, und die Luft wird frischer. Gegen Mitte des Monats, sonderlich beim Vollmond, tritt der Nordwest-Monsun ein, die Wolken erscheinen wieder am Horizonte und lassen einen schwachen Regen fallen, dem bald eine Stromfluth folgt, so heftig wie die erste im Jahre.

---

8. Der Tag eines reichen Engländers in Kalkutta.

Um 4 Uhr des Morgens wird der Herr von seinem Palankinträger geweckt, dessen Gurgelstimme dicht am Kopfkissen seines Gebieters ruft: „Sahib, Sahib (Herr, Herr), es ist 4 Uhr.“ Wenn der Ball vom gestrigen Abend nicht die Kräfte erschöpft hat, oder wenn er die Sorge für seine Gesundheit nicht der Süßigkeit des Schlafes vorzieht, steht der Herr auf. Schon strahlt die Sonne in voller Pracht. Ein arabisches Pferd wird bestiegen, das trabt leicht im Sande hin, den noch der Morgenthau benetzt. Etwa eine halbe Meile wird geritten bis zu dem Orte, wo die Nabobs sich versammeln, um ihre Gedanken auszutauschen. Man spricht über die Vorzüge der Bordeauxweine, über das letzte Duell, über das letzte Diner; man kann über tausenderlei Dinge reden hören, nur erwarte man von der Unterhaltung keinen Geist, keine Lebendigkeit, Anmuth, Neuheit. Das Leben in Indien gibt der Seele eine sehr materielle Richtung und verwandelt alle Thätigkeiten des Geistes wie des Körpers in sinnliche Vergnügungen. Manchmal finden sich zwei Officiere, von Eifersucht, Ehrgeiz oder verletzter Eitelkeit getrieben, unter dem sogenannten „großen Baume“ ein, einem Feigenbaume, der, dem Zweikampf geweiht, schon Manchen verbluten gesehen hat. Es wird 6 Uhr, und Alles zerstreut sich.

Spazieren zu gehen, sich in freier Luft zu bewegen, einen Ritt zu machen, wird unmöglich. Die glühende Sonnenkugel hat sich hinter den großen Palästen von Chouringhie gezeigt, ihre Strahlen, die sie wie feurige Pfeile quer über den Platz schießt, scheuchen alle Spaziergänger vor sich her. Man flieht vor dieser unerbittlichen Feindin, die Milz und Leber der Europäer schwärzt und aufschwellt, und die alle Jahre ganze Bataillone von Invaliden nach England sendet. Der arme reiche Engländer stößt seinem Pferde die Sporen in die Seite, und ganz von Schweiß bedeckt langt er wieder in seiner Wohnung an, wo ihn sein Hindudiener erwartet, ihm aus dem Sattel hilft und das keuchende Thier in den Stall führt. Große seidene Vorhänge, ein Fächer — von einer Hand, die an solche Arbeit gewöhnt ist, in Bewegung gesetzt —, ein dunkles, kühles Gemach: das bildet den Zufluchtsort, in den sich der unglückliche Brite flüchtet. Elastische Kissen seufzen unter seiner Last; er fällt so ohnmächtig auf sie hin und schläft oder schlummert vielmehr bis halb 9 Uhr, unlustig, irgend einen Gedanken zu fassen.

Um halb 9 Uhr nimmt er ein Bad, und ein Bad ist in diesem Lande der größte Genuß. Man knetet und salbt seine Glieder, die von der Hitze gelähmt sind, ehe er sie noch in Bewegung gesetzt hat. Das Frühstück, aus Pillau, Brodschnitten und Thee bestehend, wird um halb 10 Uhr aufgetragen. Nun steht der Palankin in Bereitschaft. Der hinduisirte Engländer läßt sich in sein Bureau tragen; hier angekommen, entledigt er sich bald der lästigen Tuchkleidung und zieht Pantalons und Jacke von Mousselin an; dann befiehlt er seinem Hindubedienten, den „Punkah", einen großen beweglichen Fächer, über seinem Kopfe in Bewegung zu setzen, und nun beginnt er seine Geschäfte, um das Geld zu gewinnen, das ihm die Regierung für seine Gesundheit und sein Leben zu gewinnen erlaubt. Es schlägt 2 Uhr, und das zweite Frühstück unterbricht die Langeweile seines Geschäfts. — Diese Mahlzeit ist die genußreichste: sie bildet den Augenblick, wo man sich glücklich fühlt, den Arbeitstisch, die Rechenbücher und Zahlbretter verlassen zu können, um weißes Ale und Eiswein von Bordeaux zu schlürfen, von den Früchten Indiens, die eine prächtige Tafel bedecken, zu naschen und die hindostanischen Ragouts zu kosten, die so zahlreich und ausgesucht sind, daß sie ein förmliches Mittagsessen bilden.

Wer nichts zu thun hat, bringt die Zeit hin, so gut es gehen will; der Beamte verfügt sich wieder an sein Geschäft, der Geschäftslose macht Besuche, spielt Billard, schlendert in den Bazars umher oder plaudert mit Damen. Ist die erste Einfassung, mit der alle Wohnungen umgeben sind, geschlossen, so erkennt man daraus, daß man nicht zum Besuche vorgelassen wird, und daß die Frau vom Hause Niemanden sehen will. Findet man die Thür offen, so geht man hinein; das Cabriolet rollt unter den dunkeln Säulengang des Hauses, oder die Schritte der Palankinträger hallen am Gewölbe wider. Läßt es der Portier geschehen, so erreicht man ungehindert den innersten Raum des Hauses. Hier wird man von einem

Kammerdiener empfangen, dessen feierlich und stolz dahinschreitende Gestalt den Weg zeigt, dann von einem andern Bedienten, der den Besuch des „Barkin-Sahib" (fremden Herrn) ankündigt, während im Gehen die elfenbeinernen Ringe, woran sein Dolch hängt, erklirren. Man gelangt in ein stockfinsteres Gemach, wo man die weiche, markige Stimme der Herrin des Hauses nach dem Namen des Besuchers fragen hört. Der Hindu spricht ihn, so gut es gehen will, aus, indem er ein paar Vocale ausläßt und dafür eine Partie Consonanten einschiebt. Endlich sitzt man dem orientalischen Idole gegenüber, das von dem entlegensten Winkel des Abendlandes herübergekommen ist, um den Divan der Bajaderen und Sultaninnen einzunehmen.

Die junge Engländerin ruht im Hintergrunde eines Gemaches, das kaum die zarteste Dämmerung unter den tausend Falten eines unaufhörlich in Bewegung gesetzten Punkahs zu erhellen vermag. Man muß sich unterhalten; glücklicher Zufall, wenn ein neuer Roman, die Ankunft oder der Schiffbruch eines Schiffes, oder ein Feldzug Stoff genug zu Rede und Antwort bieten. In Ermangelung eines solchen Stoffes werden Nachbarn und Freunde, Bekannte und Unbekannte durchgehechelt und in all' ihrem Thun und Lassen einer strengen Kritik unterworfen. Während dieser Gespräche arbeitet die elfenbeinerne Nadel, von einer weißen Hand geführt, die durch das zurückgezogene und unthätige Leben noch mehr gebleicht ist, mit der Zunge um die Wette und durchsticht Spitzen und Mousseline mit derselben Schnelligkeit, wie die Zunge den guten Namen der Nachbarin. Man trennt sich, vollkommen mit einander zufrieden, während die Nachbarin von der Veranda ihres Hauses über Alles, was in den nahen Häusern vorgeht, genaue Controle hält.

Gegen 6 Uhr verliert der Tyrann des hindostanischen Himmels und Bodens, die Sonne, ihre Kraft, die Schatten verlängern sich, ihre letzten Strahlen zittern endlich in safrangelben Tinten am westlichen Horizont. Nun aber beginnt ein Gerassel der Räder und ein Tumult, wie man ihn kaum in einer andern Stadt des Erdkreises hören mag. Der tiefen Ruhe eines heißen Tages folgt das wildeste Getümmel und die geräuschvollste Thätigkeit des Abends; tausend Wagen mit zwei oder vier Rädern, mit einem oder mit sechs Pferden rasseln durch die großen Straßen von Palästen dieser großen Stadt. Der kleine peguanische Klepper galoppirt neben dem arabischen Renner, der mit seinem Schritt weiter ausgreift, als jener mit seinem Galopp. Damen in der offenen Carosse und Reiter im reichsten Anzuge wollen gesehen werden oder sich sehen lassen. Selbst Jene, deren Gesundheit, Alter oder Charakter sie vor Gedanken solcher Eitelkeit bewahren, müssen sich in das lärmende Getümmel mischen, das sich auf der einzigen Promenade von Kalkutta, wo man frische Luft schöpfen kann, zusammendrängt. Die Spaziergänge sind da mit Sand bestreut. Endlich ruft aber die Stunde des Mittagessens die Spaziergänger nach Hause, und die kurz vorher noch mit glänzenden Equipagen erfüllten

Straßen stehen öde: kaum sieht man noch einzelne Spaziergänger, die Freunde der kühlen Nachtluft oder auch sittenloser Leichtfertigkeit sind. Indeß hat man sich zu Tisch gesetzt, aber die Magen, zerrüttet durch die glühende Atmosphäre und den häufigen Genuß gebrannter Wasser, sind fast außer Stande, der in Ueberfluß prangenden Mahlzeit die gebührende Ehre zu erweisen. Niemand langt nach den Fleischspeisen, welche die Tafel bedecken, die Hammelskeule sammt den Bergen von Fischen bleibt meistens unberührt.

Vor dem Nachtische werden die Haukahs (lange Pfeifen) von Silber und Perlmutter von den Bedienten mit großem Geräusch hereingebracht, und Rauchgewölke verdichten die Luft; die ganze Unterhaltung beschränkt sich jetzt darauf, große aromatische Dampfwolken aus der Pfeife in die Luft zu blasen. Diese riesenhaften Instrumente werden sodann von dem Speisesaal in den Salon hinübergeschafft, und der Lärm, der hierdurch entsteht, betäubt die Töne des Piano und die Worte der Damen, die sich im Gesellschaftszimmer hören lassen.

Wer zum ersten Mal aus Europa nach Kalkutta gekommen ist, starrt gewiß mit Bewunderung diese Gemächer an, die mit solchem Reichthum und so ausgesuchtem Geschmack ausgestattet, und mit bleichen Frauen, die von Diamanten funkeln, erfüllt sind, während rauchende Automaten umhersitzen und ein oder zwei Sclaven mit bloßen Füßen, ungeheure Fächer in der Hand haltend, Kühlung zuwehen, oder die Schnur des Punkah in Bewegung setzen.

Hat es halb 11 Uhr geschlagen, so zieht man sich zurück, und so wird der Tag beschlossen, um am folgenden Morgen in ähnlicher Weise zu beginnen.

II. Bilder aus Hinterindien.

1. Die Malayen.*)

Noch ehe sich die Malayen in Malakka niederließen, hatten sie schon einen großen Theil der Insel Sumatra inne, dann setzten sie sich auf den übrigen Sundainseln, den Philippinen und mehreren australischen Inselgruppen fest, und auf den entferntesten Inseln Australiens finden sich noch jetzt Malayenstämme, die in ihrer körperlichen Bildung, Religion und politischen Verfassung die größte Aehnlichkeit mit den Malayen von Malakka haben. Sie bildeten vor Zeiten eine große Nation, die in Asien eine glänzende Rolle spielte; sie trieben ausgebreiteten Handel mit zahlreichen eigenen Schiffen und schickten, wie einst die Phönicier und Hellenen, Colonisten in die entlegensten Gegenden. Viele Schiffe aus

*) Nach Dr. H. Finlayson.

China, Cochinchina, Siam und Hindostan belebten die Häfen der Malayen auf Malakka. Wie die germanischen Völker in Europa hatten sie eine Lehnsverfassung, aber diese hat den Grund zu ihrer Schwäche und ihrem Verfalle gegeben. Je mehr die Macht der großen Vasallen zunahm, desto mehr entzogen sich diese der Oberherrschaft des Sultans, desto mehr nahm innere Zwietracht und Widersetzlichkeit zu. Der große Adel machte den kleinen Adel von sich abhängig, aber beide — der Oranglai — drückten das Volk, das aus lauter Sclaven bestand. Die innere Kraft der malayischen Nation war schon zerrüttet, als die Niederländer und Briten in die indischen Gewässer kamen und ihrer Herrschaft völlig ein Ende machten.

Die Malayen gehören zu einer eigenthümlichen Menschenrace. Sie sind stark, nervig, haben eine dunkelbraune Farbe, langes, dunkelschwarzes Haar, eine große, aber abgeplattete Nase und große, feurig glänzende Augen. Heftigkeit, die an Wuth grenzt, ungezähmte Wildheit, Raub- und Mordsucht charakterisiren die Malayen in Asien; jedoch die Stämme auf den Inseln der Südsee sind größtentheils sanfter, gutmüthiger, gesellig, offen und redlich, und zeichnen sich durch die schönsten, regelmäßigen Formen ihres Körpers aus. Die asiatischen Malayen bekennen sich meistentheils zur mohammedanischen Religion, lieben den Handel, den Krieg, Raub und Plünderung, sind reiselustig und Freunde kühner Unternehmungen. Man hat sie die Normannen Asiens genannt, und mit vollem Recht. Kühn und unternehmend in ihren Seefahrten, verachten sie die Künste des civilisirten Lebens. Fast ihr ganzes Leben bringen sie auf dem Wasser zu, oft in jämmerlich kleinen Kähnen, in denen sie sich kaum zur Ruhe ausstrecken können, und doch findet man in diesen Sampans oft einen Mann, seine Frau und ein paar Kinder, deren Erhaltung lediglich von dem glücklichen Erfolg ihrer Fischerei abhängt. Sie haben ganz die Sorglosigkeit für die Zukunft, wie sie dem uncultivirten, rohen Leben eigen ist; wenn sie ihre Mahlzeit gehalten haben, legen sie sich in die Sonne, und wird ihnen diese zu heiß, in den Schatten eines Mangobaumes, bis der Hunger sie von Neuem zur Thätigkeit ruft. Selten haben sie einige Lumpen, um sich vor dem brennenden Strahl der Mittagssonne oder vor dem schädlichen Thau der Nacht zu schützen; die an den Küsten hausenden sind durchaus wilde Fischer, denen alle Milde, Freudigkeit und Behaglichkeit des Lebens fremd ist. In der Lenkung der Boote sind die Weiber eben so geschickt, als die Männer, und wo es eine kühne Unternehmung gilt, nicht die Letzten.

Das ganze Geräth dieses Volkes besteht in zwei Kochtöpfen, einem irdenen Wasserkrug und einer Matte, die ihnen als Dach gegen den Regen dient, bei gutem Wetter aber als Bett. In den zahlreichen Buchten und Einfahrten, welche Malakka und Singapore umgeben, lebt eine Menge von malayischen Familien auf diese Weise; aber auf einer Stelle bleiben sie nicht lange. Unaufhörlich schwärmen sie von Ort zu Ort, um den Fischfang zu betreiben; was sie über ihr augenblickliches Bedürfniß fangen

und erhaschen können, vertauschen sie an die ansässigen Einwohner gegen Reis, Sago, Betel und Tuch.

Auffallend ist die Aehnlichkeit eines solchen Lebens mit dem Leben jener Völker, die allein durch die Jagd bestehen, wie die Botukuden und andere Bewohner der südamerikanischen Urwälder. Wie jene an ihrer, so hält der Malaye fest an seiner Lebensweise, dem wilden Fischerleben; durch das Beispiel Derer, die ihn umgeben, sieht er sich nicht veranlaßt, diese Lebensweise zu verlassen. So hartnäckig ist der Mensch im wilden Zustande, und so langsam und unmerklich sind die Schritte seiner Erhebung!

Nachlässig, träge und sorglos in den Augenblicken der Ruhe, fast thierisch dahin brütend, zeigen doch die Malayen zur Stunde der Gefahr und der Unternehmung den vermessensten und unerschrockensten Muth. Weder die Freuden noch die Uebel des Lebens empfinden sie mit dem ruhigen Sinn und der Mäßigung anderer Menschen. Sie sind stets bewaffnet, fortwährend im Krieg unter sich, oder damit beschäftigt, ihre Nachbarn zu plündern. Die rasende Wuth der Malayen hat die Europäer zu dem Gesetz genöthigt, welches jedem Schiffscapitän verbietet, einen Malayen als Matrosen zu nehmen; denn man hat gesehen, daß Einige von ihnen, wenn ihre Anzahl auch noch so klein war, mit ihren Dolchen über die Schiffsmannschaft hergefallen sind, und bereits mehrere getödtet hatten, ehe man ihnen Einhalt thun konnte. Malayenschiffe mit 25 Mann besetzt, greifen europäische Schiffe von 40 Kanonen an, entern und ermorden, den Dolch in der Hand, immer die ersten Matrosen, die sie erreichen. Alle freien Malayen lassen sich nie ohne Dolch sehen; die auf Sumatra und Manilla sind in Verfertigung von Waffen sehr geschickt. Der häufige Genuß des Opiums mag bei ihnen viel zu ihrer an Wuth grenzenden Heftigkeit beitragen. Mehr für die unsinnigen Gesetze ihrer Ehre eingenommen, als für die Gerechtigkeit und Menschlichkeit, sieht man, daß bei ihnen stets der Stärkere den Schwächeren unterdrückt. Bei ihnen dauert das Zeitalter des Faustrechts fort und fort.

Die in den nächsten Umgebungen von Malakka und Singapore angesiedelten Malayen haben einen Schritt aus diesem rohen Zustande herausgethan; diese haben feste Wohnsitze, tragen Kleider und bebauen kleine Stücke Land. Sie umgeben ihre Häuser und Hütten mit hölzernen Zäunen, um die wilden Thiere abzuhalten, die oft ihre Felder verheeren; sie bauen Reis, Pisang, Yams, Betel, etwas Korn und einige Küchengewächse. Sie besitzen aber nur wenig Kenntnisse in den mechanischen Künsten und Wissenschaften. Die Holländer gebrauchen sie oft als Holzhauer in den Wäldern und zum Ackern auf ihren Ländereien; übrigens findet sich unter ihnen weder ein Zimmermann, noch ein Maurer, kein Hufschmied, noch Schneider oder Schuster. Im Innern von Sumatra sind die Malayen in einem weit besseren Zustande; dort leben sie vom Ackerbau und treiben Gewerbe.

2. Der Siamese und sein Fluß Menam.*)

Ein mehrere Monate hindurch überschwemmtes Thal reizte schwerlich den Menschen, sich dort willkürlich anzusiedeln. Höchstens konnte er aus Noth sich in diese feuchte, durch ungeheure Heere blutsaugender Sumpfthiere widrige Gegend hinabziehen. Nur das Schicksal, sich aus einem freiern, höhern, benachbarten Lande gewaltsam vertrieben zu sehen, ließ ihn hier vor seinen Ueberwindern einen Zufluchtsort suchen. Tobt nun der Asiate auf den um Siam gelagerten Hochflächen und Bergeshöhen in beständiger Fehde, so mußte das sumpfige Siam ein natürlicher Zufluchtsort werden für alle Flüchtlinge, Besiegte, Vertriebene, nicht bloß einer Nation, sondern aller Nationen. So entstand ein eigenes, jüngeres Volk, ein Gemisch aus verschiedenen Nachbarvölkern, das, wenn es gleich Spuren seiner bunten Ahnenherrschaft an sich trug, doch ein neues Ganze erzeugte.

Hiermit stimmen auch die Sagen der Vorzeit und die, so weit sie reichen, ältesten schriftlichen Nachrichten der Siamesen zusammen. Sie bestätigen nämlich, daß durch die Kriege und Verheerung in Laos, Cochinchina, Tunkin und China, in Ost- und Nordost, so im Westen durch die der Peguaner und Birmanen und endlich im Süden der wilden Malayen, Siam nach und nach eine beträchtliche Masse Menschen, Flüchtlinge jener Nationen, erhielt, die das Land anbauten, so weit die dem Klima angehörige Trägheit es zuließ, und die üppige Vegetation die menschliche Nachhilfe nöthig machte. Vorzüglich aber mußten längs den fischreichen Gewässern, die mit ihrem Reichthum mühelose Nahrung spenden, namentlich längs den beiden Ufern des großen Menam, Ortschaften und Städte sich bilden, während die entfernteren Gegenden unbenutzt den wilden Thieren zum Aufenthalt verblieben.

Einige jener Urwälder hatten noch im 17. Jahrhundert und zu Anfang des 18. einzelne Colonien in Siam; allein nach und nach sind sie fast alle dem Ganzen einverleibt worden, mit Beihilfe der despotischen Regenten, die Alles aufboten, den Geist der Landsmannschaften zu unterdrücken. Die Chinesen haben aber ihre nationale Selbstständigkeit behauptet und zeichnen sich durch ihr stets unveränderliches Aeußere, nicht minder aber auch durch ihre große Betriebsamkeit und Gewandtheit im Handel aus.

Die Mehrzahl des Volkes der Siamesen entspricht der Farbe nach dem Klima. Das Grünlichgelbe des Hindostaners ist hier schon weit dunkler, beinahe schwärzlich; dennoch schimmert auf den Wangen zuweilen etwas Röthliches durch. Das Haar ist schwarz, doch nicht wollig, sondern lang und straff. Die Zähne werden geschwärzt. Das Gesicht ist breit, besonders um die Backenknochen: die Stirn aber läuft spitz zu, fast wie das Kinn. Das Weiße im Auge fällt in's Gelbe. Die schon von Natur langen Ohren werden, wie bei den vielen andern Völkern der

*) Vergl. Zimmermann's „Taschenbuch der Reisen", 11. Jahrgang.

heißen Zone, Schönheitshalber noch länger gezerrt, durch schwere Ohrgehänge herabgezogen und dabei die Ohrlöcher so erweitert, daß man beinahe die Hand durchbringt, einen Fall, der auch im benachbarten Laos gewöhnlich ist.

Die Siamesen sind reinlich. Sie baden sich häufig, ja in einem Tage mehrere Male. Theils steigen sie in das Wasser, theils lassen sie sich nur mit Wasser übergießen. Sie salben sich dann und bestreichen den Körper mit wohlriechenden Dingen, Ambra, Bisam u. dgl., vornehmlich die Lippen, wodurch diese noch blässer werden, als sie von Natur schon sind.

Die jährlichen Ueberschwemmungen ihres Flusses machen es nothwendig, die Wohnungen hoch über die Erde zu erheben. Ihre Häuser ruhen daher auf starken Bambuspfählen, 13 Fuß hoch; denn so hoch setzen die austretenden Flüsse oftmals das flache Land unter Wasser. Eine Treppe, wie die auf unsern Windmühlen, führt zum Hause hinauf. Bei den Ställen für die Pferde und übrigen Hausthiere, welche ebenfalls hoch von der Erde erhoben, ist die Leiter mit Hürde durchflochten, um den Tritt der Thiere zu sichern.

Die Wohnungen selbst sind einfach, wie die Kleidung. Die Häuser haben nur ein Stockwerk. Dächer und Wände bestehen aus Flechtwerk und Hürden von Bambusrohr. Die Frauen haben indeß eigene Stuben oder Abtheilungen. Im Innern herrscht wie am Körper große Reinlichkeit. In den Zimmern der Vornehmen ist der Fußboden mit feinen Matten bedeckt, über welche oft noch Teppiche gebreitet werden, die Wände sind mit feinem Mousselin behangen.

Die Meubles entsprechen den Wohnungen: Stühle von Rohrmatten, bei den Reichen einige Kissen; Tische nur aus einem großen Brette, und statt der Betten ebenfalls nur ein Brett als Kopfkissen; höchstens bei den Vornehmeren findet eine größere Bequemlichkeit statt. Die Paläste der Könige und die Pagoden (Tempel) zeichnen sich bloß durch ihren Umfang aus, stehen aber in der Bauart noch auf sehr niederer Stufe. Die in Siam angesiedelten Europäer, Mohammedaner und Chinesen bauen ihre Häuser von Ziegelsteinen.

Werfen wir nun einen Blick auf das ganze Menamland, so zeigt sich, daß derselbe Strom, welcher in seinen Sümpfen und Morästen gleich den Lagunen des Adriatischen Meeres von Venedig den Menschen eine Zuflucht gewährte, zugleich ein Ganges und Nil für die Bewohner ist. Alle diese Länder, Ava, Pegu, Siam, Laos, Cambodja und Cochinchina, sind eigentlich große Thäler, die sich von Norden nach Süden erstrecken. Jeder aus weiter Ferne (dem Tibetanischen Hochlande) herabströmende Fluß wird zur Segensquelle für das Thal, das er durchströmt. Oft steht das Land umher drei Monate lang unter Wasser, und man befindet sich zu dieser Zeit auf einer großen Wasserfläche, die nur mit leichten Fahrzeugen zu beschiffen ist. Kaum ziehen sich aber die Gewässer zurück, so sprießt aus dem zurückbleibenden Schlamm unter dem lothrecht niederfallenden Son-

nenstrahl eine unermeßliche Vegetation hervor, wovon der Europäer sich schwer einen Begriff zu bilden vermag. Die Reisfelder z. B. gewähren in Siam, und wenn sie unbearbeitet bleiben, lediglich durch die in den Schlamm gefallenen Körner eine zweifache Ernte. Der König von Siam nennt sich charakteristisch „Großherr des Reises."

Wie Aegypten, ist das Land nur längs des „Großen Flusses" angebaut und bevölkert. Hierher drängte sich die ganze Menschenmasse. Das ganze übrige Land ist Wald und Wildniß; aber eine großartig-üppige Wildniß, in aller Fülle und Fruchtbarkeit des tropischen Klima's. Die herrlichsten und nahrhaftesten Palmen, die Cocos-, Sago-, Wein- und Kohlpalme, das unverwüstliche Bauholz des Tiekbaumes, die schönsten Färbehölzer, die schmackhafteste Frucht der Erde, der Apfel des herrlichen Mangustanbaumes, die Pisangs, Yams, der mit vegetabilischem Rahm gefüllte Durion, die Pfeffer- und anderen Gewürzbäume — das Alles wächst hier in höchster Vollkommenheit: hier ist das Paradies aller tropischen Früchte. Die Thierwelt aber zeigt sich in furchtbarer Größe. Die Schlammniederungen des Menam wimmeln von Crocodilen, auf die der Mensch Jagd machen muß, wenn sie ihn nicht vertreiben sollen. Rudel der stärksten Elephanten dringen verheerend in die Reisfelder ein; in dem schlammigen Boden wälzt sich das Nashorn und der wilde Büffel. Durch die dichten Wälder schleicht der Königstiger, und wehe dem Menschen, den er überrascht. Selbst Heerden von Affen schaaren sich zusammen und dringen wie eine kriegerische Räuberbande auf den Menschen ein. In den Wipfeln der Bäume flattern die prächtigen Papageien, wilde Pfauen, ein Heer von Schreiern und Sängern. Wenn man auf dem Menam hinaufschifft, hört man das Geschwirre der Grillen und Gezirpe der Cicaden wohl eine Meile weit aus dem Walde herüber. Aber ohne Bewaffnung und Begleitung wagt sich kein Reisender von dem Flusse weg, denn der Mensch hat hier noch nicht die Natur besiegt, die in ihrer Kraftfülle seiner Macht trotzt.

Beides, die große Fruchtbarkeit des Bodens, wie die große Hitze der Luft, läßt indessen die menschliche Kraft schwer aufkommen; der Siamse ist träge und schlaff; die Natur arbeitet für ihn, und was sollte ihn bewegen, sich anzustrengen, wenn noch überdies seine Despoten die Früchte seines Fleißes ihm rauben? Nur im Baue seiner Flußkähne hat er sein Talent bewiesen, selbst Kunstsinn entwickelt. Ein Volk, das sich sechs Monate des Jahres unter Wasser gesetzt sieht, das fast ganz durch den Hauptstrom lebt, hat freilich Reiz genug, seine natürliche Faulheit zu überwinden, um ein Werkzeug zu Stande zu bringen, das ihn der Vortheile des Landes ohne große Mühe versichert.

Die Fahrzeuge, „Balonen" genannt, bestehen eigentlich bloß aus Einem Baum. Oft hält ein solcher Stamm 16—20 Klaftern in der Länge; was für erstaunliche Bäume setzt dies voraus! Aber die Breite beträgt nur so viel, daß zwei Personen auf einem querliegenden Brette

Platz haben, um mit geschränkten Beinen zu sitzen. Die größten Balonen erfordern 120, ja 150 Ruderer. Vorder- und Hintertheil des Fahrzeuges ragen sehr hoch empor. Die Ruder, „Pagaien" genannt, sind nur kurz; ihr und der Menschen gesammtes Gewicht drückt dennoch das Fahrzeug ziemlich tief in's Wasser. An jedem Ende desselben hat nur ein Pagaier Platz; der Steuermann am Hintertheil des Schiffes. In der Mitte befindet sich ein sehr erhabenes, bedecktes Gerüst, worin der Herr der Balone seinen Sitz hat. Je vornehmer dieser ist, desto größer ist gewöhnlich das Fahrzeug, und desto reicher sind die Zierrathen von Schnitzwerk. Oft haben die Balonen die Gestalt eines Drachen, woran der Kopf, Hals und Schwanz nicht bloß zierlich ausgeschnitzt, sondern auch vergoldet sind.

Die vornehmen Frauen haben ihre eigenen Balonen, deren Ruderer gleichfalls vom anderen Geschlechte sind, denn dieses wird auch hier, wie bei allen rohen, trägen Völkern, zu den härtesten Arbeiten angehalten.

Das siamesische Land zieht sich an seinem Strome bis zum 17. Grade nördlicher Breite hinauf. Hier im Norden wird der Menam durch verschiedene kleinere Flüsse der chinesischen Grenzgebirge wasserreich; weiter südlich, im eigentlichen Siam, theilt er sich in viele Arme und bildet große Inseln, die sich erst gegen die Hauptstadt, Juthia oder Siam, zu verlieren, wo dann die Arme wieder zu Einem Hauptstrom sich vereinigen, der nach einem Laufe von 20 Seemeilen das Meer erreicht, nachdem er kurz vorher in zwei Aeste sich gespalten hat, wovon der größere östliche den Namen Menam führt. Auf seinem Wege nach Juthia finden sich abermals mehrere nicht kleine Inseln, die größte ist unweit des Forts und der Stadt Bankok, des Schlüssels der ganzen Fahrt, des Reiches und des Stapelplatzes für den ostindischen Handel, der zu den wichtigsten Handelsorten der Erde theils schon jetzt gehört, theils aber in der nächsten Zukunft gehören wird.

3. Ein Aufenthalt in Bankok.

Nachdem wir bei dem Könige von Siam barfuß in Audienz gewesen waren, denn Niemand darf vor der geheiligten Person Seiner Majestät in Stiefeln oder Schuhen auftreten, führte man uns in die Ställe der weißen Elephanten, welche, da sie bei den Siamesen außerordentlich verehrt werden, in dem innern Umfang des Palastes von Bankok sich befinden, ganz nahe bei den Gemächern des Königs, der ihnen jeden Tag einen Besuch abstattete. Solcher weißer Elephanten besitzt jetzt der König zehn, und es ist sehr selten, daß man so viele zugleich hat; ihre gegenwärtige Anzahl wird für eine höchst glückliche Vorbedeutung gehalten. Ein weißer Elephant wird bei den Siamesen für unschätzbar angesehen, und alle Mühe wird angewendet, um einen solchen sich zu verschaffen, wenn er einmal zu-

fällig entdeckt wird. Die Unterthanen Seiner Siamesischen Majestät können sich kein größeres Verdienst erwerben, als wenn sie einen solchen ausfindig machen; sie sind, wie überhaupt alle Elephanten, Privateigenthum des Königs. Die weißen Thiere in den Ställen des Palastes werden mit der größten Aufmerksamkeit behandelt, und jeder weiße Elephant hat eigene Aufwärter. Frisches Gras liegt im Ueberfluß neben ihnen, und sie stehen auf reinlich gehaltenen Brettern; ein weißes Tuch ist vor ihnen ausgebreitet, und während wir da waren, wurden sie mit klein geschnittenem Zuckerrohr und mit Pisang gefüttert. Schon Strabo sagt, in vielen Theilen von Indien habe man die größte Ehrfurcht vor weißen Elephanten und erzeige ihnen alle mögliche Ehre. Dies ist noch heutzutage in Siam der Fall. Wer einen entdeckt, wird als der Glücklichste unter allen Sterblichen betrachtet. Es ist ein Ereigniß von solcher Wichtigkeit, daß es unter Posaunen- und Trompetenschall im ganzen Reiche bekannt gemacht und dem Historiographen von Siam, der zum Hofstaate des Königs gehört, befohlen wird, es in den Reichsannalen mit preiswürdigen Worten einzutragen. Der glückliche Entdecker eines weißen Elephanten wird mit einer silbernen Krone und mit einem so großen Strich Landes beschenkt, als man die Stimme des Elephanten hören kann. Er und seine Familie bis zum dritten Glied sind von allen Frohnen für den König und von allen übrigen Arten der Dienstbarkeit frei, und seine Ländereien von allen Steuern. Nach der Behauptung der siamesischen Talapoinen können die bösen Geister den weißen Elephanten keinen Schaden zufügen.

Wir gingen weiter, um einen Tempel zu besuchen, der sich in der Nähe des Audienzsaales befand. Der Vorhof desselben ist geräumig und reinlich und enthält außer dem Tempel noch ein kleines, hübsches Gebäude, in welchem die heiligen Bücher der Siamesen niedergelegt sind. Bei jedem Hauptthore des Tempels stehen gigantische irdene Bilder von grotesker Form mit Keulen in den Händen, und an jeder Ecke eherne Figuren, die ein phantastisches Thier vorstellen. Außerdem sah man noch andere Figuren von Thon, die aber nur dem Geschmack der Siamesen, deren Götterlehre noch nicht recht ergründet ist, zusagen können. Der Tempel hat eine pyramidalische Form und ist hoch hinauf mit kleinen Figuren in chinesischem Styl bedeckt. Der Charakter dieser Zierrathen ist gerade wie bei den Gemälden der chinesischen Dschunken; sie sind nämlich zwar sehr mühsam gearbeitet, aber grotesk und geschmacklos; jedoch war der allgemeine Eindruck, den sie hier auf das Auge machten, nicht unangenehm, wenn man nämlich aus einer gewissen Entfernung nur das Ganze betrachtete, ohne das Einzelne zu berücksichtigen. Ich machte die Bemerkung, daß die Siamesen anstatt der Kuppel, welche bei den Buddhisten von Ceylon die einzige Form ihrer Grabmäler ist, die Pyramide als charakteristisches Zeichen ihrer dem religiösen Cultus gewidmeten Gebäude angenommen haben. Die Ursache dieser Verschiedenheit in einer so eng mit ihrer Religion zusammenhängenden Sache liegt wahrscheinlich in dem verschiedenen Charakter

beider Nationen. Derselbe Grund gilt auch bei dem Unterschiede, den man an ihren beiderseitigen Buddhabildern bemerkt. Der Siamese scheint sich ein Ideal der Schönheit gebildet zu haben, welches von dem der Europäer ganz verschieden ist.

Der bürgerliche Zustand von Siam ist ein sehr betrübender; es gibt nur zwei Classen von Menschen, Sclaven des Königs, die nur für ihn arbeiten, und sogenannte freie Leute, die aber auch sechs Monate für das Staatsoberhaupt arbeiten müssen. Der härteste Despotismus drückt Alles nieder. Der König kann sich vermählen mit wem er will, selbst mit seinen Schwestern und Töchtern. Die bürgerlichen Gesetze sind streng und grausam.

Bankok, an der Mündung des Menamflusses, ist die bedeutendste Stadt von Siam geworden, vorher war dieser Ort von wenigem Belang und nur durch die Trefflichkeit seiner Früchte berühmt, die in großer Menge in die ehemalige Hauptstadt Juthia geschickt wurden. Der Palast des jetzigen Königs liegt am linken Ufer des Flusses und ist mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben. Nicht nur der König, sondern auch einige von seinen Ministern wohnen in diesem Raume. Ganz in der Nähe des Palastes haust in Hütten aus Palmblättern die zahlreiche Hofdienerschaft.

Die Stadt hängt mit dem Schlosse oder Palaste zusammen und erstreckt sich weit hin auf beiden Ufern des Flusses; am bedeutendsten ist sie auf dem linken Ufer, und der volkreichste und wohlhabendste Theil derselben liegt gerade dem Hause des siamesischen Staatskanzlers (Praklang) gegenüber, aber etwas niedriger. Alle Schiffe, die nach Bankok kommen, werden streng untersucht und müssen einen Zoll erlegen. Die Stadt ist ganz aus Holz gebaut, und nur die Paläste des Königs und die Wohnungen einiger Minister bestehen aus Backsteinmauern. Die Milde des Klima's, die Wohlfeilheit des Baumaterials und die wenigen Effecten, welche die Eingebornen gewöhnlich besitzen, machen sie gegen die Zerstörungen des Feuers gleichgiltig, und mit der größten Ruhe sehen sie dem Wüthen dieses Elementes zu.

Ihrer Lebensweise nach kann man die Bewohner von Bankok Wassergeschöpfe nennen. Die Häuser sind vom Flusse selten mehr als hundert Ellen entfernt und bei weitem der größere Theil derselben schwimmt auf Bambusflößen, die dicht am Ufer befestigt sind. Damit die Häuser nicht leicht überschwemmt werden, sind sie auf Pfosten, die in den Boden eingerammt sind, erbaut und erheben sich so etwas über das Ufer — eine Vorsicht, welche sowohl der tägliche Wechsel von Ebbe und Fluth, als auch die jährlichen periodischen Ueberschwemmungen nöthig machen. An jedem Hause, es sei ein schwimmendes oder nicht, ist ein kleines Boot zum Gebrauch der Familie befestigt, denn man bewegt sich hier von einem Orte zum andern fast gar nicht anders, als zu Wasser; von dem beständigen Rudern sind die Arme bei Männern und Frauen sehr muskulös.

Die wenigen Straßen, deren sich Bankok zu rühmen hat, kann man nur bei trockenem Wetter zu Fuße passiren; die vorzüglichsten Kaufläden und die bedeutendsten Handlungen befinden sich jedoch längs des Flusses in den genannten schwimmenden Häusern, die fast ausschließlich von Chinesen bewohnt werden, welche sich des Handels wegen in Bankok aufhalten; wenn man sie betrachtet, wie sie unaufhörlich in ihren Booten auf dem Flusse sich auf- und niederbewegen, muß man ihre Regsamkeit und Geschäftigkeit bewundern, und solche Gruppen in Kähnen dahinschwimmender chinesischer Krämer und Handelsleute bieten eine sehr malerische und belebte Scene dar. Allenthalben in Bankok haben sich Chinesen eingenistet, um Handel zu treiben mit Getreide, Obst, Kaffee, Zucker, Baumwolle, Zimmt, Bambus, Tunkinholz, Kalambak und Färbehölzern. In vielen der erwähnten schwimmenden Buden werden Hühner, Tauben, Gänse, Enten und gekochter Reis, mit Zimmt und Zucker bestreut, von siamesischen und chinesischen Victualienhändlern feil geboten. Reis ist des Volkes hauptsächliche Nahrung; in den sumpfigen Niederungen um Bankok, die sich meilenweit in's Land erstrecken, sind ungeheure Reisfelder, die von den Talapoinen an einem gewissen Festtage alljährlich eingesegnet werden, auf daß sie mit Buddha's Hilfe dem Volke Brod spenden.

Im Aeußern der Häuser herrscht die größte Gleichförmigkeit; nur hier und da bringt eine hübsche Spitzsäule oder sonstige Zierde Mannigfaltigkeit in das Ganze; alle diese einstöckigen Wohnhäuser sind meistens mit Palmblättern, bisweilen auch mit Ziegeln gedeckt; sie sind in einige kleine Gemächer getheilt, und das mittlere derselben ist stets den schützenden Hausgöttern gewidmet. An vielen Wohnhäusern erblickt man Geländer, die mit lackirten Wasserkrügen und Blumentöpfen geschmückt sind. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend herrscht die größte Lebhaftigkeit auf dem Flusse, und an dieses Wasserleben sind Bankoks Bewohner so gewöhnt, daß sie die Unbequemlichkeit desselben fast gar nicht empfinden.

Die Chinesen sind hier nicht nur die vorzüglichsten Kaufleute, sondern auch die besten Künstler und Handwerker; viele von ihnen sind Zinngießer, Grobschmiede und Gerber; ihre Manufacturen von Zinngefäßen sind sehr bedeutend, und ihre Arbeiten der Art gewähren den Kaufläden ein sehr hübsches Ansehen, da sie hellglänzend polirt sind und oft recht niedliche Formen haben. Auch die Lederbereitung ist in Bankok sehr bedeutend, nicht für den Gebrauch von Schuhen und Stiefeln, die man hier fast gar nicht kennt, sondern zur Ueberziehung von Matratzen und Polstern und zur Ausfuhr nach China. Nach dem Gerben wird das Leder mit der Rinde einer Mimosenart roth gefärbt. Die Häute, welche man braucht, sind von Hirschen, Rehen, Ochsen und Büffeln; Leoparden- und Tigerfelle werden nebst dem Pelzwerk zugerichtet und nach China ausgeführt. Es gibt in Bankok auch zwei Fabriken von gußeisernen Töpfen; das Verfahren bei der Verfertigung derselben ist einfach, die Waare billig und der Verbrauch sehr groß.

Von der Ausübung dieser und anderer Gewerbe haben die Chinesen einen guten Gewinn, weshalb sie auch viel besser leben können als die Eingeborenen, und in der That leben die chinesischen Handelsleute auf größerem Fuße als die Minister des Königs; sie halten reichliche Mahlzeiten und auf ihre Tische kommen mancherlei Fleischsorten und Gemüse, schwimmend in einem See von Fett. Geräucherte Schinken und Wildpret sind auch für sie Leckerbissen. Ein Chinese gibt auf diese Art in einer Woche mehr Geld für seine Tafel aus, als ein Siamese in zwei oder drei Monaten; nur ein größerer Fleiß macht ihm dies möglich.

In Bezug auf animalische Nahrung beruhigt der Siamese sein Gewissen leicht; der Vorschrift des Gesetzes glauben sie schon genug gethan zu haben, wenn sie die Thiere nicht selbst schlachten; sie tragen kein Bedenken, auf dem Markte Fische und Geflügel lebendig zu kaufen, und zwar unter der Bedingung, daß der Verkäufer seine Waare vorher schlachte, ehe er sie überliefert, zufrieden damit, daß das Verbrechen auf dem Fisch- oder Hühnerhändler haften bleibt. Bisweilen geht aber ihre buddhistische Frömmigkeit so weit, daß sie eine Anzahl lebendiger Fische kaufen, um ihnen wieder die Freiheit zu schenken, und der jetzige König hat oft auf diese Weise alle an einem Tage gefangenen Fische losgelassen. Aber dennoch wird die Erlaubniß zu fischen vom König an den Meistbietenden verkauft und aus dieser Quelle von ihm eine bedeutende Revenue gewonnen.

Die öffentlichen Gebäude gewähren der Stadt Bankok nur wenig Zierde, einige mit Sorgfalt gebaute Buddhatempel ausgenommen. Die Paläste der königlichen Beamten sind nur von unbedeutender Größe, in chinesischem Styl gebaut und mit einer Reihe von drei oder vier immer kleiner werdenden Ziegeldächern bedeckt; bisweilen endigen sie sich in eine kleine Spitzsäule und sind überhaupt mehr durch ihre Sonderbarkeit als durch ihre Schönheit merkwürdig. Der königliche Palast ist mit Ziegeln von Zinn gedeckt.

Einige von den Tempeln nehmen einen großen Raum ein; sie befinden sich auf den höchsten und schönsten Plätzen der Stadt und sind von Backsteinmauern und Bambushecken umgeben. Thüren und Fenster sind gewöhnlich sehr eng, und sowohl das Aeußere als das Innere dieser Tempel ist mit einem Ueberflusse sonderbarer Zierrathen überladen; an vielfacher Vergoldung ließ man es nicht fehlen, und der Fußboden jedes Tempels ist mit Matten bedeckt. Die fabelhaften Sagen der indischen Mythologie sind auf den innern Wänden abgebildet. Die wildeste Phantasie scheint die Hand der siamesischen Künstler geführt zu haben; bisweilen jedoch sind menschliche Leidenschaften und Neigungen vielleicht mehr durch Zufall, als aus Absicht mit einem Geist und einer Wahrheit dargestellt, die besserer Gegenstände würdig wären. Obgleich aber eine große Nachfrage nach Gemälden dieser Art ist, so bleibt es doch auffallend und bemerkenswerth, daß diese göttliche Kunst bei ihnen nicht nur immer noch

in ihrer Kindheit, sondern daß sie auch in ihren meisten Leistungen ihre völlige Unfähigkeit beurkundet, einen höheren Schwung annehmen zu können.

Hier in Bankok sah ich zum ersten Male obscöne Gemälde in einem Buddhatempel; auf Ceylon würde man so etwas nicht dulden. Wie allenthalben sind auch hier die Vorhöfe und die inneren Tempelräume mit Buddhabildern angefüllt, die von frommen Wallfahrern mit mancherlei Zierrathen behangen werden. Hier und da zeigt sich auch das Bild eines verstorbenen Königs, kenntlich durch die schmale konische Kappe, die eigenthümliche Physiognomie und die reiche Tracht. Die Buddhabilder haben oft etwas Tatarisches, vorzüglich in der Bildung des Auges. Ueber ihnen hängen Sonnenschirme von Tuch oder Papier.

Um die Bevölkerung von Bankok genau angeben zu können, haben wir nicht Data genug; die Chinesen bilden wenigstens die Hälfte derselben; die Uebrigen sind Siamesen, eingeborne Christen von hier und von Kambodja, Birmanen, Peguer, Malayen und Ansiedler von Laos, einer Nordprovinz von Siam, welche an die Provinz Yünnan grenzt. Diese Alle bewohnen verschiedene Theile der Stadt und vermischen sich nicht mit einander.

4. Dr. Bastians Reisen in Birma.

Handelsstädte wie Hamburg und Bremen, welche das ganze Erdenrund zum Schauplatze ihrer Thätigkeit machen, regen den Trieb in's Weite, die Reise- und Forscherlust in strebsamen Geistern viel mächtiger an als Städte des Binnenlandes, die in der Industrie und Landwirthschaft ihre Erwerbsquellen haben. So hat Bremen schon manchen gefeierten Mann zur Schaar deutscher Reiseforscher gestellt, und auch Dr. Bastian, gegenwärtig Privatdocent an der Berliner Universität, ist ein Bremer Kind. Nachdem er schon vor einem Jahrzehnt sehr interessante Berichte über San Salvator, die Hauptstadt des afrikanischen Königreichs Congo, veröffentlicht, auch aus seinen Reisen in Peru schätzbare Mittheilungen gemacht hatte, brach er im Jahr 1861 zu neuen Wanderungen auf, deren Ziel diesmal die Reiche Hinterindiens, Birma und Siam, insbesondere die Erforschung des Buddhismus war, weshalb er seine Rückreise über China und die Mongolei nahm. Die Ergebnisse dieser seiner neuesten Reise hat er in einem vierbändigen Reisewerke niedergelegt, das den Titel führt: „Die Völker des östlichen Asien." Die beiden ersten Bände enthalten die Geschichte der Indo-Chinesen und „die Reisen in Birma in den Jahren 1861—1862", aus welchen letztern wir Einiges mittheilen wollen.

Nimm einen Atlas zur Hand, lieber Leser, und schlage die Karte von Ostindien auf. Da wirst du finden, wie die rothen Farbenstriche, welche die Herrschaft der Engländer bezeichnen, auch auf der Ostseite des Meer-

busens von Bengalen fast bis zum zehnten Grade n. B. herabgehen. Dieses Küstenland haben die Engländer den „goldfüßigen Majestäten" von Birma und Siam abgenommen. Der Unterlauf des mächtigen Irawaddistromes mit dem reichverzweigten Netz seiner Mündungen liegt nun auf englischem Gebiet; Rangun, am östlichen Mündungsarm gelegen, ist Sitz des englischen Statthalters und Hauptstadt der englischen Provinz Pegu.

In Rangun traf Dr. Bastian seine Vorbereitungen zur Bergfahrt auf dem Irawaddi, die bis nach der Hauptstadt Mandalay, dem neuen Ava, sich erstrecken sollte. Um die birmanische Landessprache zu erlernen, sah er sich nach einem „Munschi" (Lehrer) um; dann miethete er sich ein Segelschiff, und am 1. November 1861, um 10 Uhr Morgens, bei günstiger Fluthzeit, fuhr das Boot ab. Zwischen dichtem Gebüsch an beiden Seiten des Flußarmes hindurch, an vielen birmanischen Dörfern vorbei, welche auf einem etwas erhöhten Punkte der niederen, vom Wasser überschwemmten Reisfelder liegen, ging es auf der Wasserstraße etwas langsam vorwärts. Die Religion Buddha's, welche mit ehrenwerther Sorgfalt auch des Reisenden sich annimmt, hat ihre frommen Bekenner zur Errichtung zahlreicher bedeckter Holzschuppen veranlaßt, die als Erholungs- und Ruheplätze zu Wasser und zu Land benutzt werden und Zapats heißen. Neben einem Kyaung oder Kloster sind stets ein oder mehrere Zapats erbaut, in denen die den Tempel besuchenden Pilger ein Unterkommen finden.

Erst am Abend des folgenden Tages ward Yandoun, ein reger Verkehrs- und Stapelplatz, erreicht, und man fährt erst von hier in den Hauptstrom Irawaddi ein, der sich nun in majestätischer Breite und Fülle dem erstaunten Blicke darstellt. Bei Yandoun wimmelt es von kleinen Booten, die, mit Betel, Zeugen und Früchten beladen, ihre Waare an den Mann zu bringen suchen; aber auch größere Handelsschiffe lagern in langen Reihen neben einander. Auf dem mit Matrosen gefüllten Bazar herrschte ein reges Leben und Treiben, und der ganze Ort trug das Gepräge großen Wohlstandes. Vor den Häusern waren in Vierecken kleine Gärten eingezäunt, um die für den Curry (das beliebte Ragout der Indier) nöthigen Gemüse und die gelben Blumen zu ziehen, mit denen die Birmanen gern ihre durchbohrten Ohren schmücken. Am Eingang des Dorfes, von Bananengärten umgeben, lag das Kloster. Die Mönche, alle wohlbeleibt, schauten dem fremden Pilger etwas verwundert, aber wohlwollend nach, und mochten nicht wenig sich wundern, als der Fremdling sich die Mühe nahm, die steilen Treppen eines Holzgerüstes zu ersteigen, das wie ein hoher Wartthurm das flache Land überschaut. Oben auf dem Gerüste fand Dr. Bastian kleine Pagoden, Buddhabilder und mancherlei Opfergaben. Aehnliche Miniatur-Pagoden hatte er bereits bei dem Hause des Miok (Dorfältesten) gesehen, wohin sie zum Besten eines im Hause befindlichen Kranken bestellt worden waren.

So prächtig wie die Ufer unseres deutschen Rheinstromes mit Burgruinen, Schlössern, Capellen geschmückt sind, nehmen sich die flacheren Ufer

des Irawaddistromes freilich nicht aus; doch fehlt es ihnen auch nicht an Pagoden, die in offenem Felde stehen, an neugebauten wie an zerfallenen, es fehlt nicht an Klöstern, die mit Gärten und Parkanlagen eingefaßt sind, und zur Abwechslung zeigen sich auch hier und da kleine Nat-Häuser oder Teufelstempel, die aus einem Bambusgerüst bestehen, worin ein kleiner Käfig, gleichfalls von Bambus gemacht, aufgehängt ist, der die Opfergaben: Betel, Reis, Früchte 2c. enthält. Da der Glaube der Buddhisten sich auch mit den Schreckgestalten von allerlei bösen Dämonen ängstigt und doch mit diesen gern in Frieden leben möchte, bringt er den bösen Geistern allerlei Naschwerk zum Opfer, um sie bei guter Laune zu erhalten. Den wohlthuendsten Anblick gewähren kleine Wälder von Areca- und Cocos-Palmen, in deren kühlem Schatten der Reisende, ausgedörrt von heißem Sonnenbrande, sich wieder erfrischen kann.

Eines Abends schlugen die Reisenden, von der Nacht überrascht, ihr Lager bei einigen Fischerhütten auf. Aber ein unerträglicher Gestank brachte Herrn Bastian um den erquicklichen Schlaf. Dieser abscheuliche Geruch, mit welchem die ganze birmanische Atmosphäre verpestet ist, rührt von dem Ngapie, der Lieblingsspeise der Birmanen, her, und das Recept, um diese Delicatesse zu gewinnen, ist folgendes: „Nimm Fische, so viel du hast, vergrabe sie in die Erde, und sind sie dort in fauliche Gährung übergegangen, so hole sie wieder heraus und mache sie mit ranziger Butter ein!" Der werthe Leser muß sich daran erinnern, daß die Religion Buddha's alles thierische Leben geschont wissen will und jede Tödtung eines Thieres als eine Sünde betrachtet. Selbst das Ungeziefer, das den Menschen quält, muß in seinem Rechte auf Leben und Eigenthum geachtet, und darf nicht vertilgt werden. So werden denn auch die gefangenen Fische von den Fischern nicht getödtet, sondern nur in die Sonne gelegt, um nach so langer Nässe der Wohlthat des Trocknens theilhaftig zu werden; behagt ihnen der warme Sonnenstrahl auf festem Grund und Boden nicht, und sterben sie trotz der guten Absicht, sie aus der ewigen Nässe zu befreien, so ist es ihre eigene Schuld, und den Gläubigen ist es erlaubt, Thiere, wenn sie einmal gestorben sind, zu genießen.

Im alten Birma wurde die Tödtung eines Ochsen oder einer Kuh, gleich dem Menschenmorde, mit Enthauptung gestraft. Jetzt ist man zwar duldsamer geworden, und ganz besonders sind es die Pungyi*) (die Mönche), welche sich Fleischspeisen wohl schmecken lassen; aber die Sünde der Tödtung mag kein gläubiger Birmane auf sich laden, und man überläßt es einem Mohammedaner oder einem armen Schlucker, der für Geld seine Seele künftigen Höllenstrafen Preis gibt, die Thiere zu schlachten. Auf den birmanischen Märkten werden darum die Hühner schon abgeschlachtet verkauft; wer die Unthat begangen, bleibt ein Geheimniß, und der Käufer braucht sich nicht mehr darob zu ängstigen. In den meisten Fällen sterben die

*) Sprich: Pundschi.

guten Hähne und Hühner „aus Altersschwäche". Die Dorfältesten gaben dem Dr. Bastian, wenn der Eigenthümer eines Huhns sich weigerte, dasselbe zu verkaufen, den Wink, er möge nur getrost das gewünschte Geflügel erschießen und dem Eigenthümer dann ein Geldgeschenk machen, nicht als Blutpreis, sondern als Entschädigung für den Eingriff in dessen Eigenthum. So führen unnatürliche Gesetze und übertriebene religiöse Vorschriften immer zu Heuchelei. Die Pungyi's selber sind unerschöpflich in listigen Schleichwegen, um das Gesetz zu umgehen. Eine strenge Regel schreibt vor, nicht mehr nach der Mittagsstunde zu essen. Aber wenn sie es nicht wissen, daß Mittag schon vorüber, also unwissend später essen, dann ist's keine Sünde. Der Priester, welcher in seiner Zelle sitzt, mit dem Rücken gegen die Sonne gewandt, fragt den aufwartenden Schüler, welche Zeit es sei? Der Knabe, schon verständigt, was er in solchen Fällen antworten muß, sagt, daß es noch hoch am Vormittag sei, und der Meister läßt sich die verbotenen Speisen bringen.

Das Boot mußte mitunter sehr mühsam stromaufwärts gezogen werden. Eines Morgens, als Dr. Bastian neben dem geschleppten Boote herging, kam er durch das Töpferdorf Kauna, wo die meisten der irdenen Krüge Birma's verfertigt werden. Der Thon wird dort am Flusse gefunden. Der Töpfer sitzt vor einem in die Erde gegrabenen Loche und bewegt das Rad mit dem Fuß. Neben den aufgestapelten Haufen von Chatties, die gebrannt werden sollten, lagen Ballen von Baumwolle, und Korn wurde durch Ochsen ausgetreten.

„Als ich, in's Boot zurückgekehrt, wieder weiter fuhr," erzählt Dr. Bastian, „hätte ich beim Aufschauen glauben können, nach Aegypten versetzt zu sein, denn an dem hohen Ufer, an dem wir hinfuhren, standen zwei kolossale Löwen-Sphinxe über den Fluß heraus und eine Treppe führte zwischen ihnen aufwärts." In dem Dorfe Kaunagyi (Kaunadschi) war Alles in Bewegung, weil ein buddhistischer Festtag bevorstand. Es wurden Schaubühnen aufgeschlagen, Kuchen gebacken, Früchte gepflückt, Blumentöpfe zurecht gemacht — und Kuchen, Früchte, Blumentöpfe wanderten dann in's nahe Kloster. Das Volk steuert willig seinen feisten Götzen, die ihm alles Mögliche versprechen; es gibt aber auch eben so gern armen Reisenden. Unter schattigen Bäumen an der Landstraße standen in kleinen Entfernungen Zayats, in jedem derselben war ein gefüllter Wasserkrug mit Trinklöffel daneben aufgestellt, sowie auch Vasen mit frisch gepflückten Blumen.

Das Mönchs- und Priesterthum steht, wie bei allen Buddhisten, so auch bei den Birmanen in so hoher Achtung, daß jeder Birmane es für eine Ehrenpflicht hält, wenigstens einmal in seinem Leben — und wäre es nur auch für einige Wochen oder Tage — das gelbe Kleid des Pungyi zu tragen. Die Schulen befinden sich in den Klöstern und werden von den Knaben zwischen 6 bis 13 Jahren besucht.

Die Schüler begleiten ihre Pungyi beim Almosensammeln und führen die geistlichen Lehrer vor Allem in die Häuser ihrer Anverwandten.

An der altehrwürdigen Stadt Prome vorüber, welche sich mit der goldschimmernden Pagode Schwesandoh an dunkelbewaldete Hügel lehnt, gelangte der europäische Reisende bis Thayetmye, dem letzten größeren Orte, der sich in der Gewalt der Engländer befindet. Doch folgt dann nicht alsbald das Gebiet von Birma, sondern es liegt ein Streifen herrenloses Land dazwischen, bevor man an das Zollhaus gelangt. Dort werden nur Silberbarren als Bezahlung angenommen, und englisches Geld wird zurückgewiesen. Das Einkaufen ist nun ein beschwerliches Geschäft, denn um die Silberstangen beliebig zertheilen zu können, muß man Meisel und Hammer mit sich führen. Der Käufer muß vor Allem dem Verkäufer das Silber vorzeigen, damit der Letztere nach Farbe und Feinheit den Werth desselben beurtheilen kann. Denn wird das abgeschlagene Stück gewogen, und ist ein kleiner Werthüberschuß vorhanden, so erhält der Käufer einige Schalen Reis als Zugabe. Handelt es sich aber um Bezahlung größerer Summen, so wird ein amtlicher Taxator herbeigeholt, welcher im Schmelzofen den Feingehalt des Silbers prüft. Im oberen Birma dienen auch wohl Bleiklumpen als Scheidemünze, von welcher die Verkäufer immer einen großen Vorrath bei sich führen.

Bei Yaynangoun (wörtlich: der Fluß stinkenden Wassers) traf Dr. Bastian auf eine unabsehbare Reihe von Booten, die mit Erdöl beladen waren, das in der Nähe hervorquillt und für das ganze Reich den Leuchtstoff bildet. Die Hälfte des gewonnenen Petroleums wird nach Ober-Birma gebracht, die andere Hälfte nach Rangun hinabgefahren. Um nach dem welligen Tafellande der Oelbrunnen zu kommen, mußte Dr. Bastian mehrere Schluchten passiren, und traf da auf eine Menge knarrender Wagen, die langsam von Ochsen im dicken Sande fortgezogen wurden. Das Oel wird mit Krügen aus den Brunnen, die durch Planken Halt bekommen, herausgewunden; nöthigenfalls lassen sich die Arbeiter an Stricken hinab. Die Brunnen gehören, mit Ausnahme des königlichen, den Bewohnern der umliegenden Dörfer, und vererben sich vom Vater auf den Sohn, von der Mutter auf die Tochter. Ist der Brunnen beinahe erschöpft, so mischt sich das Oel mit dem Wasser und man muß wieder eine Zeitlang warten, bis das Oel sich angesammelt hat. Um nun Brunnen aufzufinden, stellen die Arbeiter einen kleinen aus Stein gearbeiteten Elephanten auf eine glatte Steinplatte, legen allerlei Opfergaben um die Figur und beobachten dann, nach welcher Richtung sich diese, sei es durch den Wind oder eine andere Ursache, dreht.

Weiter aufwärts ward Pagan erreicht, das altberühmte, heilige, durch die Menge seiner Tempel sprüchwörtlich gewordene, nun aber in Trümmern liegende. In dem Hofe einer Pagode graste eine Rinderheerde, doch ziehen Wallfahrer noch immer hin zu der Schwesandoh-Pagode, deren goldene Kuppel weit in's Land hinein sichtbar bleibt. Dann ward Ava erreicht, die einst hochberühmte Stadt des Landes, „Ratanapura" oder Stadt der Kleinodien und Juwelen genannt, nun in Trümmer zerfallen, doch mit

üppigem Baumwuchs. Zwischen den Baumgängen, welche einst die königlichen Gärten zierten, und in den verödeten und verwüsteten Gärten selber weiden jetzt die Kühe einiger Familien, die in leichten Hütten sich hier angesiedelt haben, und da und dort schleichen die alten Mönche, welche die Ruinen ihres Klosters nicht verlassen mochten. Eine Straße ist noch gepflastert, obwohl ihre Häuser zusammengebrochen sind; der königliche Palast hatte dem Verfall länger Trotz geboten.

Nach einer Biegung des Flusses zeigten sich seitabwärts die breiten Pagoden von Amarapura und in der Ferne zwei kegelförmige Hügel, welche die Lage der jetzigen Hauptstadt Mandalay andeuteten. Dr. Bastian ließ das Boot anhalten, um dem verlassenen Amarapura gleichfalls einen Besuch abzustatten. Er fand hier mehr Spuren der früheren Pracht und einige Häuser noch bewohnt; doch Niemand dachte daran, das Zerfallende wieder herzustellen oder eine neue Wohnung zu bauen. Nur das von Chinesen bewohnte Quartier einer Vorstadt fand er noch in gutem Zustande. Die Bewohner desselben hatten sich geweigert, dem Gebote des Königs zu gehorchen und nach der neuen königlichen Residenz Mandalay überzusiedeln. Als man, sie zu zwingen, Soldaten schickte, warfen sie Barrikaden auf, und der König wollte es nicht zum Aeußersten kommen lassen. Jetzt aber hat er befohlen, einen Kanal graben zu lassen, der das chinesische Stadtviertel gerade durchschneiden und die Bewohner nun unerbittlich vertreiben wird.

Im Orient werden Städte viel leichter und schneller zu Ruinen als bei uns, die wir nicht nur unsere Häuser und Kirchen viel solider bauen, sondern auch von keinem Despoten gezwungen werden können, unsere Wohnungen zu verlassen. Im Morgenlande, wo das Nomadenleben den Menschen tief im Blute steckt, ist das Leben überhaupt viel einfacher, und darum kostet es nicht so große Opfer, wie bei uns, die Heimathstätte zu verlassen. Was aber die birmanischen Könige hauptsächlich veranlaßte, die Residenzstadt Amarapura zu verlassen, das war der Umstand, daß die englischen Dampfschiffe bis hart an den königlichen Palast fahren konnten. Mandalay hingegen liegt mehr landeinwärts, man hat vom Irawaddi eine brennend heiße Ebene zu passiren, bis man die neue Haupt- und Residenzstadt, am Fuße des Mandalay-Hügels gelegen, erreicht.

Sie ist in drei Vierecken erbaut, die in einander geschoben sind; die zwei innern sind mit Mauern umgeben, der König mit seiner zahlreichen Familie und den Hofbeamten wohnt im innersten Vierecke und hat, um sich vor Ueberfällen sicher zu stellen, seinen Palast noch durch hohe Pallisaden verschanzt. Zu dem königlichen Schlosse gehören noch die Wohnungen der Prinzen, die Tribunale der höheren Gerichte nebst den Conferenzsälen der Minister; das Innere ist ein Gewirr von Höfen, Gärten und Teichen. Das zweite Quadrat enthält die durch Umzäunungen geschiedenen Häuser der Beamten, Officiere und Soldaten und bietet in seinen breiten, rechtwinklig einander durchkreuzenden Straßen einen reinlichen, aber todten und

langweiligen Anblick. Eine hohe, durch breite Thüren flankirte Mauer, deren vier massive Thore Abends geschlossen werden, umgibt auch diese Soldatenstadt, die dem Quartier der Mandschu in Peking entspricht, und wird ferner nach außen durch einen tiefen Wassergraben umgeben. Dann folgt in weitem Abstande die äußere Stadt, die man auch die Vorstädte nennen könnte, da nur erst einzelne Stellen des großen ihr angewiesenen Vierecks mit Häusern besetzt sind. Sie hat keine Ringmauern, ist nach allen Seiten offen, bildet aber doch die eigentliche Stadt, da hier das Volk, die Arbeiter, Handwerker, Kaufleute wohnen. Die Straßen und Märkte waren, als Dr. Bastian einzog, sehr belebt, doch trug Alles noch den Charakter des Unfertigen, in Eile Hergestellten. Der Boden war früher sumpfiges Reisfeld und so ist, da schattige Bäume fehlen, die Lage keine gesunde.

Es war am 20. December 1861, als Dr. Bastian mit seinem, auf einem birmanischen Ochsenkarren untergebrachten Gepäck in die Hauptstadt einzog. Er mußte erst lange in den Straßen umherirren, da er keine passende Wohnung finden konnte, bis er endlich einen armenischen Kaufmann, an den er Empfehlungsbriefe hatte, auffand, der ihn gastfreundlich aufnahm. Die Armenier sind die Juden des Orients, ein sehr gewandtes Handels- und Schachervolk, die Bankiers der Fürsten und wenn es noth thut, auch deren Geschäftsträger und Diplomaten. Der Gastfreund machte seinen Schutzbefohlenen mit den Merkwürdigkeiten der Hauptstadt bekannt und führte ihn am Abend des folgenden Tages zu einem Marionetten-Theater. Das Poëh (Schauspiel) ward auf freiem Platze von einem Vater gespendet, der das Ohrendurchbohrungsfest seiner Tochter feiern wollte, zu welcher Festlichkeit man auch die Mönche einzuladen pflegt. Es hatte sich ein zahlreiches Publicum eingefunden, und neben dem Theater hatte sich eine Gasse von Verkäufern und Verkäuferinnen gebildet, die ihre auf niedrigen Tischen ausgelegten Erfrischungen durch Lampen oder Fackeln beleuchteten. Die schmucken Cigarren-Verkäuferinnen waren immer von einem Kreis junger Stutzer umgeben, die ihnen allerlei Schönes in's Ohr flüsterten. Nachdem das Orchester die Nationalhymne gespielt, wurde der Marionettentanz durch ein über die Bühne galoppirendes Pferd eingeleitet, dem ein Feenballet folgte. Das Schauspiel selber bewegte sich in den rohesten Späßen und gemeinsten Ausdrücken, die aber stets ein schallendes Gelächter begleitete.

Nachmittags wurde gewöhnlich neben dem Hause des Armeniers ein weißer Elephant unter Musikbegleitung in feierlicher Procession vorübergeführt, um gebadet zu werden. Die nebenherlaufenden Soldaten prangten in parademäßiger Uniform, d. h. in rothen Jacken, grünem Putzo (Lendentuch), breitem Strohhut, barfuß, bewaffnet mit einer rostigen Muskete. Da die weißen Elephanten schwer zu finden sind, so nimmt man's nicht so genau mit der Farbe und nimmt auch dunkelfarbigere als heilige Thiermajestäten an, wenn sie nur die vorgeschriebenen Zeichen, nämlich helle Flecken hinter den Ohren, an der Stirn und am Rüssel haben.

In einem Hause wurden große Vorbereitungen zu Festlichkeiten getroffen, weil ein Knabe für's Kloster eingeleitet werden sollte. Die Pungyi's, ihre Rosenkränze zwischen den Fingern drehend, saßen um eine Buddhafigur herum auf einer Balustrade und schauten auf die reichen Opfergaben, die sich vor ihnen anhäuften. Die Eingeladenen knieeten mit gefalteten Händen zu ihren Füßen oder warfen sich in die Lage der Beter vor ihnen nieder, indem sie die Erde mit der Stirn berührten.

Die religiösen Pflichten halten die Birmanen in steter Bewegung. Bei jedem Tempelbesuch muß geopfert werden und sollte es auch nur ein Baumzweig sein. Geschäftsleute, deren Zeit kostbar ist, können sich die Mühe des Hersagens der vorgeschriebenen Gebete ersparen, wenn sie im Vorhof der Pagode sich die auf einen Papierstreifen geschriebenen Gebete kaufen, die sie dann vor dem Götzenbilde aufstecken, das — woran man nicht zweifeln kann — Geschriebenes zu lesen versteht. Fromme Seelen tragen auch wohl die Gebetstreifen während des ganzen Festes in der Hand und erwerben eben so viel Gebetsverdienst, als sie dieselben hin und her schwingen. Bei besonderen Gelegenheiten nehmen die Kirchgänger ihr Bett mit, um in der Nacht bei der Pagode bleiben zu können.

Um ganz unter birmanischen Landeskindern zu leben und deren Sprache und Sitte gründlich kennen zu lernen, miethete sich Dr. Bastian in Kabain, einer benachbarten Ortschaft, ein neu gebautes Haus, welches an einen prinzlichen Park und zugleich an ein Kloster stieß, mit dessen gelehrtem Abte der Reisende Bekanntschaft zu machen wünschte. Die Häuser der Birmanen sind leicht und luftig gebaut, fast ganz von Bambus, welches unschätzbare Rohr in Hinterindien und auf den Inseln der Malayen eine Hauptrolle spielt. Was für den Araber die Palme, das ist für den Birmanen der Wah oder Bambus (Arundo Bambus). Das Bauwerk ist nur aus Pfosten zusammengesetzt, die bei Reicheren mit Planken, bei Aermeren mit Matten geschlossen werden. Der Fußboden besteht aus Rohrstreifen, die aber nicht fest schließen, sondern durchsichtig sind. Der Hausflur ist immer in angemessener Höhe über dem Erdboden und eine Treppe führt hinan.

Gern hätte nun Dr. Bastian in ländlicher Stille und Verborgenheit seinen Studien obgelegen; allein es war anders beschlossen, als er wollte und dachte. Englische Zeitungen hatten von der Reise des deutschen Arztes geplaudert und am Hofe Seiner goldfüßigen Majestät las man auch englische Zeitungen. Natürlich konnte es dem Beherrscher eines Landes, von welchem die Engländer bereits werthvolle Stücke abgerissen hatten, nicht gleichgiltig sein, daß ein Fremdling in das Innere seines Reiches eindrang, um vielleicht dasselbe auszukundschaften und zwar in feindlicher Absicht. Die Polizei war demgemäß sogleich angewiesen worden, auf den Fremdling genau zu achten und ihn nie aus den Augen zu lassen. Der Eigenthümer des Hauses, in welchem sich Bastian einquartiert hatte, verlangte eine Fremdenkarte, d. h. eine Aufenthaltserlaubniß von Seiten des Dorfschulzen.

Dem deutschen Pilger blieb nichts übrig, als nach Mandalay zu gehen, um das unentbehrliche Document sich zu verschaffen. Im Paßpolizeibureau erklärte aber der übrigens sehr höfliche Beamte, er wolle selbst nach Kabain hinauskommen und dem fremden Manne einen Besuch abstatten. Er kam auch, jedoch nur, um mit den freundlichsten Complimenten den Freund des Landlebens zu bereden, wieder nach der Residenzstadt zurückzukehren. Dazu hatte Dr. Bastian gar keine Lust, der Herr Polizeicommissär verabschiedete sich und bald erschien eine schriftliche Einladung, der fremde Mann möge in Mandalay seinen Wohnsitz nehmen. Als Dr. Bastian auf dieses keine Folge leistete, kam ein Befehl des Königs. Nun mußte der deutsche Doctor gehorchen; er packte seine Habseligkeiten zusammen und zog wieder zum alten Armenier in der Residenz. Nachdem er von diesem vernommen, daß englische Zeitungen von seiner Reise nach Birma Meldung gethan hätten, blieb ihm nichts anderes übrig, als bei Seiner Majestät um eine Audienz nachzusuchen und auf diese Weise alles Mißtrauen zu beseitigen.

Das Gesuch um Audienz ward sogleich bewilligt und von dem armenischen Kaufmann begleitet, welcher als Consul und Dolmetscher die Correspondenz der königlichen Regierung mit dem Reisenden vermittelt hatte, fand sich Dr. Bastian zur festgesetzten Stunde im königlichen Palast ein. Bevor sie die Säulenhallen der Vorzimmer betraten, mußten die Schuhe ausgezogen werden. Dann traten sie in ein Gemach, das von rothbemalten und mit Vergoldungen gezierten Pfeilern getragen ward. An den Seiten waren schmale Thüren, gegenüber sprang eine mit einem Geländer versehene Balustrade vor, zu der eine in der Mitte angebrachte Treppe hinaufführte. Die Höflinge saßen auf der Erde, das Gesicht gegen die Balustrade gekehrt. Als der König aus der im Hintergrunde sich öffnenden Thür hervortrat und auf einem an der obersten Treppenstufe befindlichen Divan Platz nahm, warfen sich Alle zur Erde nieder, die üblichen Ehrfuchtsbezeigungen auszuführen, und blieben dann auf ihren Ellenbogen und Knieen ruhend liegen. Den Fremdling hatte man neben einen der Pfeiler, etwas abseits von den Uebrigen, aber dem Könige gegenüber, gestellt und ihm keine anderen Vorschriften über das Niederwerfen gegeben und nur das eingeschärft, daß die Füße vom König weggewandt sein mußten, wie ja das die übliche Stellung in Gegenwart jedes birmanischen Vornehmen sei. Die Priester verbergen die Füße unter das lange Gewand. Ueber das gewünschte Zusammenlegen der Hände hatte Dr. Bastian einige Schwierigkeiten erhoben, und so hatte man ihm das nachgelassen und begnügte sich mit einer einfachen Verbeugung.

Der König, um und an dem einige seiner jüngeren Kinder herumkletterten, fixirte erst eine Zeit lang seinen Mann und ließ ihn dann nach dem Zwecke seiner Reise fragen. Er wollte, daß Dr. Bastian direct mit ihm ohne Dolmetscher reden solle; da aber die Kenntniß des Birmanischen bei dem Fremdling noch eine sehr geringe war, so konnte dieser von dem gnädigen Anerbieten keinen Gebrauch machen. Er theilte also

durch den Dolmetscher Seiner Majestät mit, daß man in Europa viel Werth darauf lege, fremde Länder und Völker kennen zu lernen und daß die europäischen Gelehrten sich besonders für die Religion der verschiedenen Völker interessirten. Sie hätten von den meisten schon eine hinlängliche Kenntniß, aber über den so weit verbreiteten Buddhaglauben sei man noch sehr im Unklaren und dem Reisenden sei es am zweckmäßigsten erschienen, die Lehre Buddha's in Birma selber zu studiren, wo sie sich am reinsten erhalten habe.

Das klang seiner goldfüßigen Majestät gar angenehm, denn der König, der lange im Kloster gelebt, bevor er auf den Thron gelangte, gilt für einen der tiefsten Kenner der heiligen Pali-Texte und ist überhaupt ein sehr eifriger Bekenner des Buddhismus. Er antwortete, daß er es für ein verdienstvolles Werk halte, die Schönheiten des Buddhismus an's helle Licht zu stellen, denn dieselben wären von den Fremden noch gar nicht nach Gebühr gewürdigt worden. Darauf fragte er, wie lange Herr Bastian im Lande zu bleiben gedenke? Dieser antwortete, daß er darüber noch keinen festen Plan gemacht habe, und da er den König in guter Stimmung sah, so wollte er die Gelegenheit benutzen, und fuhr fort, daß er auch Tagrung, wo alte Buddhabilder gefunden wurden, und die nördlichen Provinzen des Reichs besuchen möchte, weshalb er keine Zeit bestimmen könnte. Diese Aeußerung verscheuchte plötzlich die gute Laune des Königs, dem nun wieder der Gedanke kommen mochte, der Fremde wolle sein Land ausspioniren. Das sei ein Gerede mit zwei Zungen — äußerte er sich mürrisch; — erst habe der Fremdling vom Erlernen der heiligen Bücher gesprochen und jetzt wolle er sich wieder im Lande herumtreiben. Dr. Bastian wagte es, das ehrwürdige Alter von Tagrung hervorzuheben, das ja der Stammsitz des birmanischen Königsgeschlechts sei. Aber der König entgegnete: Ach was, Tagrungi! Freilich war es einst ein alter Königssitz! Aber was ist es jetzt? Eine Wüstenei! Dort ist nichts zu sehen, gar nichts!

Es folgte eine längere Pause, da Dr. Bastian nichts weiter erwiedern konnte. Da hob der König wieder an: Ich will einen Vorschlag machen. Für das Studium des Buddhismus gibt es kein besseres Land, als Birma, in Birma keinen besseren Ort als Mandalay, in Mandalay keinen besseren als meinen Palast. In meinem Palaste steht eine Wohnung bereit; dort kann der Buddhismus studirt werden, ich werde für Lehrer und Bücher sorgen und alles Nöthige liefern. Ist es so recht oder nicht? Die Anwesenden beglückwünschten den Reisenden über diese hohe Gnade des Königs und der Dolmetscher drang auf Antwort: Ja oder nein? Seine Majestät ist nicht gewohnt, lange auf Antwort zu warten. Die Sache kam dem Fremdling so unerwartet, daß derselbe, obwohl er recht wohl fühlte, daß er eigentlich in die Gefangenschaft sich begeben würde, mit „Ja" antworten zu müssen glaubte. Nein durfte er auf keinen Fall sagen, und da er doch einmal den Buddhismus stu-

diren wollte, so konnte er im Grunde genommen sich keine bessere Gelegenheit wünschen, als die, welche sich ihm jetzt darbot.

Auf Befehl des Königs ward dem Kala*) ein besonderes Haus angewiesen mit der Aussicht auf einen Teich und dem Recht, sich nach Belieben in letzterem zu baden. Einer der Prinzen sorgte in eigener Person dafür, daß die Verpflegung des Gastes keinen Mangel litt. Der Diener Bastians hatte nicht daran gedacht, daß es für Hochverrath erachtet wird, wenn Jemand in dem königlichen Palaste mit einem Regen- oder Sonnenschirme erscheint, denn in ganz Südasien ist der Schirm das Zeichen königlicher Würde und Machtvollkommenheit. Die unter den Koffern befindlichen Schirme des Gastes mußten daher augenblicklich zurückgetragen werden. Ferner mußte das Bett so gestellt werden, daß der Schlafende seinen Kopf nach demjenigen Theile des Palastes streckte, wo die königliche Majestät ruhet, denn dem Könige die Füße zuzukehren, wäre höchst unehrerbietig gewesen. Bei den Besuchen des Prinzen, der sich gewöhnlich auf den Schultern eines Bedienten Huckeback in's Haus tragen ließ, mußte der Diener Bastians auf den Knieen und Ellenbogen herbeirutschen, doch wurde es später nicht mehr so genau genommen.

Den Büchern wird in Birma eine ausgezeichnete Verehrung bewiesen. Die Schüler müssen ihrem ABC-Buch und selbst ihrer Schiefertafel eine Verbeugung machen, bevor sie dieselben in Gebrauch nehmen. Ueber Bücher zu treten, gilt als eine Sünde; über einen Menschen hinwegzuschreiten, für eine tödtliche Beleidigung. Daher sind alle Häuser einstöckig gebaut, damit Niemand zu Häupten eines Anderen umherschreiten kann. Fiel dem Dr. Bastian etwas durch eine Spalte des Fußbodens auf die Erde, so wollte Niemand hinunter, es wieder zu holen. In Rangun bot ein frommer Birmane ein schweres Lösegeld für ein Buddhabild, das in der Cajüte eines Schiffes aufgestellt war, weil ihm der Gedanke unerträglich war, daß die auf dem Verdeck sich bewegenden Matrosen den Götzen mit Füßen traten.

Ein sehr gelehrter Herr Professor, früher Klostergeistlicher, dann aus dem Mönchsstande ausgetreten und verheirathet, stellte sich pünktlich ein, um den lernbegierigen Fremdling zu unterrichten. Der König selber hatte den Studienplan entworfen, demzufolge erst das Birmanische gründlich erlernt, dann mit dem Pali (der heil. Schriftsprache) ein Anfang gemacht und schließlich die heiligen Schriften selber gelesen werden sollten. Dieser Plan war eigentlich der allein richtige, aber um das Birmanische gründlich zu erlernen, hätte der Reisende mehrere Jahre auf das Pali verwenden müssen. Ihm kam es darauf an, sobald als möglich in die Geheimnisse der buddhistischen Theologie einzudringen, und nicht ohne Zittern und Zagen verstand sich sein Lehrer dazu, vom Studienplane des Königs abzu-

*) So heißen alle Ausländer. Es liegt in dem Worte der Nebenbegriff des Rohen, Ungebildeten, ähnlich wie im lateinischen barbarus.

weichen. Dem König blieb dies wohl schwerlich verborgen und es erhöhte gewiß nicht seine gute Laune, wenn er sah, daß seine guten Absichten so schlecht erkannt wurden. Doch zahlte er bereitwillig die Kosten für Dr. Bastians Aufenthalt und ließ auch den Reisenden zuweilen vor sein Antlitz kommen, um sich persönlich zu überzeugen, welche Fortschritte der Schüler gemacht hatte.

Da man wußte, daß der Fremde ein Arzt sei, so kamen bald Patienten aller Art, die geheilt zu werden verlangten. Dr. Bastian kam dadurch in die größte Verlegenheit, da er nur wenig Arzneien mit sich führte. Hauptsächlich hatten es einige schwerhörige Prinzessinnen auf ihn abgesehen. Zur Probe hatte man dem fremden Arzt erst einen alten Mann geschickt, der gleichfalls an Schwerhörigkeit litt. Dr. Bastian verordnete diesem Auswaschungen des Ohres mit reinem Quellwasser und dann einige Blutegel im Nacken. Aber vor den Blutsaugern haben die Birmanen eine lächerliche Furcht, und nicht einmal der Versuch wurde gemacht, einen Blutegel anzusetzen. Der Greis pries aber — um ferner in Ruhe vor solchen Heilmitteln zu bleiben — mit lauter Stimme die große Kunst des Arztes und versicherte, nun viel besser zu hören, obschon es nicht der Fall war. Nun mußte sich der Doctor trotz alles Sträubens auch dazu verstehen, die Prinzessinnen zu curiren. Er verordnete ihnen Brausepulver; diese leisteten wunderbare Dienste und Seine Majestät war vollkommen zufrieden gestellt. Nun aber kam die verhängnißvolle Wendung. Der König hatte einen Minister, auf dessen Weisheit und Erfahrung er große Stücke hielt. Dieser litt an einem Uebel, das zu beseitigen alle Kunst der einheimischen Aerzte vergebens gewesen war. Dr. Bastian sollte helfen und wenigstens die Krankheit zu erforschen suchen. Der Kranke litt an der Gallensteinkolik. Um diese Krankheit zu heilen, hätte Bastian über Arzneimittel verfügen müssen, die er nicht besaß. Der König erklärte, er wolle die verlangten Arzneistoffe kommen lassen, es koste was es wolle. Dr. Bastian, der keine Verantwortlichkeit übernehmen und überhaupt nicht den Hofarzt spielen wollte, lehnte bestimmt ab und weigerte sich, die Cur zu übernehmen. Das war dem an keinen Widerspruch gewöhnten König denn doch zu arg. Dr. Bastian fiel in Ungnade; der Prinz und die übrigen Palastbeamten, die ihn zu besuchen pflegten, blieben aus, der Professor kam nicht mehr zum Unterricht und die Wachen an den Thoren des Palastes wollten weder den fremden Herrn, noch dessen Diener herauslassen. So lebte er eine Zeitlang im Bann, bis sich plötzlich wieder die schwerhörenden Prinzessinnen an ihn wandten und auch bald die übrigen Besucher sich wieder einstellten. Vielleicht lag der Grund von dem schnellen Vorübergang der königlichen Gewitterwolke in dem Umstande, daß sich ein englischer Arzt in Mandalay niedergelassen hatte, um ärztliche Praxis auszuüben. In ihm glaubte der König einen Ersatz für Dr. Bastian gefunden zu haben und erlaubte nun seinem Gast, die Rückreise antreten zu dürfen. Er ließ ihm von der höchsten Regierungsbehörde einen Paß ausfertigen,

der, mit dem königlichen Siegel und dem Bilde des Pfauen geziert, allen untergeordneten Behörden befahl, für gute Verpflegung und Sicherheit des Reisenden zu sorgen. Auf die Reise in das obere Birma mußte dieser freilich verzichten; er eilte so schnell als möglich, die englische Grenze zu gewinnen und wandte sich nach Tongu, wo er längere Zeit verweilte, um dann weiter nach Siam und Kambodscha zu reisen.

---

5. Aus F. Jagors Reiseskizzen.*)

Das erste Ziel der Reise war Singapore. Auf einem soliden Segelschiff, das keineswegs zu den Schnellseglern gehörte, verließ der Reisende (ein vielseitig gebildeter Berliner, der die Insel Java kennen lernen wollte) im Juni 1857 Hamburg und landete nach einer Fahrt von 105 Tagen im Hafen von Singapore. Durch die Sundastraße zwischen den großen Inseln Sumatra und Java fuhr das Schiff etwas langsam (wegen der Windstillen) in die Sundasee, an der Insel Banka vorbei, und brauchte zu dieser Fahrt eine volle Woche, obwohl die Entfernung von Javahead, der Südostspitze von Java, bis nach Singapore nur 500 Seemeilen beträgt.

Der berühmte, in so kurzer Zeit emporgekommene Handelsort liegt bekanntlich auf einer kleinen Insel, nahe der Südspitze von Malakka, den Schlußpunkt der Straße von Malakka bildend, durch welche der ganze bedeutende Handel zwischen Japan, China und Ostindien sich bewegt. Die Stadt bildet einen Kreisausschnitt, dessen Sehne, der Strand, von Nordost nach Südwest streicht, während der nach Nordwest gerichtete Bogen im Norden von einem Kanal und weiterhin durch eine Reihe von Anhöhen begrenzt wird. Gegen zwanzig dieser im Durchschnitt 100 Fuß hohen Hügel treten unmittelbar an den Rand der Stadt und schon beginnen die Häuser sich an den Abhängen in die Höhe zu ziehen. Jeder Gipfel gewährt reizende Bilder, die alle aus denselben Elementen, nur immer anders gemischt, bestehen. Die schönste Rundsicht hat man vom Gouvernement-Hill, jetzt Fort Canning, das mitten in der Stadt liegt. Hart an seinem Fuß fließt der kleine Fluß, der die Stadt in zwei Theile sondert. Die nördliche größere Abtheilung enthält die meisten öffentlichen Gebäude, viele Wohnhäuser reicher Kaufleute und Beamten, die Kirche und die Esplanade, einen schönen großen Rasenplatz dicht am Meer, auf welchem die Engländer Abends gern ihr nationales Ballspiel, das Cricket, spielen, auch mehrmals in der Woche Militärmusik ist. Im kleineren südlichen Theile

---

*) Singapore, Malakka, Java. Reiseskizzen von F. Jagor. Berlin, J. Springer. 1866.

concentrirt sich das Geschäftsleben. Dicht an seiner Mündung hat der Fluß ein quadratisches Stück Land angeschwemmt; in diesem Viereck befinden sich alle größeren Geschäftshäuser und Speicher der Europäer sowohl, als der Asiaten. Da herrscht große Rührigkeit; am lebhaftesten ist aber das Gewimmel auf und an dem kleinen Flusse, an dessen Ufern eine fast ununterbrochene Reihe von Leichtern und andern kleinen Booten gelagert ist, welche Waaren aus- und einladen, die von stämmigen chinesischen Kulis oder durch Ochsenkarren weiter geschafft werden. In der Mitte bewegen sich vom frühesten Morgen bis spät Abends dichte Züge ein- und ausfahrender Lastboote.

Die Rhede ist umschlossen von dichtbewaldeten Inseln, über die sich die Kronen zahlreicher Palmen erheben. Gewöhnlich ist das Meer so ruhig wie ein Binnenwasser und bedeckt mit Schiffen aller Länder, zwischen denen unzählige kleine Boote hin und her fahren. Eine ganze Kette kleiner Eilande und Felsen liegt im Süden der Hauptinsel und setzt im Südosten den Umriß der Küste wie in einer punktirten Linie fort. Die südlichste dieser Inselchen, St. John, mußte früher von allen größeren Fahrzeugen umschifft werden, bis man unmittelbar an der Südküste von Singapore selbst eine Durchfahrt entdeckte, tief genug für die größten Schiffe. Sie bildet nun den sogenannten neuen Hafen (new harbour), die Dampfschiffe legen dort an und nehmen ihre Kohlen ein oder laden sie aus.

Das bunte Treiben in den Straßen entspricht dem, was die vielen Schiffe auf der Rhede vermuthen lassen. Wie hinter den stattlichen europäischen und amerikanischen Schiffen eine wahre Musterkarte von Fahrzeugen und Flaggen zu sehen ist, so bildet auch die Stadt den Sammelplatz aller Völker des Ostens. Ueberwiegend an Zahl sind die Chinesen; dann folgen die Malayen, Bewohner des Archipels: Bugis Javanen, Sundanesen, echte Malayen und die Klings, wie mit einem bequemen Sammelnamen alle Bewohner Vorder-Indiens genannt werden. Zwischen diesen Völkerschaften erscheinen vereinzelt die Araber, Perser, Parsis, Armenier, Siamesen, Birmanen, Anamiten, Tagalen und Juden in alttestamentlicher Tracht.

Den buntesten, interessantesten Anblick gewährt die Stadt wohl Abends zwischen 8 und 10 Uhr. Die Straßen, in welchen die Geschäftshäuser der europäischen Kaufleute liegen, sind dann öde und finster, aber in den andern Stadttheilen, besonders im Viertel der Chinesen, herrscht die größte Lebendigkeit. Hier sind alle Läden offen und mit großen, bunten Papierlaternen, die zugleich als Firmaschilder dienen, beleuchtet, alle Werkstätten in voller Thätigkeit. Längs der Häuser haben sich ganze Reihen kleiner Geschäftsleute, Hausirer, besonders aber viele Garköche mit ihren tragbaren Gestellen eingefunden, welche an dem einen Ende eines Bambus die Küche, am andern sämmtliches Geschirr tragen. Dazwischen wogt eine dichte Menschenmenge, die hier ihre Abendmahlzeit kauft und meist gleich an Ort und Stelle verzehrt.

In einigen Theilen der Stadt tritt das chinesische Element so sehr in den Vordergrund, daß man in China zu sein glaubt. Alle Handwerke, besonders solche, welche Geschick und Ausdauer verlangen, werden fast nur von Chinesen betrieben. Sie mögen wohl das fleißigste Volk auf Erden sein; vom frühen Morgen bis spät in die Nacht sieht man sie arbeiten. Mit Ausnahme des Neujahrsfestes gibt es für sie keinen Feiertag. Zu ihrem Fleiß gesellen sich auch Sparsamkeit und Genügsamkeit. Ihr Handwerkszeug, ihre Kleidung und Nahrung sind von der einfachsten Art. Sie sind in ihren Genüssen in der Regel mäßig. Ihre Tabakspfeife hat die Größe eines Fingerhuts; von einer Cigarre rauchen sie gewöhnlich nur einige Züge hintereinander und heben den Rest auf. Sie trinken fast nur dünnen Thee, der sehr billig ist, immer ohne Milch und Zucker, aus ganz kleinen Täßchen. Die reichsten Chinesen gehen kaum besser gekleidet als die ärmsten: eine kurze, weite Hose, eine baumwollene Jacke und bei den Wohlhabenden Schuhe ohne Strümpfe, bilden nebst Zopf und Fächer den ganzen Anzug.

Ein großer Theil des Handels und der Schifffahrt ist in ihren Händen, nur an dem directen Handel nach Europa und Amerika sind sie noch unbetheiligt. Alles aber, was an Producten des Archipels nach Europa kommt, geht erst durch Vermittelung der Chinesen an die europäischen Exporteurs über, ebenso wie die meisten europäischen Waaren erst durch ihre Hände zu den Eingebornen gelangen.

Die Europäer, deren Zahl sehr gering ist und zum großen Theil aus wohlhabenden Kaufleuten und hochbesoldeten Beamten besteht, genießen in mancher Hinsicht eine bevorzugtere Stellung, als der hohe Adel in Europa. Sie sind durch Reichthum, Bildung, Unternehmungsgeist und Ehrenhaftigkeit den anderen hier vertretenen Nationen sehr überlegen. Außerdem bilden Farbe und äußere Haltung eine natürliche und unübersteigliche Schranke für alle ehrgeizigen Asiaten, deren einige ebenfalls große Reichthümer ansammeln. Auch der Luxus, in welchem sie leben, die Freigebigkeit, mit der sie bezahlen, sind Mittel, bei den Asiaten Achtung zu erlangen. Einer der angenehmsten Vorzüge, die aus diesem Verhältniß entspringen, ist das unbegrenzte Vertrauen, das alle Europäer genießen. Keiner von ihnen trägt Geld bei sich und kann doch in jedem Laden kaufen, was er will. Herr Jagor hatte einmal in Johore, auf dem asiatischen Continent jenseits der Meerenge, eine Anzahl Jungen benutzt, um Thiere und Pflanzen zu sammeln. Da er kein Geld hatte, erhielt jeder für das, was er ablieferte, ein kleines Stück Papier, auf das der Reisende die Anzahl Cents schrieb, die dem Ueberbringer bestimmt waren. Als dann Herr Jagor Abends abfuhr, rechnete er die einzelnen Zettel zusammen und gab dem ältesten Jungen einen Schein für die ganze Summe, zahlbar in Singapore. Keiner hatte das geringste Mißtrauen und alle waren befriedigt.

Alle Europäer, die auf dem Lande wohnen, bringen die Geschäfts-

stunden von 9 bis 4 Uhr in der Stadt zu. Während dieser Zeit steht ihr Haus gewöhnlich leer, selbst die Bedienten sind dann oft abwesend oder schlafen nach Herzenslust. Das Haus steht offen, keine Thür ist verschlossen, man kann frei durch alle Räume gehen, die zum Theil mit werthvollen Gegenständen ausgestattet sind. Aber sonderbarer Weise wird nichts gestohlen, obgleich unter den Eingebornen Diebstähle und Räubereien häufig genug vorkommen.

Die Billigkeit der Landhäuser, der Dienerschaft und der Pferde erlaubt den reicheren Europäern einen fürstlichen Haushalt zu führen. Für jedes Geschäft bedarf es aber eines besonderen Dieners und wer zu Tisch geladen wird und seinen Bedienten nicht mitbringt, läuft Gefahr, daß sein Teller leer bleibt. Herr Jagor, der vom preußischen Consul gastfreundlich aufgenommen wurde, glaubte von den vielen Dienern desselben auch sich bedienen lassen zu können; mit Entrüstung wiesen jedoch diese solche Zumuthungen ab.

Die Malayen, obwohl sie hier zu Hause sind, nehmen nur eine untergeordnete Stellung ein. Unter den Armeniern, Persern, Arabern, Juden und Vorderindiern sind viele große Kaufleute von beträchtlichem Reichthum; die Malayen bleiben arm, sie haben weder Geschick zu Gewerben noch zum Handel und stehen hier an Fleiß, Ausdauer und Umsicht den übrigen Asiaten nach. Ihnen haften mehr die ritterlichen Tugenden und Untugenden an. Im Verhältniß zu den Anderen sind sie stolz, zurückhaltend, verschlossen, gleichgiltig, ernst, fast traurig; bei guter Behandlung aber anhänglicher, zuverlässiger, gegen Beleidigungen empfindlicher. Im Verkehr unter einander sind sie sehr rücksichtsvoll, sie gebrauchen keine Schimpfwörter; orang tjelaki: Unglücksmensch! vertritt deren Stelle. Sie lügen auch weniger als die Anderen. Während die Handlungen des Chinesen nur durch Eigennutz, niemals durch Ehrgefühl bestimmt zu werden scheinen, ist bei den Malayen mit Geld oft nichts auszurichten. Liegt er nach genossener Mahlzeit auf seiner Matte hingestreckt, so ist es schwer, ihn durch Geldanerbietungen zum Aufstehen zu bewegen.

Die Farbe der Malayen ist gelbbraun, bei den Vornehmeren heller, bei denen, die viel im Freien sind, dunkler. Ihr Kopfhaar ist schwarz, schlicht, drähtig; sonst sind sie fast unbehaart. Sie sind klein, wohlgebaut, haben zierliche Hände; ihr Gesicht ist breit, flach; die kleine Nase hat breite Flügel, der Mund ist groß, die Lippen sind nicht aufgeworfen, ragen aber fast so weit vor, als die Nase.

Die Malayen sind überwiegend eine seefahrende Nation; ein Stamm derselben, die Orang-Laut oder Seemenschen, auch Seezigeuner genannt, lebt auf Kähnen vom Einsammeln des Agar-Agar,*) Trepang (eßbare Holothurien), Muscheln und Schildkröten, vom Fischfang, Tauschhandel

*) Eine durchsichtige Gallerte aus der Abkochung der Alge Agar-Agar (Plicaria tenax und P. candida), die auf allen felsigen Küsten der Sunda-Inseln wächst, ist sehr nahrhaft.

und Raub. Auch die Angesessenen schlagen ihre Wohnungen am liebsten an oder in Flußmündungen auf. Zwei Vorstädte Singapore's, Kampong-Malakka und Rochor, jene von Malayen, diese von Bugis bewohnt, können als Beispiele dienen. Die Häuser stehen auf Pfählen im Wasser oder am sumpfigen Ufer, der Fußboden besteht aus Latten von Bambus oder Nibong (Caryota urens) mit Zwischenräumen, durch welche aller Unrath entfernt wird. Die Wände sind aus gespaltenen Bambusen, Matten oder Palmblättern, die Dächer aus Atap, eine Decke aus den Blättern der Nipa-Palme (Nipa fructicans) dachziegelförmig an einander gereihet. Vor den Häusern läuft ein Steg hin, elastisch, schwankend, voll Lücken. Bei Ebbe steht das ganze Dorf im Schlamm, die Kinder waten darin herum, suchen Muscheln, Krabben und Würmer als Köder für die Angeln und holen aus den Reusen die Fische, die bei der zurücktretenden Fluth hineingeriethen. Während der Fluth steht Alles unter Wasser, dann fahren kleine Kähne hin und her, einige kaum groß genug, um einen kleinen Jungen zu tragen, der ganz nackt in der Spitze hockt und sich mit den Händen fortplätschert, daß er fast wie eine Seejungfer aussieht. Alt und Jung angelt dann unter dem Sonnendach vor der Hausthür liegend.

Die in Singapore ansässigen Malayen sind größtentheils Bootsleute, Fischer, Sammler von Muscheln, Krabben, Agar-Agar und Waldproducten. Sie decken die Häuser mit Atap, flechten Körbe und Matten und verrichten viele untergeordnete Geschäfte, auch als Gärtner werden sie von den Europäern den hiesigen Klings und Chinesen vorgezogen. Als Diener sind sie fauler und weniger anstellig, aber bescheidener als jene.

Die Fruchtbarkeit der Insel ist außerordentlich groß; die tropische Fülle und Pracht berauscht den Europäer. Ananas sind so billig, daß man sich ihrer zum Scheuern der Schiffsböden bedient. Die Nangka, von den Engländern auch Jackfruit genannt (Artocarpus integrifolia), eine nahe Verwandte des Brodbaumes, wird über einen halben Centner schwer. Die Sagopalme, die Pfefferstaude wachsen üppig. Dagegen ist für die Erzeugung der Colonialproducte: Zucker, Kaffee, Baumwolle, Kakao — das Klima von Singapore nicht geeignet. Auch der Muscatbaum will nicht recht gedeihen. Da Singapore nur 1° 17′ nördlich vom Aequator liegt, so herrscht dort ein ewiger Sommer. Der Unterschied zwischen dem längsten und kürzesten Tag beträgt nur 7½ Minuten; praktisch genommen sind also alle Tage des Jahres gleich lang. Die mittlere Jahreswärme ist 22½° R., der tiefste Thermometerstand ist 17°, der höchste nicht mehr als 26°. Die Morgen sind angenehm kühl, aber die Sonne steigt schnell so hoch, daß Alles mit blendendem Licht und sengender Gluth übergossen sein würde, wenn nicht Wolken, häufige Regenschauer und regelmäßige Land- und Seebrisen Licht und Hitze milderten. Es regnet an 180 Tagen etwa 90 Zoll; im Winter etwas mehr als im Sommer, doch vergeht selten eine Woche ohne Regen; trockene und Regenzeit, die weiter nach den Wendekreisen hin fast ebenso deutlich, wenn auch nicht so schroff gesonderte

Jahreszeiten bilden wie unser Sommer und Winter, fehlen hier in der unmittelbaren Nähe des Aequators. Der erste Januar ist vom ersten Juli nicht zu unterscheiden. Bei einer so beträchtlichen Regenmenge in so hoher Temperatur ist die Feuchtigkeit der Luft immer sehr groß. Es ist sehr schwer, Eisengeräthe gegen Rost zu schützen. Das Leder verschimmelt, Papier verstockt, der Phosphor läuft von den Zündhölzern ab.

Früher war die Insel ganz mit Wald bedeckt. Die Wege müssen aber fortwährend von Arbeitern offen gehalten werden, sonst dringt der Wald wieder nach und besetzt den ihm abgenommenen Boden. Von der Dichtigkeit und Undurchdringlichkeit eines tropischen Urwaldes geben unsere dichtesten Wälder gar keinen Begriff. Zwischen den Hochstämmen, die sich meist astlos bis an das 60 bis 80 Fuß hohe Laubdach erheben, zieht sich nach allen Richtungen ein so dichtes Gewirr von Unterholz, Schling- und Kletterpflanzen, daß es unmöglich ist, ohne Waldmesser einzudringen. Das größte Hinderniß bilden die Kalamus-Arten, Palmen, deren lange dünne Stämme dicht mit Stacheln besetzt sind. Die Blätter, und namentlich deren peitschenförmig verlängerte Mittelrippe, tragen an der untern Seite scharfe Widerhaken, vermittelst welcher sie sich überall festhängen, wo sie Halt finden und so dem Stamm, der viel zu dünn und elastisch ist, um sich selbst zu tragen, die nöthige Stütze verschaffen. Einige Arten sollen über 1000 Fuß lang werden, nach Rumphius sogar bis 1800 Fuß; sie ziehen sich wie Stricke nach allen Richtungen quer durch den Wald, werden ja auch, nachdem die Blätter und Stacheln entfernt sind, als Taue, und gespalten als Stricke benutzt. Zu diesen kletternden Palmen gehört auch unser spanisches Rohr oder Stuhlrohr (Rotang der Malayen), es ist auf allen Inseln des Archipels sehr häufig und für manche ein wichtiger Ausfuhrartikel.

Auf einem Ausfluge nach dem 519′ hohen sogenannten „Zinnberge", dem höchsten Punkte der Insel, traf Herr Jagor eine kleine Abtheilung Sträflinge, welche damit beschäftigt waren, Tigerfallen anzulegen. Es werden tiefe Gruben ausgegraben und mit Reisig und Erde so geschickt bedeckt, daß sie zuweilen den vorsichtigsten Tiger täuschen. Das mächtige Raubthier spielt auf Singapore eine große Rolle. Auf dieser kleinen Insel werden jährlich 350 bis 400 Menschen von Tigern zerrissen, die über die Meerenge herüberschwimmen, angelockt durch die bequeme reichliche Beute. Alle Versuche, das Thier auszurotten, sind bis jetzt fruchtlos geblieben. Für jedes gefangene oder getödtete Thier zahlt die Regierung 50 Dollars und eben so viel fügt ein Verein von Privaten hinzu. Die Europäer fürchten sich nicht sehr vor dem Angriff des Raubthiers, weil sie meist fahrend oder reitend ihre Excursionen machen und selbst, wenn sie zu Fuß gehen, selten von ihm angegriffen werden. Dagegen fallen ihm die Chinesen auf den Gambirpflanzungen zum Opfer. Wenn der Kuli (Lastträger) fast nackt im dichten Gebüsch hockt, um Blätter zu pflücken, so beschleicht ihn der Tiger von hinten und tödtet ihn gewöhnlich mit einem Biß in den Nacken. Oft reißt der Tiger nur einen Arm oder ein Bein

oder den Kopf ab, und läßt das Uebrige liegen. Um den Leichnam nicht in die Stadt tragen zu müssen zur Todtenschau, verscharren die Chinesen ihren unglücklichen Kameraden so schnell als möglich.

Von Singapore fuhr der Reisende nach der malayischen Halbinsel hinüber. Die Stadt Malakka hat eine hübsche Seefront, erscheint jedoch nach dem Getümmel und Schacher in Singapore sehr still. Dicht hinter einer Reihe von Europäern bewohnter steinerner, etwas einförmiger Häuser, deren dem Strand zugewendete Front mit einer Bogenreihe versehen ist, erhebt sich ein länglicher 100 Fuß hoher Hügel, auf dessen Gipfeln die malerischen Ruinen der von Albuquerque gebauten Kirche Madre de Dios (Gottesmutter) und der Klöster St. Paul und Hermanos de Leihe stehen. Zur Rechten schließt sich an die steinernen Häuser ein Palmenwäldchen, unter dessen Schatten sich eine ganze Reihe Wohnungen von Portugiesen und Asiaten behaglich ausdehnt. Hinter ihnen ragt tiefblau der Berg Ophir (Gunong Ledang), der höchste Punkt des südlichen Festlandes (4320' hoch), hervor. Zur Linken, am westlichen Abhang des Hügels, steht das „Stadthuys", ein stattliches Gebäude aus holländischer Zeit, theilweise von einem Santelbaumhain (Pterocarpus indicus) verdeckt. Das kleine Flüßchen von Malakka und die Meeresströmungen haben die Rhede so verschlämmt, daß große Schiffe zwei Meilen (engl.) vom Lande ankern müssen.

Einige Tage nach seiner Ankunft fuhr Herr Jagor auf bequemer Straße nach Rumbia, einer mitten im Walde gelegenen Mission, etwa 12 englische Meilen nordnordwestlich von Malakka. Nachdem man die unmittelbare Umgebung der Stadt verlassen, in der allerlei kleine Moscheen, Capellen, Hindutempel und chinesische Götzenhäuschen von Gärten umgeben malerisch durcheinander liegen, führt der Weg auf einem Damm unter einer Allee weißblühender Melaleuca quer über einen weiten grünen Teppich von Reisfeldern, der mit einzelnen Gruppen von Fruchtbäumen, Cocos- und Arecapalmen geschmückt ist, unter deren Schatten ein paar malayische Hütten liegen. Hin und wieder kommt man noch an einer Moschee oder einem größeren Gehöft vorbei, das in der Regel Chinesen gehört und einen nicht geringen Wohlstand verräth.

Der Missionär, Herr Bory, ein geborner Pariser, nahm den Reisenden sehr freundlich auf. Er hatte sich hier im Jahre 1848 niedergelassen, ganz allein und ohne Unterstützung, zur Bekehrung der Mintras und Jakuns, zweier wilden Stämme, welche die Südspitze der malayischen Halbinsel bewohnen. Sie werden gewöhnlich mit dem gemeinschaftlichen Namen Orang-Utan (Waldmenschen), Orang-Bukit (Bergmenschen) oder Orang-Binna (Menschen des Binnenlandes) belegt und waren bis 1847 fast unbekannt und Gegenstand vieler Fabeln. Daß sie auf Bäumen wohnten und Schuppen besäßen, hat sich allerdings bestätigt. Die Jakuns bauen noch jetzt ihre Hütten gern auf Bäume und mit den Schuppen hat es insofern seine Richtigkeit, als sehr viele mit Ichthyosis —

wie dieser fischschuppenähnliche Aussatz von den Aerzten genannt wird — behaftet sind. Herr Jagor sah diese Hautkrankheit an mehreren Jakuns; fast alle Mintras aber waren so reinlich wie Malayen.

Der Missionär erzählte dem Reisenden, daß er, als er vor zehn Jahren von Malakka aus hierher gekommen war, mit einigen dieser Leute Bekanntschaft machte und sie bald durch seine Leutseligkeit gewann. Er erzählte ihnen Geschichten aus der heiligen Schrift; der Kreis der Zuhörer wuchs mit jedem Besuch und auch die gegenseitige Zuneigung, bis sich Herr Bory entschloß, bei diesen harmlosen Waldbewohnern zu bleiben, sie zu unterrichten und zum Christenthume zu bekehren. Er lehrte sie den Anbau des Landes und suchte sie auch zu nützlichen Künsten anzuleiten, freilich noch mit geringem Erfolg. Doch sind einige kleine Gärten entstanden, mit Cocos- und Obstbäumen bepflanzt, einige Mintras besitzen sogar schon Büffel oder Schweine; doch ihr Haupterwerb bleibt das Einsammeln der Producte des Waldes: Rotang, Harze, Guttapercha. Außer dem Waldmesser, das die Eingebornen immer bei sich tragen, haben sie fast gar keine Werkzeuge. Zur Jagd bedienen sie sich der Blasröhre von Bambus, aus denen sie vergiftete Pfeile abschießen. Die Gesammtzahl aller Wilden auf der Halbinsel Malakka dürfte nach Herrn Bory's Meinung 8 bis 10 Tausend betragen; die der Mintras nicht über 2000. Sie halten sich für die Ureinwohner, betrachten die Malayen als Eindringlinge und glauben von zwei weißen Affen abzustammen, aus deren Nachkommen diejenigen, die in der Ebene blieben, allmählich Menschen wurden, während die, welche die Berge nicht verließen, Affen blieben.

Nach Singapore zurückgekehrt, fuhr dann Herr Jagor (Anfangs Juli 1858) auf einem kleinen Postdampfer nach Batavia, der holländischen Hauptstadt auf der reichen großen Insel Java. „Die Rhede von Batavia erschien einsam nach der von Singapore. Ein kleiner Privatdampfer kam uns entgegen und brachte einige Kaufleute, welche die Ankunft ihrer Briefe nicht erwarten konnten. Wir landeten am Zollhaus; die Untersuchung des Passagiergepäcks war nur formell und wurde mit der größten Höflichkeit vollzogen. In hübschen zweispännigen Wagen fuhren wir sogleich nach Weltevreden in das Hotel des Indes, dessen glänzend erleuchtete Veranden und Gärten an die Conversationshäuser eleganter Badeorte erinnerten."

Weltevreden (Wohlzufrieden) ist eins von den hübschen Dörfern südlich von Batavia, wohin sich die meisten Europäer zurückgezogen haben, da die alte Stadt Batavia als ungesund berüchtigt ist. Nur Morgens füllt sie sich mit Beamten, Geschäftsleuten, Schiffern; Abends steht sie leer — so sagen die Europäer, welche die Eingeborenen, die dann die Straßen beleben, nicht rechnen.

Mit einem Freunde aus Singapore fuhr der Reisende in vierspänniger Extrapost nach Buitenzorg (Außersorgen). Das Reisen mit Extrapost ist zwar kostspielig; doch im Verhältniß zu dem aufgebotenen Apparat immer noch billig. Man fährt mit vier tüchtigen kleinen Pferden,

einem Kutscher und zwei Läufern. Die Pferde laufen immer Galopp, alle fünf bis sechs Paal hält der Wagen unter einem großen Schuppen, der die ganze Breite der Straße überdacht. Geschäftige Kulis begießen die Achsen mit Wasser, um sie zu kühlen. Sobald umgespannt ist, laufen die „Loopers" so lange neben den Pferden her, bis diese durch Schreien und Peitschenhiebe in das gehörige Tempo gebracht sind und dann springen sie auf ein hinten am Wagen angebrachtes Brett, von wo sie durch Knallen und Schreien die Pferde weiter antreiben, bis irgend eine kleine Unordnung, die bei den eigensinnigen Pferden selten lange ausbleibt, sie wieder zwingt, nebenher zu laufen. „In vier Stunden legten wir die Strecke von etwa 50 Paal zurück.*) Die Poststraße ist vortrefflich; neben ihr läuft ein desto schlechterer, in der nassen Jahreszeit ungründlicher, bei trockenem Wetter in höchstem Grade holpriger Weg, auf welchem die Frachtgüter in Büffelkarren, von denen uns lange Züge begegneten, transportirt werden. Weltevreden nebst den übrigen von Europäern bewohnten Dörfern dehnt sich fast bis zur ersten Poststation aus, nur werden die Häuser immer ländlicher, die Gärten größer und gehen allmählich in Pflanzungen über. Hinter der zweiten Station sahen wir die ersten Reisfelder. Das Land erscheint ganz flach. Denn obgleich Buitenzorg 850 Fuß höher liegt als Batavia, so ist die Erhebung eine so allmähliche, daß man nichts davon merkt. Erst wenn man jenem Orte näher kommt, wird die Landschaft welliger, im Hintergrunde erscheinen die großen Kegelberge Salak und Pangerango, die von Batavia aus wegen der trüben Luft in dieser Jahreszeit selten sichtbar sind."

Buitenzorg, malayisch Bogors, liegt gerade südlich von Batavia und ist die gewöhnliche Residenz des General-Gouverneurs. Sein glänzender Palast ist von einem schönen Park umgeben, an welchen sich der allen Botanikern — wenigstens dem Rufe nach — wohlbekannte Garten anschließt. In diesem Garten sind alle Nutz- und Zierpflanzen des indischen Archipels vertreten. Fast alle von der holländischen Regierung in die Colonie eingeführten Culturpflanzen haben hier ihre erste Station gemacht und mancher Baum, dessen Nachkommenschaft wichtige Producte für den Welthandel liefert, steht hier noch als Stammvater seines Geschlechts und culturgeschichtliches Denkmal. Als etwas Neues und Interessantes war damals eine Vanillepflanzung (Vanilla planifolia) zu sehen, die mehrere lange Spaliere bekleidete und eine bedeutende Ernte versprach. Die Vanille war zwar schon lange in Java eingeführt, trug aber keine Früchte, weil das Insect fehlt, das die Befruchtung vollzieht. Herr Teismann war der Erste, der eine künstliche Befruchtung versuchte und mit derselben Erfolg hatte. Eine noch größere Sehenswürdigkeit war eine blühende Rafflesia Arnoldii, eine der ersten, die in Java geblühet haben, da die Einführung aus Sumatra erst vor Kurzem geglückt war. Diese

*) 4 Paal = 1 deutsche Meile.

merkwürdige Pflanze, eines der größten Wunder der Pflanzenwelt, besteht nur aus einer prächtigen Blume von 3 bis 3½ Fuß Durchmesser und schmarotzt ohne Stiel und Blätter pilzartig auf dem Stiel oder der Wurzel einer großen Liane (Cissus scariosa oder serrulata). Das Verdienst der Einführung gebührte gleichfalls Herrn Teismann. Während Jagors Aufenthalt in Buitenzorg brachte eine Staffete von dem berühmten (nun auch gestorbenen) Naturforscher Junghuhn auf Lembang ein kleines in feuchte Baumwolle verpacktes Pflänzchen, das trotz der nächtlichen Stunde sogleich dem General-Gouverneur übergeben wurde und große Freude erregte. Es war der erste auf Java selbst gepflückte Same einer Cinchona,*) der gekeimt hatte. Seitdem hat die Cultur des Chinarindenbaums auch auf Java bedeutende Fortschritte gemacht. Erst in den fieberreichen tropischen Ländern lernt man den Segen des Chinins gehörig würdigen. Der Verbrauch dieses köstlichen Heilmittels würde noch viel größer sein, wenn der hohe Preis es nicht Vielen unerreichbar machte.

Der Reisende, durch seine Freunde in der Berliner Akademie wohl empfohlen, fand bei dem General-Gouverneur eine überaus freundliche Aufnahme und erhielt die höchst werthvolle Gunst des kostenfreien Gebrauchs der Regierungspostpferde für die Reisen in's Innere der Insel. Er erhielt damit den Rang eines Prinzen und Großwürdenträgers in den Augen der Eingeborenen, die ihm nun überall mit dienstwilligem Gehorsam entgegen kamen. Von den mancherlei Ausflügen gestattet uns der Raum nur einige anzuführen.

Auf der linken Seite des Tjimanuk fuhr Herr Jagor durch das reiche Thal von Trogon-Garut nach Wanaradja, wo ihn der inländische Fürst mit einem Frühstück im Pasanggrahan**) erwartete. „Dies war" — schreibt er — „das niedlichste Dörfchen, das ich bisher gesehen. Es besteht ganz aus Bambus, die einzelnen Häuschen sind nach den zierlichsten Mustern aus schwarzen und weißen Bambusstreifen geflochten; die Scheunen, Einzäunungen und Außenhäuschen so klein und so gefällig, daß das Ganze fast wie hübsches Spielzeug aussieht. Nach dem Frühstück ritten wir auf schönen muthigen Pferden des Regenten, die viel arabisches Blut enthielten, nach dem auf dem Kamm der östlichen Thalwand gelegenen „weißen See" (telaga bodus)." Die weiße Farbe erhält das Wasser dieses Sees von dem darin gelösten Thonschlamm, den die Thätigkeit der Solfataren (Schlamm-Vulcane) am Seeboden und am Ufer durch Zersetzung des Gesteins ihm zuführt. Auf bequemer Straße, die abwechselnd durch Wald und Kaffeegärten führte, gelangte man an das fast kreisrunde Wasserbecken; das perlenweiße Wasser bildete einen eigenthümlichen Gegensatz

*) Die Cinchona oder der Fieberrindenbaum gibt die bittere Rinde, aus welcher das gegen Fieber so wirksame Chinin gewonnen wird. Der Baum stammt aus Peru, wird aber jetzt mit großem Erfolg in Ostindien angebaut.

**) Ein geräumiges Haus mit Nebengebäuden zum Absteigequartier für die reisenden Beamten.

zum dunkeln Grün des üppigen Waldes. An mehreren Stellen brodelte dasselbe auf und verrieth durch den Schwefelwasserstoff-Geruch die vulcanische Thätigkeit auf seinem Boden.

Noch schöner war der Rückweg durch das fruchtbare Thal, das bei jeder Wendung eine andere reizende Aussicht bot. „Auf den Reisfeldern hoben sich zahlreiche Haine von Fruchtbäumen, die je ein Dörfchen verbargen, dunkelgrün ab. Viele Paal weit ritten wir durch Kaffeegärten, welche in dieser Meereshöhe (2000 bis 4000′) besonders gedeihen. Diese Höhenzone ist für den Europäer besonders reizvoll, ein ewiger Frühling. Der Wald zeigt sich hier in seiner ganzen tropischen Pracht mehr noch als in der tiefen Zone. Zwar treten die Palmen schon merklich zurück; von den cultivirten ist nur noch die Arengpalme (Sagnerus succharifer Bl.) häufig, aber die Calamusarten kommen hier erst recht zur Entfaltung und durchziehen zugleich mit riesigen Lianen, deren einige schenkeldick werden, nach allen Richtungen den Wald, die höchsten Stämme umwickelnd oder wie Taue von Baum zu Baum gespannt. Zierliche kleine Areca- und Pinangapalmen, oft mit schön gefärbtem Stamm und glänzend rother Fruchttraube, und Baumfarren, die bis 40′ Höhe erreichen, treten hier zuerst auf und verleihen dem Walde einen neuen Reiz. Hier und da ist der Wald zur Anlegung von Kaffeepflanzungen gelichtet. Breite, mit dichtem Grase bewachsene Straßen führen durch dieselben und sind zu beiden Seiten mit Hecken blühender Gesträuche eingefaßt. Eine solche Pflanzung war eine deutsche Meile lang; zu beiden Seiten des Weges bestand das Hag aus blühenden Rosen. Es war am 22. Juli. Die Kaffeesträucher tragen zwar das ganze Jahr hindurch Blüthen und Früchte, die eigentliche Blüthezeit fällt aber in den Herbst. Jetzt saßen Knospen in den Blattwinkeln in kleinen Büscheln beisammen, so daß die schlanken herabhängenden, mit glänzend dunkelgrünen Blättern besetzten Zweige, wenn sie blühen, im Schmuck der duftigen weißen Blumen herrlich prangen. Ueber den Kaffeesträuchern schwebt in einer Höhe von 30 bis 40 Fuß ein leichtes durchsichtiges Laubdach von Erythrinen (Erythrina Corallodendron, von dem Corallenroth der Blüthen so genannt), die mit den jungen Kaffeesträuchern zugleich gepflanzt werden, um ihnen Schatten zu geben, da sie viel schneller wachsen. So hat man zur Blüthezeit ein von scharlachrothen Blumen durchwirktes Laubdach über einem weißen Blüthenwald.

Wenige Tage nach der Blüthe setzt die Frucht an, in sechs Monaten ist sie reif, sie gleicht dann einer dunkelrothen Kirsche, ist aber etwas länglicher. Innerhalb der süßlich schmeckenden fleischigen Hülle sitzen zwei Kerne (die Kaffeebohnen), jeder von einer dünnen, zähen, pergamentartigen Haut fest umschlossen, mit den flachen Seiten gegen einander; es sind die Samen, die längliche Vertiefung in der Mitte der flachen Seite enthält den Keim.

Nach der Ernte werden die eingesammelten Beeren zuerst auf flachen Hürden an der Sonne getrocknet. Um sie gegen Regen und Thau zu

schützen, müssen sie unter Dach gebracht werden; oft geht den Bauern bei lang anhaltendem Regenwetter die ganze Ernte verloren, da Bohnen, die durch Nässe schwarz und unansehnlich geworden sind, im Packhause nicht angenommen werden. Ist nach fünf bis sechs Wochen die Hülle trocken geworden, so wird sie in Gruben, die mit Büffelfell ausgefüttert sind, oder in hölzernen Mörsern abgelöst. Die Bohnen werden abermals getrocknet und durch Stampfen von der Pergamenthaut befreit — eine Arbeit, die viel Vorsicht verlangt, da zerstoßene Bohnen einen großen Theil ihres Werthes verlieren.

Im dritten Jahr trägt der Kaffeestrauch die ersten Früchte, im vierten gibt er eine volle Ernte, nach 12 bis 14 Jahren ist der Ertrag so gering, daß er die Mühe des Pflückens nicht mehr lohnt; der Boden ist erschöpft, die Pflanzung wird verlassen. Früher überließ die Regierung solche „abgeschriebene" Pflanzungen der einheimischen Bevölkerung, jetzt läßt sie dieselben brach liegen, damit der Boden sich wieder erhole.

Nächst dem Reis, welcher das Hauptnahrungsmittel, das tägliche Brod der Javanen bildet, war der Kaffee bis vor Kurzem die Hauptculturpflanze der Insel. Java war eine der ersten Colonien, welche die aus Mittel-Afrika stammende Coffea arabica anpflanzte (1696 ward der Anfang gemacht); ein Jahrhundert später lieferte die Insel bereits 18,000,000 Pfund Kaffee und der Gewinn dieses Anbaues bildete die Haupteinnahme der niederländischen Handelscompagnie. Aber das System der Regierung hat sich auch für das Gedeihen der Kaffeepflanzungen nachtheilig erwiesen. Die Eingebornen mußten nach Anweisung von Regierungsbeamten, die nichts von Landwirthschaft verstanden, die Kaffeegärten meist fern von den Dörfern anlegen und wurden zu deren Unterhaltung gezwungen. Sie mußten sich auf eigene Rechnung verpflegen, ihr Haus und Feld verlassen, um in den Pflanzungen der Regierung zu arbeiten. Ging nach vierjähriger Arbeit eine Ernte zu Grunde, so bot die Regierung keinen Ersatz. Der Preis, den der Bauer für den Kaffee erhielt, wurde gleichfalls von der Regierung festgesetzt. So ist ein Zurückgehen dieses wichtigen Culturzweiges eingetreten; 1851 zählte man 231,693,843 Bäume und 1861 nur noch 223,301,000.

Ein anderer Strauch, der, obwohl keine Nahrungspflanze, doch tief in das häusliche Leben der Bewohner eingreift, ist der Bambus.

„Bei einer Reise, die wir von Malabar aus südlich unternahmen" — erzählt Herr Jagor — „war durch ein Versehen des betreffenden Beamten keine Meldung vorangegangen. Wir fanden daher die Waldwege in ihrem gewöhnlichen Zustande. Acht Stunden kletterten wir über schlüpfrige Thonrücken und erreichten Pamorotan, das zur Frühstücksstation bestimmt war, erst so spät Nachmittags, daß die Weiterreise für heute aufgegeben werden mußte. Hier stand ein geräumiger aber ganz verödeter „Pasanggrahan", da dergleichen Gebäude an so abgelegenen Orten nur, wenn ein Culturbeamter die Station besucht, für ihn eingerichtet werden.

Weil wir nicht angemeldet waren, stand Alles leer. Einige Reiter, die uns begleitet hatten, sprengten nach verschiedenen Richtungen, um etwas für unsere Mahlzeit herbeizuschaffen; wir stiegen inzwischen das steile Ufer des Tjilaki hinab und kletterten durch sein felsiges Bett unter riesigen Waldbäumen umher. Diese Gegend ist sehr spärlich bevölkert. Dichter Wald faßt den Fluß ein, der zwischen großen Felsblöcken dahinrauscht. Es herrschte große Einsamkeit, aber keine Stille. Wer plötzlich mit verbundenen Augen dahin versetzt würde, könnte sich in der Nähe einer großen Fabrik glauben; so laut und gellend klang das Geräusch der Insecten. Besonders unangenehm und Alles übertönend war ein schriller Laut, der täuschend wie das Geräusch einer Schleifmühle klang. Andere Insecten schienen das Schnurren vieler Hundert gezahnter Räder in schneller Bewegung nachzuahmen. Das Tosen des Wassers vervollständigte die Illusion. Nie wieder habe ich einen ähnlichen Lärm in einem Walde gehört.

„Als wir nach kaum zwei Stunden den Pasanggrahan wieder betraten, fanden wir Alles wie durch Zauber verändert. Das vorher so stille Gehöft war jetzt voll Leben und Thätigkeit, und noch immer kamen neue Züge von Kulis und trugen allerlei Gegenstände der Bequemlichkeit herbei. In den Schuppen waren die Pferde der Häuptlinge untergebracht, auf dem Hofe brannten mehrere Feuer, an denen emsig gekocht und gebraten wurde. Einige Arbeiter waren beschäftigt, frisch gehauene Bambusen vermittelst ihrer großen Messer in allerlei Möbel, Haus- und Küchengeräth zu verwandeln. Zwei große bequeme Lehnstühle waren bereits vollendet und eben wurde die letzte Hand an einen Tisch gelegt, dessen Platte aus Bambussplissen bestand. Als Leuchter dienten Bambusen von entsprechendem Durchmesser, die einen Zoll hoch über einem Knoten abgeschnitten waren, während das entgegengesetzte längere Ende in drei Theile gespalten auseinandergespreizt, durch Querstäbe verbunden und mit einem Stein beschwert, den Fuß bildete. Andere Arbeiter waren beschäftigt, das Dach auszubessern. In dem länglich viereckigen, vorher so unwohnlichen Raume, der uns zum Aufenthalt dienen sollte, waren an beiden Enden durch bunte Vorhänge zwei kleine Gemächer abgetrennt worden; in jedem stand bereits ein Bett aufgeschlagen; der ganze mittlere Theil, unser Salon, war mit weichen Pandanusdecken belegt, und sobald wir gebadet hatten, wurde auf dem nun vollendeten Tische ein vortreffliches Essen aufgetragen mit sehr mannigfaltigem Dessert, worauf Kaffee mit Cognac folgte. Es war fast wie das „Tischchen deck' dich" im Mährchen.

Je länger man in diesen Ländern verweilt, um so mehr wächst das Erstaunen über die unzähligen nützlichen Verwendungen einiger Pflanzen, unter denen der Cocospalme und dem Bambus wohl die erste Stelle gebührt. Aus Bambus baut der Javane sein Haus, aus Bambus bestehen alle seine Möbel; in einer Bambusröhre, die dabei wohl verkohlt aber nicht verbrennt, kocht er auf Reisen seinen Reis an einem Bambusfeuer,

wenn er es nicht etwa vorzieht, junge Bambustriebe, die ein sehr schmackhaftes Gemüse geben, darin zu kochen.

Oft besteht das ganze Gerüst des Hauses aus Bambus und die Wände aus plattgedrückten geflochtenen Halmen. Die Dächer werden zwar gewöhnlich mit Palmenblättern oder Gras gedeckt, aber auch mit Bambusschindeln, die wie Hohlziegel gelegt werden. Einige mit Wasser gefüllte, von der Dachfirste paarweis herabhängende geräumige Internodien*) bilden einen stets bereiten Löschapparat. Schuppen, Ställe, Scheunen, fast sämmtliches Ackergeräth, so wie der Zaun um das Gehöft bestehen aus Bambus.

In einem unter dem Dach horizontal aufgehängten, an einem Ende mit einem Loch versehenen Halm siedelt sich die kleine stachellose Biene an, die dem Javanen das Wachs liefert, das er bei dem Färben seiner Sarongs gebraucht. Zuweilen ist in einem ganzen Dörfchen kaum ein anderes Material verwendet; der zierliche Zaun, der es umgibt, die Thore an beiden Enden mit erhöhten Bänken, worauf die Wache lagert, Alles ist aus Bambus. Neben der Wache hängt in mehreren Exemplaren ein eigenthümliches Instrument zum Fangen der Diebe und Missethäter; es besteht aus zwei armesdicken Bündeln dünner Seitenzweige des dornigen Bambus, die gabelförmig an einer Stange befestigt sind und dazu dienen, den Verfolgten am Halse zu packen.

In vielen malayischen Ländern, wo der Fluß die einzige Straße durch den dichten Wald bildet, erheben sich am Ufer und namentlich an den schlammigen Mündungen Gruppen von Hütten und Pfählen, die wie bei den alten Pfahlbauten häufig durch eine gemeinschaftliche Gallerie verbunden sind. Wenn nicht zu den Pfählen Palmenstämme (gewöhnlich Caryota urens) verwendet sind, so besteht Alles aus Bambus. Nirgends springt einem die Bequemlichkeit des Lebens der Tropenbewohner mehr in die Augen, als in dergleichen Ansiedelungen.

Für alle Arten von Gestellen, Gerüsten, Gittern, Rahmen ist der Bambus unübertrefflich; außer der gewöhnlichen Leiter erhält man eine etwas weniger bequeme, aber viel leichter zu tragende durch bloßes Einhauen von Löchern in den Halm. Er liefert sowohl die zierlichen Käfige für kleine Singvögel oder Prachtkäfer, als auch die großen, in denen bei Festlichkeiten Tiger und Büffel kämpfen. Soll in Hongkong ein steinernes Haus gebaut werden, so führt man zuerst ein den äußeren Umrissen entsprechendes größeres Gebäude aus Bambus auf und deckt es mit Bambus- oder Palmenblättern, unter deren schützendem Dache dann die Arbeit, unbehindert durch Regen und Sonnengluth, um so schneller fortschreitet. Steinerne Theater möchten in ganz China kaum zu finden sein; selbst das Theater in Canton, das eine große Zuschauermenge faßt, ist nur aus Bambus hergestellt.

---

*) Der zwischen zwei Knoten befindliche Hohlraum.

Allerlei Hausrath, Stühle, Tische, Webstühle, Betten sind von Bambus; das lange krause Geschabsel dient zum Polstern; kühlere und elastischere Kissen erhält man, indem man eine feine Bambus- oder Rotangmatte über zwei Scheiben straff spannt. Nicht nur die Hütte der Armen ist mit Bambus möblirt, auch in der Wohnung des Reichen findet man ihn in allerlei zierlichen Geräthschaften wieder. Vor der Veranda hängen Rollvorhänge aus feingespaltenen, durch Seidenfäden aneinander geknüpften Stäbchen, die zwar die Luft durchlassen, aber das Licht angenehm dämpfen, namentlich wenn sie dunkelgrün gefärbt sind. Dort findet man auch die zierlichsten Körbchen und sehr künstlich geschnitzte Becher von Bambus. Die lackirten Bambusdosen von Birma sind berühmt und in Palembang überzieht man Körbe aus dünnen Bambusspänen mit einem Lack, der so elastisch ist, daß man sie völlig umstülpen kann, ohne daß Sprünge entstehen.

Ein Span von keilförmigem Querschnitt, dessen scharfe Kante von der kieselreichen äußeren Schicht gebildet wird, gibt ein sehr scharfes Messer, das selbst zu chirurgischen Operationen verwendet wird. Dieselbe äußere Schicht liefert zugleich einen sehr brauchbaren Wetzstein, um eiserne Messer zu schärfen.

In China wird das meiste Papier aus Bambus erzeugt, auch das in Europa für Kunstdrucke so geschätzte. Bei den Pinseln, die in China die Schreibfedern vertreten, bestehen die Schäfte aus Bambus. Gröbere Pinsel macht man sich leicht, indem man das eine Ende des Bambussplints so lange mit dem Hammer klopft, bis sich die einzelnen Längsfasern trennen.

Für die Jagd und den Krieg liefert der Bambus Blasröhre, aus denen vergiftete Pfeile geschossen werden; Pfeilschäfte und Pfeilspitzen, Palissaden, spanische Reiter, auch Fußlanzen, nämlich 6 Zoll bis 2 Schuh lange zugeschärfte Bambusspieße, die so in den Boden gesteckt werden, daß nur die Spitzen hervorragen, welche mit Spreu oder lockerer Erde bedeckt dem barfüßigen Feinde gefährliche Wunden beibringen.

Der Dornen-Bambus, eine bis 40′ hohe, sehr dickbuschige, vielverzweigte, überall mit scharfen Stacheln bewehrte Art, bildet einen undurchdringlichen Wall, gegen den selbst Artillerie kaum etwas vermag, so daß die Holländer, durch ihre Erfahrungen im Kriege gegen die Pairys auf Sumatra belehrt, ihn jetzt immer um ihre eigenen Festungen pflanzen.

Dem Fischer liefert der Bambus unübertreffliche Flöße, Masten, Segelstangen, Spreizen für Mattensegel, Reusen, Fangkörbe, Speere zum Aufspießen großer Fische und „Ausleger“, um sein schmales Boot gegen das Umschlagen zu sichern. Zu diesem Zwecke wählt man etwas bogenförmige Halme, die dem Boot parallel die convexe Seite nach unten in Entfernung einiger Ellen vermittelst zweier Querstangen befestigt werden. Je nach der Stärke des Windes taucht das Rohr auf der Leeseite mehr oder weniger tief ein und stützt das Fahrzeug. Die Verwendung des Bambus zu Brücken ist bekannt. Man baut von ihm auch solche, die floßartig

im Wasser liegen. Ausgehöhlte Bambusen, deren Enden ineinander gefügt sind, leiten das Wasser große Strecken weit über Berg und Thal.

Eine kletternde, sehr zähe dünne Art liefert gespalten allerlei feines Flechtwerk, auch Stricke, sogar Säcke. Ja selbst Jacken machen die Chinesen aus einer kleinen Art, indem sie die Seitentriebe von der Dicke eines Rabenkiels in halbzolllange Stücke schneiden, wie Schmelzperlen auf Fäden ziehen und zu quadratischen Maschen verknüpfen. Chinesische Stutzer tragen gern dergleichen Jacken auf dem bloßen Körper, um ihr weißes baumwollenes Gewand gegen Schweiß zu schützen. Aus Bambusblättern bestehen die Regenmäntel der Armen und die groben Regenschirme der Höker. Die unter dem Namen „Pfefferrohr" in Deutschland bekannten Stöcke und Regenschirmstiele sind Bambus. Bei den chinesischen und japanischen Schirmen besteht das ganze Gestell aus Bambusspließen und der Ueberzug aus gefirnißtem Bambuspapier.

Geht man in den Wald auf eine Excursion, so sind die Kulis schwer zu bewegen, Tragkörbe mitzunehmen, da eine Bambuse alles Nöthige liefert, um Körbe, Kiepen, Tragbahren u. s. w. in kürzester Zeit zu flechten. Zur Bewahrung kleiner oder flüssiger Gegenstände dienen unmittelbar die Internodien. Auch die amtlich geaichten Hohlmaße für Flüssigkeiten und Körner bestehen daraus.

In einem Bambusbusch stecken Musikinstrumente für ein ganzes Orchester. Am naheliegendsten ist die Verwendung zu Flöten und Pfeifen. Die Mintras machen aus Bambus Guitarren. Auch die abscheuliche chinesische Fidel Hii-jeng besteht aus Bambus. Angenehmer ist das „Anklong", bestehend aus einer Anzahl Rohre von abgestufter Länge, die an einem Gestell hängen und durch Anstoßen in tönende Schwingung versetzt werden. Logan erwähnt eine Art Aeolsharfe, die er in Naning sah und den Triumph der malayischen Kunst nennt, „denn was könnte kühner und sinnreicher sein, als der Gedanke, einen ganzen Bambus frisch aus dem Walde 30 bis 40 Fuß lang durch einfaches Einschneiden einiger Löcher in ein musikalisches Instrument zu verwandeln."

Für religiöse Zwecke liefert der Bambus auf den Philippinen Kirchen, Capellen und Kreuze. Die Chinesen schneiden aus seinen knorrigen, struppigen Wurzeln phantastische Figuren für den Tempel und Hausaltar. Aus Bambuswurzeln bestehen auch die eigenthümlichen Wurfhölzer in den Tempeln, durch welche die Chinesen das Schicksal befragen, um aus der Art des Fallens auf den Erfolg einer Unternehmung zu schließen. In ihrer Zudringlichkeit werfen sie aber die Hölzer so lange, bis sie eine günstige Antwort erhalten.

Auch als Feuerzeug ist der Bambus in Gebrauch und wohl allen andern bei den Wilden üblichen Feuerzeugen vorzuziehen. Man spaltet einen recht trockenen Halm von 2 bis 3 Fuß Länge, in der Mitte der Länge nach, schabt aus den inneren Wandungen die silberglänzende weiche Haut und das weiche Holz so fein wie möglich, rollt dann das Geschabsel

zu einer Kugel zusammen, die auf den Boden gelegt und mit der einen Hälfte des Halms bedeckt wird, so daß sie oben gegen die Wölbung drückt. Von der andern Hälfte spaltet man noch einen Streifen ab, so daß ein flaches, oben scharfkantiges Stück übrig bleibt, mit dessen schärfster Seite man auf dem festgehaltenen Bambus schnell hin und her fährt, gerade über der Stelle, wo das feine Geschabsel liegt. Man sägt auf diese Weise einen Einschnitt, und in dem Augenblicke, wo das Gewölbe durchschnitten ist, hat sich auch die Hitze so gesteigert, daß sich das verkohlte Holzpulver zu Funken entzündet, welche in den darunter liegenden Zunder fallen, der mit leichtem Blasen zu einer Flamme angefacht wird.

Den Kieselanhäufungen, die sich in manchen Bambusen bilden und unter dem Namen Tabaschir oder Bambuskampher in den Handel kommen, schreibt die chinesische Medicin große Heilwirkungen zu; er wird aber auch als Polirmittel gebraucht.

Von der Schönheit einer auf offenem Felde oder auf einer Anhöhe frei stehenden Bambuse, deren oben reich befiederte Halme sich bei Windstille nach allen Seiten gleichmäßig zur Erde neigen, wie die Wassergarbe eines Springbrunnens, kann man sich nach den verkümmerten Exemplaren in den Ecken unserer Treibhäuser kaum einen Begriff machen. Wenn jedoch Herr Jagor meint, sie übertreffe sowohl die Palme als den Baumfarrn an landschaftlicher Schönheit, so ist das doch wohl etwas zu viel behauptet. Unsere Weiden und Birken und Buchen haben ihre eigenthümliche Schönheit neben unseren Tannen und Lärchen, und so haben in der reichen tropischen Zone die Bambusen mit ihren biegsamen Zweigen und leichtem gefiederten Laub ihren eigenthümlichen Reiz neben den phantastisch im blauen Aether schwimmenden riesigen Baumkronen der Palme, aber die tropische Landschaft ohne Palme würde doch einer Hauptzierde entbehren.

Bekanntlich ist Java eine vulcanische Insel, die zu dem Gürtel gehört, der sich von der Nordostküste Asiens über die ganze Inselkette nach Südwest zu den Sunda-Inseln hinzieht. Einige der Vulcane auf Java sind noch in Thätigkeit, so der Lamongan, dessen zuckerhutförmiger Gipfel sich im Klakasee spiegelt. Herr Jagor hatte den Muth, eine Besteigung des Kraters zu unternehmen. Nur von einem jungen Officier begleitet (die javanischen Diener wollten um keinen Preis das gefährliche Abenteuer wagen und liefen, als man dem Kegel nahe kam, alle davon), kletterte er die steile Spitze hinan; nach einigen Stunden mühsamen Steigens erreichten sie eine feste Lavabank, ohne Schlackendecke, welche von Regen und Wind wohl längst in die Tiefe hinabgestürzt war. Sie gewährte ein sicheres Auftreten und reichte bis an den Gipfel. Nur die letzten 40 Fuß bestanden aus gelbem Sand. Aus allen Spalten der Kuppe, bis auf 100′ abwärts, drangen sehr heiße Wasserdämpfe; schweflige und salzsaure waren durch den Geruch nicht wahrzunehmen. In südwestlicher Richtung zog sich eine gegen 100′ breite, flache, muldenförmige, bolusrothe Rinne am Kegel hinab; an ihrem oberen Ende war die Dampfentwickelung besonders stark.

Die Spitze des Kegels war schon seit einer Stunde in dichten Nebel gehüllt, der ganze Krater mit verdichteten Dämpfen erfüllt; man sah nichts, als ein Stück vom Rande, auf welchem die beiden Männer standen. Nur Ein Mal schimmerten zwei Felsenpfeiler durch den dicken Nebel, die auf senkrechte Wände des Kraters deuteten. Plötzlich verkündete ein Donnerschlag, von einigen schweren Regentropfen begleitet, den Anfang eines Gewitters. Der Rückzug mußte angetreten werden. Der Regen brach los, massenhaft wie ein Sturzbad. Vorsichtig rutschten die beiden Wanderer an der glatten Lavabank hinab, wobei sie die Stöcke verloren, die in gerader Richtung zur Tiefe hinabglitten. Der Lavasand, durch den Regen in einen dicken schwarzen Brei verwandelt, floß in breiten Massen abwärts. Das strömende Wasser hatte die Steine wie belebt, sie stürzten sich mit reißender Schnelligkeit in die neuentstandenen Rinnen. Herr Jagor, auch in solcher Rinne hinabgleitend, ward mehrere Klafter weit, aufrecht stehend, fortgerissen, ehe er sich an das Ufer retten konnte. Die elektrischen Entladungen waren so stark, daß ein Schlag, der den Berg traf, beide Männer gleichzeitig zu Boden warf. Der Sturm wetteiferte mit dem strömenden Regen, die Steine vom oberen Rande des Berges abzulösen; sie sprangen in Sätzen von mehr als Haushöhe die steilen Abhänge hinab und das Kreuzfeuer wurde bald so stark, daß die triefenden Flüchtlinge glaubten, sie würden zerschmettert. Mit Mühe retteten sie sich auf einen höher gelegenen Rand, der etwas Schutz darbot. Der junge Officier war mit einigen Contusionen, Herr Jagor mit einer Quetschung und einem Loch am Bein davon gekommen.

Leichter war die Besteigung des Slamat von Statten gegangen — wegen der Rhinocerospfade, die in bequemen Windungen bis an den Schuttkegel führten, der die Spitze des Berges bildet. Im ganzen Westen von Java ist das Nashorn nicht selten — der Slamat bildet die östliche Grenze des Verbreitungsbezirkes dieser Thiere. Sie sind aber so scheu, daß man sie selten zu Gesicht bekommt. Nur in der Brunstzeit gehen sie mitunter wüthend auf den Menschen los. Die plumpen Thiere ersteigen die höchsten Berge, wo sie ihr Lieblingsgras in Menge finden und sind unübertrefflich im Anlegen von Straßen. Indem sie immer derselben Spur folgen, schleifen sie mit ihrem tief herabhängenden faltigen Lederpanzer und dem daran haftenden Sande allmählich tiefe Rinnen mit völlig glatten Wänden selbst in das härteste Gestein. Nicht minder wunderbar erscheint der ausgezeichnete ortskundige Tact, mit welchem alle Hindernisse des Bodens umgangen, steile Erhebungen durch Zickzacklinien überwunden werden: das Wunder erklärt sich durch die Unbehilflichkeit des Thieres, dem schwierige Stellen unzugänglich sind.

An Tigern fehlt es auf Java bekanntlich nicht; die schönsten werden eingefangen und an die Häuptlinge verkauft, welche sie mit Büffeln kämpfen lassen. Auf einem Ausflug, den Herr Jagor in Gesellschaft einer Schaar mit Lanzen bewaffneter Reiter unternahm, ward ein junger Tiger aufgejagt,

der eine ganze Strecke vor den Reitern hinlief und sich dann in ein dichtes Gebüsch rettete. Merkwürdig ist, daß, wo viele wilde Pfauen auffliegen, man auch sicher darauf rechnen kann, daß Tiger in der Nähe sind.

Um schließlich noch ein Bild aus dem reichen Thierleben der fruchtbaren Insel anzuführen, sei der zahllosen Schwärme einer großen Fledermausart, des fliegenden Hundes oder Fuchses (Pteropus edulis) gedacht. Als Herr Jagor eines Tages mit einem Häuptling zu einem kühlen Quell ritt, dessen Becken ein vortreffliches Bad darbot, fand er auf den Aesten eines daneben stehenden Baumes eine Menge von Kalongs — wie diese großen Fledermäuse genannt werden — aufgehängt und dem Tagesschlafe sich überlassend. Durch einige Schüsse aus ihrem Schlummer geweckt, schwirrten sie schaarenweis in der Luft. Sie sind über den ganzen indischen Archipel verbreitet, nähren sich von Obst, verstehen sich aber auch auf's Fischen. Indem sie mit leisem Flug über den Teichen oder Flüssen schweben, packen sie die Fische mit ihren Klauen und fliegen dann auf einen Baum, um sie zu verzehren. Ihre Jagd beginnen sie natürlich erst des Abends, wenn das Licht sie nicht blendet. Am Tage hängen sie sich vermittelst der Kralle ihres Daumens an den Zweigen hoher Bäume auf, den Kopf nach unten gekehrt, in ihre Flügel wie in einen Mantel fest eingehüllt. Fallen sie über die Gärten und Obstpflanzungen her, so richten sie arge Verwüstungen an. Dr. Oxley erzählt, daß, als er in der Straße von Malakka vor Anker lag, ein Schwarm dieser Thiere mehrere Stunden brauchte, um über ihn weg zu ziehen, und Logan sah sie zu Millionen in den Mangrovesümpfen am Nordrand der Insel Singapore hängen. Von Weitem sieht es aus, als trügen die Bäume große Birnen. Obwohl das Thier den Beinamen edulis hat, wird es doch — wenigstens auf Java nicht — weder von den Europäern noch von den Eingebornen gegessen.*)

*) Auch in Australien fehlen diese Thiere nicht. O. Rietmann (Wanderungen in Australien ꝛc.) erzählt von einem Ausfluge, den er von Sydney aus unternahm: „Als wir Abends beim Feuer saßen, hörten wir den sonderbaren Ruf mehrerer fliegenden Hunde, einer Art Fledermäuse mit hundeartig zugespitzter Schnauze, welche an manchen Orten überaus häufig sind und dann in Obstgärten nicht wenig schaden. Wir schossen einige, fanden aber das Fleisch nicht sehr schmackhaft. Im Jahre 1862 wurde Sydney von einer unzähligen Menge dieser Thiere heimgesucht. Man hörte damals in der Umgegend dieser Stadt ein fast ununterbrochenes Rottenfeuer der Jäger, welche Hunderte der fliegenden Hunde erlegten. Der größte, der mir damals zu Gesicht kam, maß nahezu 4½ Fuß Flugweite." Auf San Christoval (im Salomons-Archipel) bemerkte der Reisende eine Frau, die einen jungen fliegenden Hund auf der Schulter trug, so, daß ein Fuß des Thieres an ihr Ohrläppchen befestigt war. Das Thier schien seine eigenthümliche Lage ganz behaglich zu finden, während seine Besitzerin es von Zeit zu Zeit liebkoste und fütterte. Diese Fledermäuse vertreten also auf der entgegengesetzten Seite unserer Erdkugel die Stelle der Schooßhündchen unserer Damen.

III. Bilder aus der Inselwelt.*)

1. Borneo.

1. Ausflug zu den abhängigen Dayaks und den Antimonium-Minen.

Da ich gern mit den Dayaks Bekanntschaft gemacht hätte, war Capitän Brooke,**) der Bruder von James Brooke, so gefällig, mir einen Ausflug nach einer ihrer Behausungen vorzuschlagen; nur, meinte er, müsse ich das Bergklettern gut gewohnt sein. Die Dayaks lieben nämlich die Ebene nicht, sondern bauen ihre Hütten auf die Spitzen der Berge, je höher, desto lieber. In früheren Zeiten thaten sie es der Sicherheit wegen; jetzt, unter der ruhigen Regierung Rajah Brooke's, thun sie es aus alter Gewohnheit.

Unser Ausflug galt dem Berge Serambo (etwa 1500 Fuß hoch), auf welchem ungefähr 80 Familien unter einem Häuptlinge leben.

Am 20. December um 11 Uhr Nachts traten wir unsere kleine Reise auf dem Flusse Sarawak an. Die Nacht war finster und regnerisch. Doch unser Prauh***) war gut gedeckt, hell erleuchtet und durch Vorhänge in Gemächer getheilt, in deren einem ich ein weiches Lager unter einem Moskito-Netze fand. Die Fluth half unserer Fahrt, und als ich des Morgens erwachte, landeten wir gerade in Siniawan, einem chinesischen Campon, aus zwei Reihen Hütten bestehend, die eine kleine Straße bilden. Ich sah hier, daß der Chinese den Schmutz nicht minder liebt, als der Malaye, der sein Haus auf Pfähle setzt, über dem Schmutze lebt, während der Chinese ihn vor seiner Thür hat.

Capitän Brooke hatte Küche, Diener und Lebensmittel vorausgesandt, und bald war das leckere Mahl bereitet. Außer Herrn Brooke und mir waren noch zwei Europäer von der Gesellschaft. Nach dem Frühstück ging es an die Fußpartie. Ein munterer Trupp Dayaks, denen unsere Ankunft schon Tags zuvor bekannt geworden war, umringte uns; Jeder wollte etwas zu tragen haben, um ein wenig Tabak zu verdienen. Wir hatten über zwanzig im Gefolge, von welchen Manche blos eine kleine Kochpfanne trugen. Nichtsdestoweniger ließ Kapitän Brooke reiche Spenden von Tabak und Kupfermünzen unter sie vertheilen.

Der Weg führte bis an den Fuß des Berges durch ausgebreitete, gut cultivirte Reispflanzungen. Der Berg selbst erhob sich steil und schroff aus der Ebene.

---

*) Ida Pfeiffer, zweite Weltreise (Wien, 1856).

**) Der muthvolle Engländer James Brooke half dem Rajah (spr. Radschah) Muda Hassin, der ihm zum Dank den District Sarawak abtrat und ihn zum Rajah ernannte. Sein Name ward auch den wilden Dayaks bekannt und ehrwürdig. Bei der Anwesenheit der Frau Pfeiffer war er nach England gereist.

***) Prauh ist ein malayisches Boot von 20 bis 80 Fuß Länge und 6 bis 8 Fuß Breite. Dieser flachen Boote bedienen sich gern die Piraten.

Ich hatte schon viel von den steilen und schlechten Wegen auf Borneo gehört, dennoch war meine Verwunderung groß, als ich den wahrhaft lebensgefährlichen Pfad sah, der auf die Spitze des Berges führte. Ueber Pfützen, Sumpfstellen, Bächen oder Abgründen lagen zwei Bambusstämmchen oder ein rundes dünnes Bäumchen; an schroffen Felskegeln, die man erklimmen mußte, lehnten ebenfalls nur einzelne schmale Baumstämmchen, hie und da ein wenig eingekerbt, um dem Fuße einen Halt zu geben. An den gefährlichsten Stellen war wohl ein Geländer angebracht, aber von so zarter Beschaffenheit, daß man unvermeidlich gefallen wäre, hätte man sich im Ernste darauf gestützt. Ich mußte meine Augen beständig auf den Pfad richten, und konnte den mich umgebenden Naturschönheiten nicht die geringste Aufmerksamkeit schenken. Nur auf den Haltpunkten, die von Zeit zu Zeit gemacht wurden, fand ich Muße, die üppigen Wälder, durch welche unser Weg führte, die schönen Schlingpflanzen und Orchideen zu betrachten. Die Palmen sind auf Borneo umfangreicher, als irgendwo, besonders die Sagopalmen.

Auf einer Höhe von 1200 Fuß fanden wir den ersten Wohnplatz der Dayaks, eine große Hütte von 50 Fuß Länge und Breite, deren ganze Einrichtung aus einer Menge von Schlafstellen bestand, die rings an den Wänden angebracht waren. Es ist nämlich unter einigen der Dayak'schen Stämme Sitte, daß die Jünglinge einige hundert Schritte von dem elterlichen Dorfe entfernt in einer gemeinschaftlichen Hütte unter der Aufsicht des Häuptlings schlafen. Die Hütte dient zugleich zum Tummel- und Festplatz und zur Aufbewahrung der Kriegstrophäen, die in den abgeschnittenen Köpfen der Feinde bestehen. Mit wahrem Grausen sah ich hier 36 Schädel an einander gereiht und gleich einer Guirlande aufgehangen. Die Augenhöhlen waren mit weißen länglichen Muscheln ausgefüllt. Unter Rajah Brookes Regierung hat zwar das Kopfabschneiden in dem Bezirke von Sarawak sein Ende gefunden, aber die Eingebornen verehren noch immer diese Schädel-Denkmale einer blutigen Vergangenheit, die in ihren Augen aber sehr ruhmvoll ist.

Wir setzten unsere Wanderung fort zu dem nahen Wohnplatze der Familien. Hier standen zwei große Hütten auf Pfähle gebaut, jede über 150 Fuß lang, einander gegenüber. Als Aufgänge dienten schmale eingekerbte Baumstämme, die Nachts gewöhnlich weggenommen werden. Jede Hütte hatte einen geräumigen gedeckten Vorplatz, von welchem Thüren zu den Kammern der Familien führen. Die meisten Familien haben ein, manche zwei Kämmerchen; diese enthalten Schlaf- und Feuerstellen und einiges Kochgeschirr. Das eigentliche Leben ist auf dem Vorplatze; hier wird gearbeitet, hier tummeln sich die Kinder umher, hier ruhen die alten Leute. Alles scheint eine Familie zu bilden. Die Weiber flechten Matten und Körbe, die Männer schnitzen zierliche Büchschen für Tabak, Kalk und Gambir, so wie auch sehr schöne Hefte zu ihren Parangs (kurzen Schwertern). Auf den Vorplätzen gibt es ebenfalls Feuerstellen, die aber weniger

zum Kochen als zur Beleuchtung dienen. Ueber diesen Feuerstellen wurden noch vor wenigen Jahren die frischen Menschenköpfe getrocknet und geräuchert, worauf man sie unter großen Ceremonien nach dem Ehrenplatze, der Hütte des Häuptlings, trug.

Die Dayaks wohnen gleich den Malayen über einer Pfütze, in der sich Schweine, Hunde und Hühner umhertreiben. Da sie nicht den mohammedanischen Glauben angenommen haben, ist ihnen das Halten von Schweinen unverwehrt. Sie sind eben so wenig mit Schönheit begabt, als die Malayen; ihre Nasenflügel sind breit, der Mund groß, die Lippen blaß und aufgedunsen, die Zahnkiefer hervorstehend. Die Zähne feilen sie gleich den Malayen ab und färben sie schwarz. Der Ausdruck ihrer Gesichter ist im Allgemeinen gelassen und gutmüthig, mitunter etwas dumm, was von ihrer Gewohnheit herrührt, den Mund immer offen zu haben. Ihre Hautfarbe ist lichtbraun, Haare und Augen sind schwarz. Die Männer tragen das Haar kurz, die Weiber lang, straff, herabhängend und ungeflochten.

Die Bekleidung der Dayaks ist die allereinfachste. Die ganze Garderobe der Männer besteht in einem handbreiten Streifen von Bast, den sie um die Mitte des Leibes geschlagen haben. Gewöhnlich gehen sie auch ohne Kopfbedeckung, selten daß sie ein Stück Bast um den Kopf binden. Sie haben ein großes Wohlgefallen an Glasperlen und Messingringen und behängen sich damit Hals und Arme. An der einen Seite tragen sie stets ihren Parang, an der anderen das Siri-Körbchen, worin die bekannte Mischung von Arecanuß, Betelblatt und gebranntem Muschelkalke zum Kauen sich befindet.*)

Die Weiber kleiden sich in ein knapp anliegendes Röckchen von Zeug, und um den Leib tragen sie einen Gürtel von vielen Messingstreifen und schwarz geputzten Bambusringen. Dieser Gürtel ist zwei bis acht Zoll breit, je nach der Wohlhabenheit der Besitzerin, und oft 15 Pfund schwer.

Wir brachten bei diesem Völkchen den Rest des Tages und die Nacht zu. Abends bewirthete Capitän Brooke die Leute mit Branntwein, den sie sehr lieben, und forderte sie auf, uns dagegen mit Tänzen zu unterhalten. Sie schienen nicht sehr geneigt, unserem Wunsche zu willfahren und es kostete Mühe, sie dazu zu bewegen. Ihr Tanz ist ruhig und gelassen, und gibt, gleich jenen Hindostans, weniger den Füßen als den Händen und Armen zu thun. Er wird entweder von einem Manne allein, oder von einem Manne und einem Weibe aufgeführt. Das Weib macht dieselben Bewegungen wie der Mann, schlägt aber die Augen so tief zu Boden, daß man glauben sollte, sie seien geschlossen. Die Musik bestand aus zwei Trommeln und einem Gong. Die übrigen Dayaks saßen still, fast bewegungslos da. Ernst und Ruhe scheint in ihrem Charakter zu liegen. Nirgends wurde ich weniger von Neugierde belästigt, als hier.

---

*) Auch Gambir, eine braune, gummiartige Substanz, von der strauchartigen Uncaria Gambir gewonnen, wird gern gekaut.

Grube, August W.,

Geographische Charakterbilder in abgerundeten Gemälden aus der Länder- und Völkerkunde nach Musterdarstellungen der deutschen und ausländischen Literatur für die obere Stufe des geographischen Unterrichts in Schulen, sowie zu einer bildenden Lektüre für Freunde der Erdkunde überhaupt
Bd.: 2

Leipzig 1878